





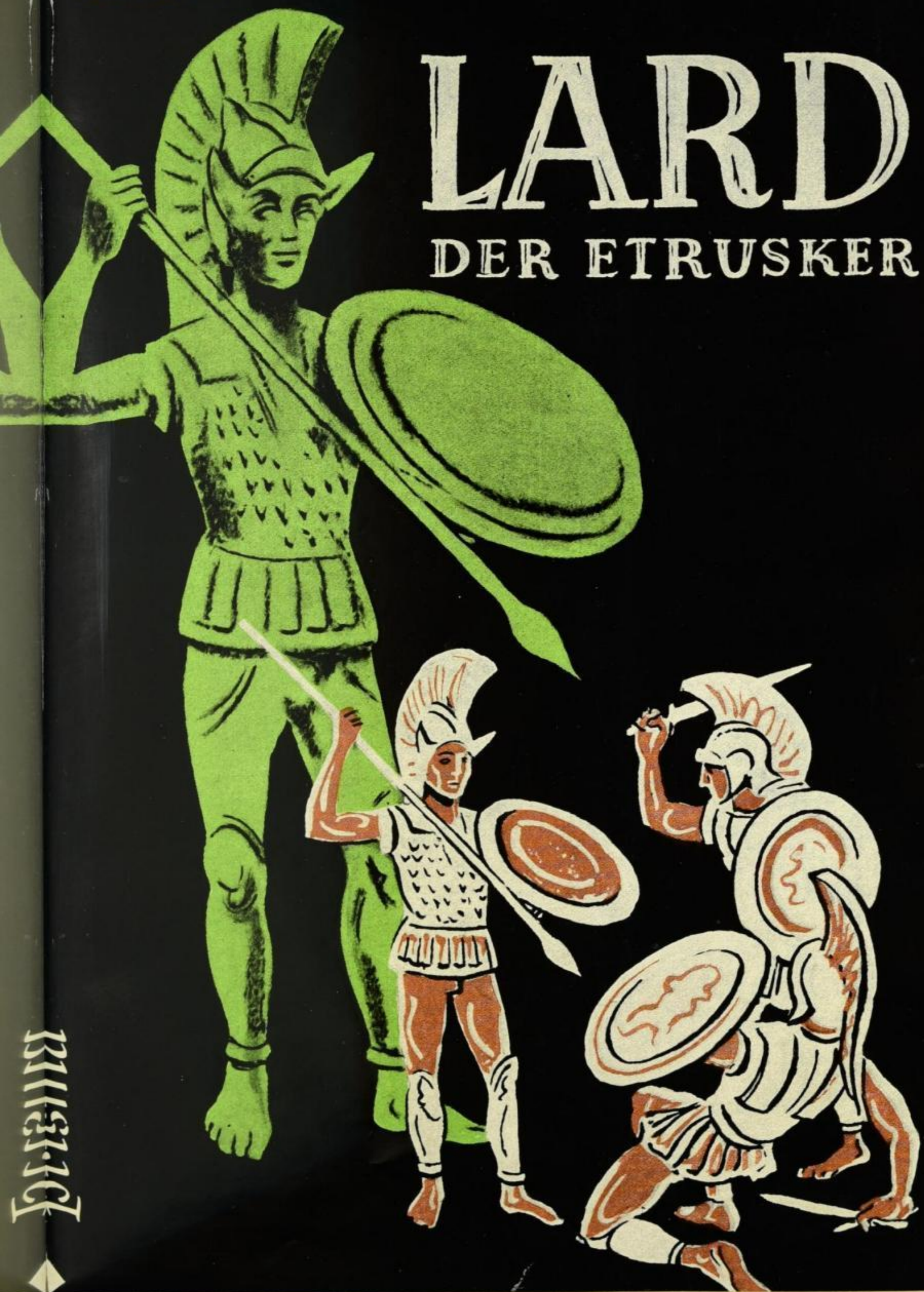




HANNA KLOSE · GREGER

# LARD

DER ETRUSKER



BRUNNEN



Es ist noch nicht allzulange,  
daß wir wissen, in wie starkem  
Maße die römische Kultur vom  
Volk der Etrusker beeinflusst  
worden ist. Warum sank dieses  
mächtige Volk in Vergessenheit,  
warum unterlag es dem damals  
noch unbedeutenden Rom?  
Kampf und Untergang Vejis,  
des Bollwerks des etruskischen  
Städtebundes, schildert uns die  
Autorin. Sie erweckt eine ver-  
sunkene Welt zu neuem Leben  
und macht sie farbig auf Grund  
eingehender Studien an Ort  
und Stelle. Wir nehmen teil an  
dem verworrenen Schicksal des  
Königssohnes Lard, leiden und  
hoffen mit ihm.

---

PRISMA-VERLAG  
ZENNER UND GÜRCHOTT





HANNA KLOSE-GREGER · LARD DER ETRUSKER







HANNA KLOSE-GREGER

LARD  
DER ETRUSKER

Mit Federzeichnungen von Heinz Voelkel

---

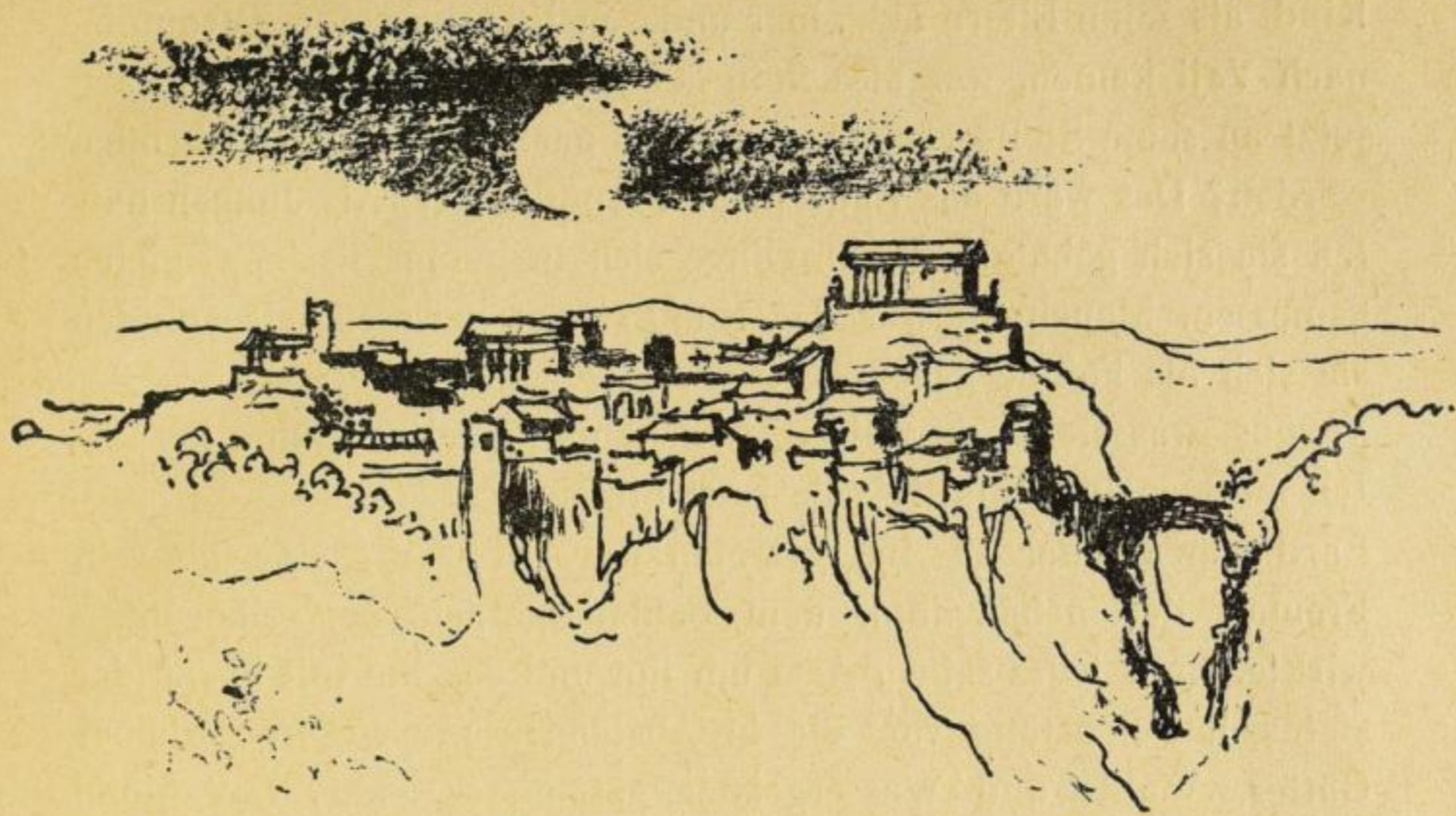
IM PRISMA-VERLAG



Sächsische  
Landesbibliothek  
25. FEB. 1960  
Dresden

P





Aruns verweilte unter dem Bogen der Tür, die aus dem Saal hinaus auf den breiten, hochgelegenen Vorbau führte. Er sah zurück auf das Fest wilder Trunkenheit und ungezügelter Lebensfreude. Auch er hatte reichlich vom starken Zypernwein getrunken. Ihn aber machte er nicht froh und ausgelassen wie die anderen. Wohl brannte er auch ihm wie Feuer, doch er weckte nur Groll und Mißmut. Mit einer heftigen Bewegung riß er den Kranz von seiner Stirn und warf ihn von sich. Sein Vater Volnius entstammte dem ältesten Adel Etruriens. Er war den Jahren nach der älteste im Rat. Ihm gehörte die Krone, und er, Aruns, hätte an seiner Seite gestanden, soweit sich nicht die Priester dazwischendrängten; denn sein Vater war Wachs in ihren Händen. Es ließ sich nicht leugnen, er war ein alternder Mann, der sich lieber den Freuden der Tafel hingab als der Sorge um Veji. Aber das würde den Sohn wenig stören, umsomehr hätte er freie Hand. Und nun hatte der Rat der Zwölf statt dessen Propertius gewählt, den Zugewanderten! Auch Propertius hatte einen Sohn. Er war fast gleichaltrig mit ihm und hieß Lard. Dieser Lard war noch ein



Kind, als seine Eltern aus einer anderen Etruskerstadt, Tarquinia, nach Veji kamen, war also kein gebürtiger Vejenter. Sollte Lard jetzt an seine Stelle rücken, der Erste nach dem Höchststehenden werden? Das wäre das Ende ihrer Freundschaft! Als Jungen hatten sie sich gebalgt, als Jünglinge sich in gymnastischen Spielen gemessen. Manchmal war der Kampf hart gewesen, als stünden sie sich als Feinde gegenüber.

„Aruns, was stehst du zwischen Licht und Nacht? Komm heraus! Ich muß auch einmal frische Luft atmen!“

Lard war es, der zu ihm getreten war. Er war größer als sein Freund, der neben ihm, dem Schlankgewachsenen, gedrungen wirkte. Lard legte seinen Arm um ihn und zog ihn mit bis zu der steinernen Brüstung vor, die in Abständen mit Figuren kleiner Götter, Wald- und Wassergeister geschmückt war. Der Mond schien voll. Sein Schimmer lag glänzend über der Landschaft. Von sanften Hügeln belebt, zog sich das Gelände weithin, fast wie eine einzige Ebene. Dunstschleier, in denen sich das matte Licht verfang, ließen die tiefen Einschnitte der Flüsse ahnen, die zwischen hohen Klüften stürzend ihre Bahn wühlten. Sie ergossen sich alle in den Tiber, einzeln oder mit anderen vereinigt, und machten den Fluß zum Strom, zu der großen Handelsstraße, die den Latinern wie den Römern so viel Nutzen brachte.

Die Gedanken der beiden jungen Männer mochten gleiche Wege gehen. Lard sagte: „Dort in der Ferne liegt die Stadt Rom.“

„Stadt?“ meinte Aruns verächtlich. „Sieben Dörfer auf den Hügeln zwischen den Sümpfen.“

„Aber Rom hat einen Hafen am Tiber, fast so groß wie der von Ostia.“

„Und uns gehört nicht einmal mehr Fidenä an der Mündung der Cremera in den Tiber“, entgegnete Aruns. Es klang wie ein Vorwurf. Lard schien es auch so aufzufassen.

„Fidenä muß wieder in unsren Besitz kommen, schon der Zölle wegen, die auf den Erz- und Getreidekähnen und auf den Flößen liegen!“



„Was ist Fidenä gegen Rom zu der Zeit, als etruskische Könige es regierten, Numa, Ancus, Tarquinius Priskus, Servius! Da war es eine Stadt! Wie erbärmlich haben die Römer allein die Entwässerung verkommen lassen!“

„Kennst du Rom?“

„So wenig wie du!“

„Ich möchte wissen, wie die Römer leben.“

„Nicht besser als unsere Hirten!“ Aruns wußte, daß er übertrieb; aber er wollte nichts gutheißen an der Stadt, die Veji so viel zu schaffen machte.

Lard konnte sich das nicht denken. „So dürftig werden sie nicht leben! Schiffe machen dort fest, die aus Sizilien, aus Karthago und Griechenland und noch weiter her übers Meer kommen. Kaufleute handeln und bringen Waren. Ich möchte einmal nach Rom!“

„Damit sie dir das Fell über die Ohren ziehen wie unserem letzten König Tulumnes den Leinenpanzer, ehe sie ihn erschlugen! Seitdem ist es vorbei mit den etruskischen Herrschern in Rom.“

„Nichts ist vorbei! Kann nicht ein neuer etruskischer König das alte Rom wieder errichten und Etrurien anschließen?“

„Als dreizehnte im Zwölfstädtebund?“ spottete Aruns. Lard ließ sich nicht stören und fuhr fort: „Dann hätte der ewige Kriegshader mit einem Schlag ein Ende!“

„Das wird so bald nicht geschehen!“ unterbrach ihn Aruns. „Römer oder Latiner fallen vorläufig Tag für Tag in unser Gebiet ein, schwärmen darin wie die Wespen, verwüsten die Felder, unreinigen die Quellen, schleppen Vieh und Sklaven fort!“

Erbittert fuhr Lard auf: „Ja! Aber jetzt regiert mein Vater, da wird das bald ein Ende haben. Sein Feldherr will ich werden. Dann will ich Rom schlagen und dort herrschen wie einst die stolzen Tarquinier!“ Auch ihn hatte der Wein beschwingt.

Aruns horchte auf. So dachte der Freund! Er konnte gefährlich werden. Aber ehe es so weit käme, hatte auch er noch ein Wort mitzureden.



Auf bequemem Lager, dreifach erhöht durch Polster und Kissen, lehnte Propertius. Ein schmaler Bart umrahmte seine Wangen und lief am Kinn in eine lange Spitze aus. Sein nachtschwarzes Haar, das ihm bis auf die Schultern fiel, wurde im Nacken durch eine halbrunde Spange zusammengehalten. Neben ihm, dicht an seine Seite geschmiegt, lag seine Gemahlin Tanaquil. Den beiden gegenüber ruhte Lavinia neben dem alten Volnius. Ihn zu heiraten hätte sie kein Verlangen getragen, hätte nicht seine Macht sie gelockt. Angesehen und umschmeichelt zu werden als die erste Frau in Veji, das war ihr Verlangen. Und jetzt sollte ein anderer als ihr Gemahl der Oberste der Stadt und des Landes werden? Die Enttäuschung war für sie nicht weniger groß als für ihren Stiefsohn Aruns.

Vorsichtig schob sie den Arm ihres Gatten von ihrer Schulter und erhob sich, um Aruns zu folgen. Volnius bemerkte kaum, daß sie ihn verließ. Er beugte sich vor und nahm die Schale voll Wein, die ihm ein Jüngling reichte, mit der einen Hand, mit der anderen wollte er nach ihm greifen; doch der Leichtfüßige entschwand und mischte sich unter die Tanzenden. Volnius sah ihm mit kurz-sichtigen Augen blinzeln nach. Das reiche Essen, der duftende Wein und die sanfte, nie unterbrochene Flötenmusik gaben ihm ein Gefühl satten Behagens. Er hob die Schale und trank Propertius zu.

„König von Veji, wehre den Römern!“ rief er mit weinseliger Stimme, und alle ringsum stimmten ein in den Ruf: „Wehre den Römern!“

„Lange genug sind sie unsere Plage“, gab einer der älteren Zecher zu, „vielleicht gelingt es dir, sie zu einem langen Waffenstillstand zu zwingen.“ Ehe er weiterreden konnte, lallte sein Nebenmann: „In Ruhe lassen sollen sie uns und uns nicht stören in unseren Festen, die Römer, die Piraten, die als Bettler den Tiber heraufgekommen sind!“ schimpfte er.

„Seeräuber kannst du die Römer nicht nennen“, fiel ein anderer ein, dem die Sinne noch nicht ganz vernebelt waren. „Früher, ja,



früher waren wir alle Seeräuber, ob Karthager oder Griechen oder Tyrrhener!“ Es sollte ein Scherz sein.

„Seeräuber“, grollte einer der Alten, „das war einmal! Soll sich keiner hier sehen lassen!“

„Sei unbesorgt“, wurde er lachend beruhigt, „bis hierher kommen sie nicht!“

Propertius fuhr sich über die heiße Stirn. Er dachte an die wilden Jahre seiner Jugend. Sie waren vergangen wie die Blumen an seinem Halse. Er winkte einem Jüngling, und ihm wurde eine frische Blumenkette umgelegt. Farbenfroh hob sie sich von seiner bräunlichen Haut ab. Die Purpurdecke war ihm über die Knie gerutscht, Tanaquil zog sie wieder hoch und breitete sie über beide. Ihr Kopf lag in seinem aufgestützten Arm. Unbemerkt von der übrigen Gesellschaft, konnte sie ihm zuflüstern:

„Ich fürchte, wir haben den Wein heute zu reichlich gespendet, was bleibt dann für die folgenden Festtage?“

„Sorge dich nicht um den Wein! Ich habe genug und sogar noch besseren bereit. Großzügig will ich spenden von den Gaben, die mir Hekate freigebig in den Schoß wirft.“

„Nenne ihren Namen nicht“, warnte sie leise, „sie gehört zu den Unterweltlichen.“

„Immer war Hekate mir wohlgesinnt“, sagte er darauf, „mir gibt sie, was sie in der Erde birgt und was sie auf dem Meere trägt...“ Seine Gemahlin wollte ihm den Mund verschließen: „Die Götter sollst du nicht versuchen! Vergiß nicht, morgen erst wird die Wahl durch die Priester bestätigt!“

„Die Haruspexe haben schon gesprochen. Das Staatsopfer morgen ist nur noch eine Darbietung für das Volk.“ Ihm war aber nicht so leicht ums Herz, wie er tat.

Tanaquil stand auf und sagte: „Mögen dir die Götter wohlgesinnt sein!“

Propertius wußte, daß es ihr ernst war mit dem Wunsche. Sie dachte an die verfehlte Wahl in Tarquinia. Die Götter waren gegen ihn gewesen.



Hastig trank er den Becher leer und zwang sein Gesicht zum Lächeln — oh, wenn die Sorglosen um ihn her geahnt hätten, wer er war! Nicht einmal Tanaquil wußte von seinem früheren Leben.

\*

Lavinia sah von Aruns nur den Umriß. Sein Kopf hob sich dunkel von dem helleren Himmel ab. Deutlich gezeichnet waren die gerade, niedere Stirn, die leicht gebogene Nase, die aufgeworfenen Lippen und das breite, feste Kinn. Er bemerkte Lavinia nicht. „Warum gehst du davon, Aruns?“ redete sie ihn an. „Willst du nicht fröhlich sein mit den Fröhlichen?“

Er fuhr herum, aufgestört aus nachdenklichem Sinnen. Da brach es aus ihm hervor: „Das sagst du! Ist es dir recht, daß Propertius König wurde?“

„Still!“ warnte Lavinia mit einem Blick nach dem hellerleuchteten Saal. „Alle sind einverstanden, wir können nichts daran ändern. Der Rat der Alten hat ihn gewählt, und die Götter haben ihn auserkoren.“

„Noch gaben sie keinen Beweis, wie sie ihn jedem echten Lukumonien geben. Wir werden vergebens darauf warten; Propertius und seine Getreuen sind hier Fremde.“

Lavinia wollte ihn von so gefährlichen Äußerungen abhalten. „Was redest du!“ sagte sie. „Propertius ist Etrusker. Seit Jahren lebt er unter uns. Niemandem wird es einfallen, seine hohe Person anzutasten, und Lard ist als sein Sohn anerkannt.“

Er sah sie an und fragte: „Was willst du damit sagen?“

Lavinia war erschrocken. Schnell wehrte sie ab: „Ach, nichts!“ Er aber drängte: „Was ist mit Lard? Ich will es wissen!“ Er packte sie an den Schultern.

Sie suchte ihn abzuschütteln. „Laß mich, du bist streitsüchtig!“ Und halb scherzend fügte sie hinzu: „Du hast zu lange mit Bacchus geliebäugelt. Wenn die Männer voll süßen Weines sind, haben böse Geister Gewalt über sie. Komm zurück in den Saal!“ bat sie.



Plötzlich gewahrte Lavinia eine Gestalt, die sich langsam aus dem Schatten des Türbogens löste. Erschreckt ergriff sie Aruns am Handgelenk.

„Tanaquil! Wenn sie uns belauscht hat!“ ein Zittern überlief sie. Er spürte ihre Angst.

„Du brauchst dich nicht zu fürchten“, sagte er laut. „Rom liegt dort unten in weiter Ferne, nicht einmal bei klarstem Licht zu erspähen. Solange Propertius regiert, werden uns die Römer nicht gefährlich!“

Lavinia atmete auf, so geschickt hatte Aruns abgelenkt. Während er in den Saal zurückging, trat sie mit gespielter Freudigkeit auf die Gemahlin des Königs zu. Wie sorgende Liebe klang es, als sie ihr zurief: „O Tanaquil, setz deine Schönheit nicht der Nachtluft aus, es weht kühl vom fernen Meere her!“

„Nicht im kühlenden Wind liegt Gefahr, Lavinia“, antwortete die andere.

„Wie die Wolken sich türmen“, fuhr Lavinia fort, „hoffentlich gib: es kein Gewitter!“

Tanaquil aber wäre ein Unwetter recht gewesen. Wenn die Blitze niederzuckten, müßte sich Propertius im hellen Schein der himmlischen Feuer der Menge zeigen. Das Gewitter wäre die Bestätigung der Wahl durch die Götter. Aus den Blitzen hätten die Priester ohne Zweifel günstige Vorbedeutungen herausgelesen, und niemand würde mehr daran zweifeln, daß Propertius ein Berufener war, ein Lukumon.

„Der Wind ist warm und bringt keine Kühlung, aber ein Gewitter brauchst du auch nicht zu fürchten!“ sagte Tanaquil und wandte sich ab.

\*

Lard war mitten unter den Tanzenden. Das breite, mit einem Goldrand durchwirkte Tuch war ihm von den Lenden gerutscht, als er einen der hohen Sprünge vollführte. Er warf es, unbekümmert weitertanzend, über Rücken und Arme; aber bei seinen





schnellen Wendungen blieb es auch dort nicht, hing nur noch lose in den Ellebeugen, blieb schließlich bei einer wirbelnden Drehung nur noch an einer Seite hängen und schwang in weitem Bogen hinter ihm her. Die mit ihm tanzten, jubelten ob der Ausgelassenheit. Selbst hingerissen, gaben sie sich ganz dem schwingenden Rhythmus hin, in dem die Flötenbläser, zwischen ihnen schreitend, ihre doppelten Pfeifen bliesen. Keiner berührte den anderen, nur die Mädchen faßten sich bei den Händen. Sie trugen lange Schleiergewänder, die an den Seiten geschlitzt waren und die Schenkel freiließen. So wanden sich die Mädchen mit weiten Schritten zwischen den Männern hindurch. Die Goldreifen an den Gelenken klirrten.

Lard drehte sich noch einmal um sich selbst und stand plötzlich still. Lachend faßte er sein Tuch und warf es über die Schulter. Es war blau, und jeder sah, daß es so blau war wie seine Augen, die, von schwarzen Wimpern umrahmt, hell und klar aus dem





bräunlich getönten Gesicht strahlten. Solche Augen waren fremd in Veji. Und fast noch mehr fiel eine dünne, hellgelbe Strähne auf, die sich genau über der Mitte seiner Stirn durch sein schwarzes Haar zog. Die Mädchen schlossen scherzend einen Kreis um ihn. Er durchhieb die Kette mit der Hand. Sie schrien auf und flüchteten, bis auf eine, vor der er stand und die er nicht vorbeiliess. Ihr Gesicht war ruhig, weder erschreckt, noch erfreut.

„Wer bist du, Mädchen, dich sah ich noch nie!“

Erst als er sie anredete, blickte sie zu ihm auf. „Ich bin Egeria. Kennst du mich nicht mehr?“

„Egeria?“ rief er erstaunt. Sie hatten als Kinder miteinander gespielt. Sie errötete und reihte sich schnell wieder zwischen den Mädchen ein.

Aruns stand schon geraume Zeit im Hintergrund und hatte über die Tanzenden hingesehen, bis er Egeria entdeckte. Auch er konnte kaum glauben, daß sie es war. Wie groß sie geworden war!



Man mußte überlegen, wem man sie zur Frau gab. Gerade als ihm das durch den Kopf ging, sah er, wie Lard sie anhielt. Er bahnte sich einen Weg zu ihm. Lard verstand nicht, warum sein Freund eine so finstere Miene hatte und rief ihm entgegen: „Aruns, wo bleibst du? Komm zu mir, damit uns das gleiche Maß an Freude zufällt!“ Unbekümmert redete er weiter: „Du hast eine schöne Schwester!“

„Sie ist nicht meine Schwester“, war die ziemlich barsche Antwort.

„Bist du ein Römer und verachtest die Mädchen?“

„Willst du mich beschimpfen?“ Aruns hörte nur das Wort ‚Römer‘, weil er Streit suchte.

Lard ließ sich nicht aus seiner heiteren Ruhe bringen. „Wie sollte es ein Schimpf sein, wenn ich von der Schönheit deiner Schwester rede? Bringt uns roten Wein aus dem geweihten Gefäß“, rief er den Sklaven zu und wandte sich wieder zu dem Freunde: „Komm, Aruns, wir trinken aus der schwarzen Schale, wie es uns gebührt!“ Aruns trank, er lächelte dem anderen gezwungen den Brudergruß zurück.

„Morgen jagen wir gemeinsam den Eber zum Opfer für die Götter, die uns wohlgesinnt sind“, vollendete Lard und trank den Rest aus der schwarzen Schale.

Tanaquil hatte den Vorfall beobachtet. Nach einer Weile, als es unauffällig geschehen konnte, trat sie an die Seite Lards.

„Trau Aruns nicht, er ist dein Feind!“ Dicht an seinem Ohr ließ sie die Worte fallen, wie eine Nichtigkeit.

Lard lachte unbekümmert: „Wohl weiß ich, Tanaquil, deine Klugheit läßt dich weiter sehen, als mancher Mann in Veji es vermag. Hier aber irrst du! Mit Aruns bin ich aufgewachsen, mit ihm habe ich die Gelehrten- und Soldatenschule besucht, wir haben uns in den Kampfspielen gemessen, mit ihm bin ich verbunden — er ist mein Freund!“

Tanaquil verhüllte ihren Mund mit dem Tuch wie in Trauer und blickte Lard in die Augen. Er wunderte sich über den Ernst in ihrem Gesicht.

„Hat dir der Haruspex Böses vorausgesagt?“ fragte er besorgt.



Sie schüttelte den Kopf. „Nein, aber ich rate dir und warne dich. Geh morgen nicht mit Aruns auf die Jagd!“

Er fuhr zurück, halb ungläubig, halb ärgerlich. „Das kann dein Ernst nicht sein! Den stärksten Eber will ich zur Strecke bringen, zum Opfer für die Götter, zur Ehre meines Vaters und zum Festmahl für König Propertius!“ Er rief es lachend und laut.

Tanaquils Züge blieben ernst. „Bei meiner mütterlichen Liebe — hüte dein Leben!“ Fast bittend sagte sie es, sie, die sonst nur befahl.

„Bei meiner Sohnesliebe zu dir“, antwortete er, „ich will deine Worte beherzigen!“ Mühsam unterdrückte er den Scherz in seiner Stimme, aber seine lachenden Augen verrieten ihn.

Als Lard sich wieder der übermütigen Gesellschaft zugewandt hatte, bedeckte Tanaquil ihr Gesicht mit den Händen — nur einen Augenblick, dann hatte sie sich wieder in der Gewalt. Mit einem stolzen Lächeln, hinter dem sie ihre Unruhe verbarg, legte sie sich wieder neben ihren Gemahl und schien an den Freuden des Festes teilzunehmen. Aber statt des Weines ließ sie sich vom frischen Quellwasser in ihren Becher füllen. Sie blieb nüchtern. Umso schärfer konnte sie hinter ihren halbgeschlossenen Lidern die Gäste beobachten. Im Trunk verrieten die Männer mehr von sich, als sie selbst ahnten. Was sie am Tag hinter prunkvoller Kleidung, schicklichen Mienen und ernster Würde verbargen, das lockte Bacchus, der Gott des Weines, aus ihnen heraus.

Sie konnte unbesorgt sein. Nirgends meldete sich ein Mißvergnügen. Die Väter von Veji waren zufrieden, wenn sie in Ruhe gelassen wurden.

Was sie sonst sah, hatte nicht viel zu sagen. Nur Lard schuf ihr Kummer. Ungern störte sie ihren Gemahl, der Anweisung gegeben hatte, die goldenen Mischkrüge neu zu füllen, und nun zusah, wie ein Knabe dickflüssigen Honig, ein anderer würziges Harz vorsichtig hineinrührte. Doch ließ es Tanaquil keine Ruhe. Sie mußte es aussprechen: „Halte Aruns morgen von der Jagd zurück!“ bat sie. Erstaunt wandte er sich ihr zu: „Warum?“



Sie zögerte, dann sagte sie: „Es ist Groll zwischen ihnen.“

„Junge Leute streiten sich leicht einmal! Das ist kein Grund, sie von dieser Jagd abzuhalten. Sind sie dem Wild auf der Spur, wird alles andere vergessen!“

Die besorgte Mutter wollte noch etwas einwenden. Sie hielt nie mit ihren Wünschen und Absichten hinter dem Berge. Ehe sie aber etwas erwidern konnte, sagte Propertius: „Besser zwei Jäger als einer. Es ist eine Ehre, die beiden zusteht, ich möchte Volnius nicht kränken, und ein feister Eber als Opfer für meine Königswahl ist mir wichtiger als ein Streit der Jünglinge.“

Damit beendete er das Gespräch. Er griff nach einer süßen, gelben Frucht und teilte sie mit ihr.

Tanaquil blieb bedrückt. Auch als sie in ihrem Gemach auf dem Lager ruhte, wollte ihre Beklemmung nicht weichen. Sie ließ mit geweihten Kräutern räuchern, die einschläfernten. Zuletzt nahm sie den Trunk, den ihre griechische Sklavin zu bereiten verstand, der den Körper schlaff machte und alle Ängste vertrieb. Er half nicht. Da wußte sie, daß es wirklich eine unbezwingbare Angst war, die den Schlaf von ihrem Lager fernhielt, die Angst um Lard. Sie liebte ihn, wie nur je eine Mutter ihr Kind lieben konnte. Im hohen, dreifüßigen Leuchter zuckte die duftverbreitende Flamme. Flackernd wechselten Licht und Schatten auf der buntbemalten Decke über ihr, hell und dunkel — so wie ihr Leben war. War sie im Schatten, sah sie sich schon wieder ins Licht erheben, stand sie im Licht, umhuschten sie drohende Schatten. War denn die Schuld bei ihr? Die Priester hatten gesprochen, und deren Wort galt. Sie waren es, die ihr das Kind zuerkannt hatten, das Kind der Magd Räna. Und auch wenn sie, Tanaquil, ein eigenes Kind gehabt, es hätte Lard nicht aus ihrem Herzen verdrängt. Sie wußte, daß er vorbestimmt war zum Lukumonen. Nicht ungerne hatte sie gehört, was ihr Propertius von Lards Geburt berichtete: Eines Tages brach ein furchtbares Gewitter nieder. Räna stand neben dem Herd. Plötzlich schlug daraus die Flamme empor und umzüngelte sie mit einem Feuerschein. Ein dröhnender Donner



erschütterte das Haus bis in die Grundfesten. Kurz darauf wurde der Knabe Lard geboren. Wie hätten die Priester dulden können, daß ein Kind, so augenfällig vom Gott der Blitze als ein Ausgewählter bezeichnet, einer fremden Magd und Sklavin überlassen bliebe? Sie verlangten, daß Propertius sich eine Gemahlin nehme. Die Wahl fiel auf sie, Tanaquil, aus dem uralten Geschlecht der Tarquinier. Propertius war ein schöner Mann. Mit großem Pomp wurde die Hochzeit gefeiert, aber vorerst brachte sie Tanaquil nicht das erhoffte Glück. Ihr Gemahl blieb ihr gegenüber lange verschlossen. Was wußte sie von Propertius, blieben nicht heute noch, auch für sie, ganze Strecken seines Lebens im Dunkel? Sie wußte nur, daß er aus Spina, der Stadt am Meer, stammte. Auf ihre Fragen erklärte er lachend, er sei aus dem Meere geboren, die Wogen hätten ihn ans Land gespült — in einer goldenen Muschel, fügte er mit einer Anspielung auf seinen Reichtum hinzu. Einmal hatte er an einem Feldzug gegen die Kelten im Norden teilgenommen und das Mädchen Räna mitgebracht, die Gefangene, die Sklavin, die seine Geliebte geworden war. An sie wollte Tanaquil nicht denken, nicht im Traum an sie erinnert sein — fort mit den Gedanken! Doch die Gedanken blieben. Räna hatte verschwinden müssen, und mit ihr alle, die um die Geburt des Knaben wußten. Niemand sollte daran zweifeln, daß Lard Tanaquils und des Propertius Sohn wäre. Das größte Dankopfer hätte sie der Göttin Uni dargebracht, wenn sie jetzt Gewißheit hätte, daß die Magd nicht mehr am Leben sei. Wie lange hatte sie ihren Gemahl umschmeicheln müssen, ehe er ihr die Bitte gewährte — was sie von ihm als Befehl erwartet hatte — Räna aus dem Haus zu jagen. In die Maremmen hatte sie die Sklavin treiben lassen, dorthin, wo alle Wege Irrwege waren, die rettungslos in Morast und Sümpfe führten, niemand kam von dort zurück. Ihrem Manne freilich hatte sie gesagt, sie habe die Magd mit Kaufleuten in ihre nordische Heimat zu den Kelten geschickt. Es war nicht eigentlich eine Lüge, Norden war die Richtung gewesen. Jahre waren seitdem vergangen. Warum sollte sie Räna noch fürchten? Aber die



Unruhe wich nicht aus ihrem Herzen. Tanaquil wußte nicht weniger um die göttlichen heiligen Lehren als die höchsten Priester. Sie kannte die „Etruskische Disziplin“ auswendig. So nannte man die Aufzeichnungen, die der Gott Tages einst den Priestern übermittelte. Ein Bauer hatte ihn aus der Erde gepflügt, ein Kind mit grauen Haaren und voller Weisheit. Er rief die heiligen Männer, und sie nahmen begierig auf, was Tages ihnen singend kundtat von seinem Urwissen und den göttlichen Lehren.

In zwölf Jahrtausenden hatte der oberste, der unbekannte Gott die Welt erschaffen und den Völkern wie den Menschen genaue Zeiten zugemessen. Tanaquil wußte, daß diese Zeit für das alte Volk der Etrusker fast abgelaufen war. Zehn Jahrhunderte waren ihm gegeben. Die Zeitspanne eines Säkulums war nicht an Tage und Monde, nicht einmal an Jahre gebunden; vielleicht währte das langsame Vergehen noch ein oder zwei Jahrhunderte irdischer Zeitrechnung. Der Untergang konnte hinausgeschoben werden. Sie, Tanaquil, wollte das Verhängnis aufhalten. Von Propertius konnte sie dazu kaum etwas erhoffen. Noch war nichts geschehen, was ihn als einen bezeichnet hätte, der den Göttern näher stand als andere Menschen, Lard aber war vom Blitzgott gezeugt. Er war zu Großem bestimmt. Für Tanaquil gab es keinen Zweifel, daß er als wahrhafter Lukumon die Etrusker zu retten, vielleicht sogar noch einmal zu Glanz und Ruhm emporzuführen vermöchte.

\*

Noch war der letzte Stern nicht verblichen. Lard und Aruns ritten Seite an Seite zu dem auf der höchsten Stelle errichteten Tempel der großen Göttin Uni empor. Verbissen schwieg Aruns, der Sohn des Volnius. In einigem Abstand folgten die Sklaven, die das Wild zutreiben sollten. Den Trupp Lards hatte man zurückgeschickt, damit nicht Eifersucht zweier Gruppen die Jagd störe, wie Aruns zu bedenken gab. Vor den Stufen sprangen die Jüng-



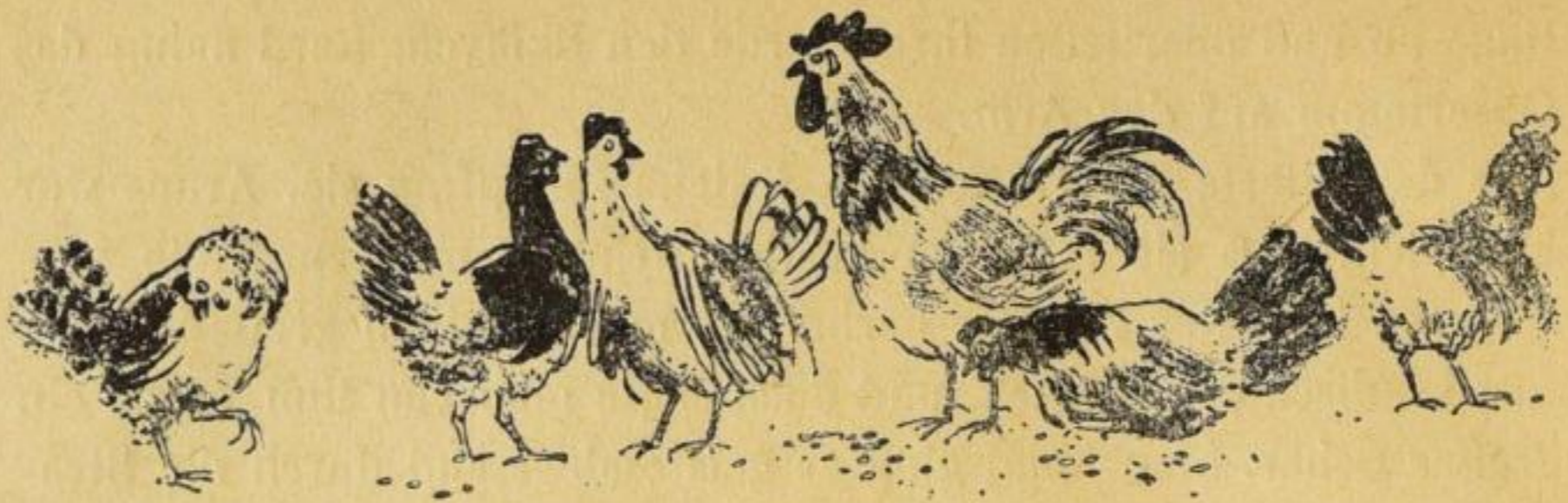
linge ab und überließen ihre Pferde den Sklaven. Lard nahm das Opferlamm auf den Arm.

Nur der älteste der Haruspexe, Kalchas, empfing sie. Aruns war ärgerlich, daß sie mit ihm vorlieb nehmen mußten. Halb verschlafen kam der Priester herbei. Er machte einen greisenhaften, fast kindischen Eindruck, und doch sagte man von ihm, er sei ein großer Seher. Manchmal ging er geistesabwesend durch die Straßen, schien durch alle Dinge hindurchzusehen, blieb unvermittelt stehen, wo er war, und sprach lange und fließend, wie es ihm sonst durchaus nicht lag, von Dingen und Geschehnissen, die ihm kaum bekannt waren. Laut verkündete er seine Gesichte, und niemand durfte ihn stören, bis er geendet. Am Schluß war er dann völlig ermattet, fiel in sich zusammen und mußte weggetragen werden. Erwachte er wieder aus dem Schlaf oder der Ohnmacht, behauptete er, nichts zu wissen, weder von dem Vorfall, noch von dem, was er gesprochen. Kalchas war es, der sich auch am besten auf das Deuten des Vogelfluges verstand. Da sich am nächtlichen Himmel aber noch keine Vögel zeigten, wollte der Priester die heiligen Hühner befragen. Lard war einverstanden, auch Aruns nickte.

Feierlich besprengte der Haruspex den Boden der offenen Vorhalle mit geweihtem Wasser, ging darauf seitwärts, wo in einem Verschlag hinter Holzgittern auf Stangen die Hühner hockten. Er öffnete das Gatter, kam zurück und warf eine Handvoll Gerstenkörner auf die Steinplatten. Dieses Geräusch und das Klappern beim Öffnen des Gitters lockte die Tiere sonst sofort heraus. Diesmal zeigten sie keine Neigung dazu. Langsam kam endlich eine Henne hervor, noch träger folgten die übrigen. Sie plusterten sich, kratzten sich hinter dem roten Kamm, reckten einen Flügel und fingen an, in abgerissenen, mißlichen Tönen zu tuckern. Nicht einmal zu einem richtigen Gackern konnten sie sich entschließen. Um die Körner kümmerten sie sich überhaupt nicht.

Dem Haruspex wurde es unbehaglich, denn aus der Art, wie sie die Gerste pickten, wollte er den Verlauf des Tages erkennen.





Endlich kam auch der Hahn zum Vorschein, stolz, bunt schillernd, mit dunkelgrünen, halbrund geschwungenen Schwanzfedern. Doch nicht einmal er zeigte Lust, die Körner zu picken. Er, der sonst schon durch sein Schnabelwetzen die Hennen anreizte, sich auf das Futter zu stürzen, blieb verschlafen stehen. Hätte er wenigstens ein einziges Mal gekräht! Aber er döste teilnahmslos vor sich hin.

Kalchas hob die Schultern und ließ die Hände sinken, eine Geste, mit der er sagen wollte: An mir liegt es nicht, ihr seht es! Vielleicht hätte noch eine Handvoll Futter, das Aufhüpfen der Körner auf dem Stein, das Geflügel ermuntert; aber öfter als einmal durfte nicht gestreut werden. Es war hoffnungslos verfehlt.

„Geht heute nicht zur Jagd!“ war das einzige, was der Haruspex aus allem herauslesen konnte.

Kaum waren sie allein, lachte Aruns kurz auf. „Das ist ein schlechter Rat. Dazu brauchten wir das Orakel nicht zu fragen!“ Und Lard fügte hinzu: „Woher soll das Opfertier für das Königsfest kommen, wenn wir es nicht bringen?“

Als die beiden mißgestimmt den Tempelberg hinabritten, krähte auf einmal der Hahn. „Hörst du ihn?“ rief Lard erfreut. „Nun fängt er doch noch zu krähen an!“ Er fühlte sich erlöst, weil der Hahnenschrei das schlechte Zeichen des Futterorakels aufheben konnte. „Wir müssen einen Eber erlegen, und wir werden ihn richtig zum Opferstein bringen!“

Aruns schien in Gedanken. Er murmelte kopfschüttelnd: „Kalchas ist zu alt.“



„Ja, da hast du recht, wie kann er uns abraten! Er weiß, daß der Eber an dem Tag erlegt werden muß, an dem er geopfert wird.“

„Aber“, wandte Aruns ein, „die Götter haben gesprochen. Weh uns, wenn wir uns nicht danach richten!“

„Willst du die Jagd aufgeben?“ fragte Lard erstaunt. Noch nie hatte sich Aruns durch den Spruch eines Priesters beirren lassen. Jeden deutete er zu seinen Gunsten. Und hier beugte er sich ohne Widerrede. Verdrossen war sein Gesicht; aber er weigerte sich nachzugeben und blieb hartnäckig.

Lard streifte ihn mit einem unwilligen Blick. Ihm riß die Geduld. „Du weißt nicht, was du willst! Wenn du schlechte Laune hast, dann laß sie an deinen Sklaven aus, aber nicht an mir! Was hast du?“

„Was soll ich haben?“

„Du bist anders als sonst. Deine Worte sind anders als sonst. Deine Augen irren umher. Mir scheint, du willst nicht länger mein Freund sein.“

„Warum sollte ich nicht dein Freund sein wollen?“

„Du fragst und antwortest nicht.“

Das Trennende zwischen ihnen blieb unausgesprochen. Bei der nächsten Wegbiegung stießen sie auf ihre Jagdbegleiter. Es waren tüchtige Männer, die in Aruns Diensten standen und sich in den ausgedehnten Wäldern auskannten. Sie trugen starke Speere und in ihrem Gürtel breite Messer. In einem Trupp liefen sie hinter den Reitern her. Zum Nordtor ging es hinaus. Dort war die tiefe Schlucht am wenigsten steil, nur galt es, die reißende Cremera zu durchqueren. Nicht weit von der Furt stürzten ihre Wasser mit gewaltigem Tosen tief herab in die Schlucht. Der Übergang war nicht ungefährlich. Die Pferde scheuten und stampften, ehe sie hineingingen. Die Männer mußten sie führen.

Am jenseitigen Ufer gebot Aruns Halt. „Nein, ich werde heute nicht jagen!“ erklärte er jetzt entschieden. „Das Orakel hat dagegen gesprochen. Ich will nicht den Zorn der Götter gegen mich heraufbeschwören.“



Lard widersprach: „Du hast selbst gesagt, daß der Haruspex zu alt ist. Einer der oberen Priester hätte die Körner besser geworfen und die Zeichen anders gedeutet. Er hätte nicht von der Jagd abgeraten. Die Priester brauchen die Leber eines Ebers, um für den neuen König in der Zukunft zu lesen.“

Aruns blieb ablehnend. „Wenn du darauf bestehst zu jagen, kann ich dich nicht hindern. Verzeih, wenn ich dich nicht begleite, ich füge mich dem Spruch der heiligen Hühner.“

Lards Züge verdunkelten sich. „So werde ich allein auf die Jagd gehen“, entschied er. „Die Priester werden mir nicht zürnen, wenn ich ihnen ein Wild bringe, wie es diesem Tage gebührt!“

Aruns setzte eine Miene auf, die ehrliche Betrübniß verriet. „Es tut mir leid, daß ich dich nicht zurückhalten kann, doch dein Wille ist stärker. Nur einen Rat nimm noch an von mir! Halte dich genau nach Sonnenaufgang, dann erreichst du die Eichenwälder, wo die stärksten Rudel der Wildschweine wühlen.“

„Gut, so gib mir deine jagderfahrenen Männer mit!“

„Wie? Soll ich ohne Begleitung in die Stadt reiten?“ Es sollte belustigt klingen, vielleicht faßte es Lard auch so auf. „Gib mir die Hälfte!“ lenkte er ein.

In dem Augenblick entstand unter den Leuten eine Aufregung. Aruns schrie sie zornig an und fragte, was es gäbe. Man deutete auf einen Kauernden: „Eine Schlange hat ihn gebissen. Er blutet an der Sohle und kann nicht auftreten.“

„Wieder ein schlechtes Omen, Lard! Ich warne dich!“

Lard blieb fest. Schließlich wies ihm Aruns drei von seinen Leuten zu. Lard mußte sich damit zufrieden geben. Die Männer waren nicht sein Eigentum.

Er verbiß seinen Ärger. Mit den wenigen Begleitern rückte er ab und drang in die bergige Wildnis ein.

Aruns wartete, bis nichts mehr zu hören war. Dann wandte er sich nach Norden, wo seine Jäger am Vortage einen Keiler ausgemacht hatten, der ihm heute als Beute sicher war.

\*



Egeria fuhr von ihrem Lager auf dem flachen Dach hoch, raffte die Woldecke um sich und trat an die Brüstung. Hufschlag hatte sie geweckt. Der Frühnebel drängte sich durch die engen Straßen und verwischte die Umrisse, gerade hatte sie noch Lard und Aruns in den Davonreitenden erkennen können. Wer würde die Beute heimbringen? Ob Lard gegen Aruns ankam? Sie dachte daran, wie er getanzt hatte und wie erschrocken sie gewesen, als er plötzlich vor ihr stehenblieb. Solange sie Kind war, hatte sie nur Aruns bewundert, obwohl er sich nie um sie gekümmert hatte. Seit sie erwachsen war, schien sie für ihn erst recht nicht da zu sein. Ihm zu gefallen, war ihr erstrebenswert erschienen. Sie flocht sich rote Bänder in die Zöpfe, stahl sich Salböl und Dufttropfen vom Schminktisch ihrer Mutter. Er bemerkte es nie, wie sie sich für ihn schön machte. Aber jetzt verblaßte sein Bild, und das von Lard drängte sich vor. Noch nie war er ihr so schön und männlich erschienen, wie im Reigen. Sie lächelte, wie nur ein Mädchen lächelt, in dem zum ersten Mal das Gefühl erwacht, das sie zum Manne zieht.

Sie wollte den Tag darauf verwenden, sich mit aller Sorgfalt zu schmücken für das Opferfest. Sie wollte dem Sieger den Kranz aufs Haupt drücken — gleich, ob es Aruns war oder Lard. Sie sah sich schon die Stufen herabschreiten, stolz, wie Artemis selbst — da stockte ihr Träumen! Ihr Vater Volnius war ja nicht mehr der Befehlende, seit der neue König gewählt war. Doch dann tröstete sie sich, Propertius würde es ihr sicher nicht wehren.

Wie lautlos waren die Reiter auf und davon! Kein Rufen, kein Hörnerklang! War schon wieder Vorsicht geboten vor Spähern der Römer oder der Falisker oder der Sabiner, wie diese feindlichen Stämme überall hießen. Warum war immer Krieg? Gut, daß Veji hoch auf dem Felsen lag und uneinnehmbar war. Ihr Blick glitt über die unzähligen Dächer der Stadt, die Hallen, die Paläste und Türme, die Straßen und Plätze. Dort drüben, hoch über dem steilen Südrand, ragte der Tempel der Uni umpor. Nicht weit davon entfernt stand das Heiligtum des Apoll, und nach Osten zu, kaum



noch erkennbar, zeichneten sich die Umrisse des Standbildes der Artemis mit dem springenden Hirsch ab, deren Bild auch den Sims ihres Hauses krönte.

„Egeria, Egeria!“ rief eine schwache Stimme vom Aufgang her. Das Mädchen, unlieb in seinem Träumen gestört, fuhr herum. Keuchend kam die alte Dienerin herauf. Sie war die Amme ihrer Mutter gewesen und deshalb trotz ihrer Betagtheit nicht davon-gejagt worden. „Oh, daß ich so alt bin und meine Ohren schwach werden“, stöhnte sie, „ich habe dich nicht davonschleichen hören.“ „Wie gut das ist“, lachte das Mädchen, „ich will nicht auf Schritt und Tritt bewacht sein!“

„Du hast wieder auf dem Dach geschlafen! Du weißt, daß es dir verboten ist.“

„Nichts ist mir verboten. Ich bin keine von den Römerinnen, die wie Sklavenmädchen aufwachsen!“

Die Alte schüttelte hilflos den Kopf, raffte die dicken Schaffelle des Lagers mühsam auf, um sie fortzuschleppen, und murmelte: „Weh mir, wenn deine Mutter davon erfährt!“

Egeria lächelte überlegen. „Du sollst mich nicht mehr wie ein Kind behandeln! Geh und hole mir den Spiegel!“

Die Alte glaubte nicht recht zu hören. Es kam ihr wie ein Diebstahl vor, den kostbaren Gegenstand vom Schminktisch ihrer Herrin zu nehmen. Doch das Mädchen bestand darauf.

Egeria drängte das Verlangen, sich selbst zu sehen, und doch wagte sie nicht gleich, die runde Bronzescheibe, die sie an dem kurzen Griff hielt, umzudrehen. Es war gefährlich, in sein eigenes Antlitz zu schauen, wie leicht blickten einem dabei die Götter über die Schulter. Sie betrachtete die eingravierte Zeichnung auf der Rückseite und entzifferte die Aufschrift, die in etruskischen Buchstaben von rechts nach links zu lesen war. Das Bild stellte eine Begebenheit aus der kalydonischen Eberjagd dar. Sie kannte die tyrrhenische Sage, aber auch die griechische, in der nur die Namen anders waren. Liebevoll neigte sich die Liebesgöttin Turan über den schönen Jüngling Atune, dessen Tod sie selbst verschul-



det. Welches Verhängnis entsprang dieser unheilvollen Jagd! Unwillkürlich mußte sie an die heutige Jagd von Lard und Aruns denken!

Noch ganz in Gedanken drehte sie den Spiegel um. Kaum klarer als Brunnenwasser zeigte die erzene Fläche ihre Züge. Das Rot ihrer Lippen glänzte wie die Korallen, die ihr Vater ihr geschenkt hatte. Mit dem Zeigefinger strich sie über die Bogen ihrer Brauen, dann erst blickte sie sich voll in die mandelförmigen Augen. Auch als sie lächelte, blieb ihr das Bild unheimlich. Erschrocken legte sie den Spiegel nieder. Da drangen von unten her scharfe Worte an ihr Ohr. Sie hörte das Jammern der Alten, die Schläge bekam, weil sie nicht besser aufgepaßt hatte. Kurz darauf erschien Lavinia auf dem Dach.

„Egeria, wie kannst du dich eine ganze Nacht lang den neidischen Blicken der Artemis aussetzen!“ rief die Mutter.

„Worauf sollte die Göttin denn neidisch sein?“ gab ihre Tochter leicht verlegen zurück, denn es gelang ihr nicht, den Spiegel vor den Augen der Mutter zu verbergen.

Lavinia sah es wohl, doch sie tadelte sie nicht.

„Göttinnen sind doch viel schöner als Menschen“, fuhr Egeria fort. „Auch Menschen können schön werden wie die Götter, wenn sie ihnen dienen“, sagte die Mutter und atmete erleichtert auf. Von selbst kam Egeria auf das, wovon sie mit ihr sprechen wollte. Sie griff nach dem Spiegel und deutete auf das eingeritzte Bild.

„Turan bringt ebensoviel Leid, wie sie Liebe schenkt. Ich will dir von einer anderen Göttin erzählen. Komm herunter in mein Gemach, hier ist es zu kalt!“

Egeria verspürte keine Lust zu solchem Gespräch. Sie blieb an der Brüstung lehnen und wies nach Osten. „Sieh, wie schnell es heller wird. Gleich wird die Sonne aufgehen und uns wärmen. Kommt sie nur erst in ihre Bahn, wird sie heiß auf uns niederbrennen.“

„Und wird deine Haut bräunen!“

„Das wünsche ich schon lange. Dann sehe ich wie die anderen



Mädchen aus. Laß mich an den Spielen der Jugend teilnehmen! Ich weiß nicht, warum ich davon ausgeschlossen werde.“

Der unerwartete Widerstand machte Lavinia ärgerlich. „Dankbar solltest du sein, daß ich dich vor solchen Roheiten bewahre! Willst du dir blaue Flecke an Arme und Schenkel stoßen, die man mit keiner Schminke decken kann, wenn sie anfangen in allen Farben zu schillern?“

Das machte Egeria keinen Eindruck. „Alle dürfen ungehindert an den Spielen teilnehmen, nur ich nicht!“

„Deine Haut soll ohne Makel bleiben!“

Ohne den Einwand zu beachten, fuhr das Mädchen fort: „Die Jünglinge kennen mich kaum. Aruns sieht mich nicht an, nicht einmal Lard kennt mich mehr, weil ich nie unter denen bin, die um die Wette laufen und den Speer werfen. Sie achten nur die Frauen, die es ihnen gleichzutun vermögen.“

„Da irrst du dich!“ Lavinia lachte kurz auf. Mit einer Handbewegung schnitt sie das Gespräch ab. „Daraus wird nichts! Du mußt es nun endlich wissen. Egeria habe ich dich genannt, das ist der Name der Priesterinnen, die der weissagenden Nymphe Bogen dienen. Du sollst eine ihrer wichtigsten Kunderinnen werden.“

„Nein!“ Erschreckt und heftig wehrte das Mädchen ab. „Niemals!“

„Du weißt nicht, was dir damit gegeben wird! Bedenke, du wirst die Geschicke der Stadt, des ganzen Bundes lenken, wenn du dir klug zunutze machst, was die Priesterinnen raten. Ein Spruch der Nymphe wird nie angezweifelt. Er ist ein heiliges Orakel.“ Lavinia redete sich in Eifer, nur um ihrer Tochter das künftige Leben in höchsten Ehren, beinahe in Vergötterung, in den leuchtendsten Farben zu malen.

Angst, eine furchtbare, beklemmende Angst stieg in dem Mädchen auf und schnürte ihr die Kehle zu. Schwach nur kam noch einmal ein „Nein!“ von ihren Lippen.

Die Mutter schien es gar nicht gehört zu haben. „Die Priesterinnen der Uni selbst wollen dich einführen. Sei vernünftig, weise nicht von dir, was dir wie keiner anderen geboten wird!“



Endlich faßte sich Egeria wieder. Alle ihre Abwehr lag in dem Schrei: „Niemals! Ich will keiner Nymphe und keiner Göttin gleich sein!“

\*

Anfangs konnte Lard gebahnte Pfade verfolgen, dann aber schlug das Gewirr der Äste immer dichter zusammen. Er hieß einen der Männer vorausgehen, um einen gangbaren Weg zu erkunden. Sie mußten fast die Höhe erreicht haben. Im Eichenwald würde sich das Unterholz lichten. Der Vorausgeschickte sollte das Fiepen eines Rehes nachahmen; der Laut wäre in der Stille gut vernehmbar. Da sich nichts regte, schickte Lard den nächsten auf die Suche. Lard wartete. Nach längerer Zeit war im dichten Gebüsch das Grunzen eines Wildschweines zu hören und ein Brechen im Gezweig. Lard wollte dem Mann, den er hinter sich gelassen, ein Zeichen geben, ihm zum Angriff auf das Wild zu folgen — er war verschwunden. Noch einen Augenblick horchte Lard, da war wieder das Geräusch, aber weiter entfernt, dann war nichts mehr zu vernehmen. Lard rief nach seinen Leuten. Er rief durch die hohle Hand. Der Wald verschluckte seine Rufe. Eine Antwort kam nicht. Endlich begriff er, daß er verraten war. Aruns hatte ihn mit List und falschen Worten von der Jagd ferngehalten; er hatte den Leuten befohlen, ihm nur zum Schein zu folgen, und lachte jetzt über die Torheit des Jüngeren, genauso wie die gehorsamen Sklaven, die ihn ins Ungewisse geführt hatten. „Zu Tode peitschen lasse ich die Hunde!“ rief er voller Wut. Aber es waren nicht seine Sklaven — und hätte nicht Aruns das Gleiche verdient? Er war der Verräter! Tanaquils Warnung klang ihm in den Ohren. Warum hatte er nicht auf sie, warum nicht auf den Haruspex gehört! Leichtfertig hatte er sich über das Omen hinweggesetzt, aus dem doch die Götter sprachen. Sollte er nun schmähslich zurück, oder sollte er auf eigene Faust jagen? Das traute er sich zu. Dafür entschied er sich, ging weiter und zog das Pferd am Zügel nach. Ein heftiger Wind begann in den



Wipfeln zu rütteln, doch lichtete er nicht das Blätterdach. Kein Sonnenstrahl drang hindurch. Kein Fels, kein Flußlauf gab einen Anhalt, sich zurechtzufinden. In fremdem Urwald hatte der Jäger sich verirrt und war allen bösen Geistern ausgeliefert. Aus zerfurchten Baumrinden grinsten ihm verzerrte Gesichter an mit gespenstisch wehenden grauen Flechtenbärten. Umgestürzte, vermorschte Baumriesen versperrten ihm den Weg. Ranken und Dornen hielten ihn fest. Am meisten hinderten vom Blitz gespaltene Stämme. Um sie herum war heiliger Boden, denn der große Gott hatte ihn berührt. Ihnen mußte er oft weit ins Dickicht ausweichen. Die graue Dämmerung stand wie eine Mauer. Verfilzte Farne verdeckten moorige Stellen. Immer schwieriger wurde das Vorwärtsdringen.

Ein trockener Ast schlug ihm ins Gesicht. Ergrimmt brach er ihn los und warf ihn mit Schwung durch die Stämme ins Dickicht. Da erhob sich dort ein dumpfes Grunzen, Äste knackten, und schon brach es heraus aus dem Gestrüpp — ein grober Keiler! Steif standen die Rückenborsten. Die Flanken deckte ein dicker Schorf von Harz. Wild funkelten die kleinen Augen. Aus der Schnauze drohten die Hauer wie scharfe Sichel. Schnaufend nahm das Ungetüm den Jäger an. Lard blieb keine Zeit zum Besinnen. Er klemmte seinen Eschenspeer fest unter den rechten Arm und fing damit den Schwarzkittel ab. Der Anprall warf ihn nieder; aber es gelang ihm, sich zur Seite zu wälzen, sein kurzes Schwert zu zücken und es dem Tier unter dem Blatt in die Seite zu stoßen. Wütend schlug der Kopf des Keilers. Der Jäger mußte sorglich achten, daß ihn die scharfen Hauer nicht erreichten. Dann lag das Tier still. Von Zeit zu Zeit lief ein Zucken durch den schweren Körper. Dann hörte auch das auf. Der tapfere Keiler war tot. Lard wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Schwüle lastete. Wie eine Erlösung stahl sich ein Glitzern durch das Laubdach. Es ließ die Beute erkennen. Das war der mächtigste Eber, den der junge Jäger je zu Gesicht bekommen. Lard triumphierte. Selbst wenn Aruns — die Götter würden ihn



strafen für seine Tücke — selbst wenn Aruns einen Eber brachte, so konnte er kaum die Größe dieses Untiers haben. Er, des Propertius Sohn, würde unter dem Jubel des Volkes das stattliche Opfertier den Priestern darbringen, obwohl sie ihm von der Jagd hatten abraten wollen. Da durchfuhr ihn ein jäher Schreck! Wie sollte er den Eber nach Veji schaffen? Er suchte ihn hochzuwuchten, es war unmöglich! Nur den langen, spitzen Kopf konnte er heben. Ohne Jäger und Träger konnte er mit der Beute nichts anfangen. Er riß seinen Speer aus dem Rachen des Keilers und wischte mit Moos und Laub das Blut von der Waffe. Da lag das starke Wild zu seinen Füßen. Es bedeutete Sieg und Triumph! Wollten die Götter ihn strafen? Sie duldeten keinen Ungehorsam. Sollte er das erlegte Tier verkommen lassen, Fraß für Wölfe und Füchse? Lard rief sein Pferd heran und zog es hinter sich her.

Wohin? Der Wald war ringsum gleich dicht. Feuchter Dunst brütete zwischen den Stämmen. Die Sonne mußte schon hoch am Himmel stehen, und doch war nichts von ihr zu sehen. Sie gab weder Zeit noch Richtung. War hier das Reich der Hekate, die in Mondnächten mit ihrem Geisterheer zu den Menschen kam?

Lard fuhr zusammen. Dort schimmerte es weiß. Dort bewegte sich eine Gestalt. Weit im Umkreis hatte er keinen Menschen gesehen, und jetzt ein Weib in einem weißen Gewand? Das konnte nur eine Nymphe sein! Eisig überlief es ihn. Wem in solcher Verlassenheit eine Nymphe begegnete, dem drohte der Tod! Er wollte Gewißheit, er wollte leben! Er suchte sich nach der Erscheinung hin einen Weg zu bahnen. Einmal verschwand sie, dann tauchte sie entfernter oder näher wieder auf, verschwand wieder, wie um ihn zu foppen. Wollte sie ihn ins Verderben locken?

Losreißen mußte er sich! Er zwang sein Roß durch das sperrige Unterholz in die entgegengesetzte Richtung. — Er wollte nichts mehr sehen! Der Boden unter den Hufen seines Pferdes wurde fester. Holprig und steinig formte er sich zu einem kaum erkennbaren Pfad, der bergan führte. Lard saß wieder auf.



Plötzlich sah er die Gestalt vor sich, kaum zwanzig Schritt voraus. Ein Narr war er! Das war ein ganz gewöhnliches Weib, eine Hirtensklavin wahrscheinlich, denn sie trug einen schweren Krug auf dem Kopf. Ihr loses Kleid aus gebleichter Schafwolle hatte ihn verwirrt! Sie war hochgewachsen und ging in ruhigen Schritten ihres Weges.

Als die Frau das Schnaufen des Pferdes hinter sich vernahm, drehte sie sich langsam um und blieb stehen, ohne jedoch den Weg freizugeben. Im Gegenteil, sie kam ein paar Schritte auf Lard zu. Das unruhige Pferd flößte ihr sichtlich keine Furcht ein. Dicht zu den Füßen des Reiters verharrte sie. Ohne den Krug herabzunehmen, den sie frei auf dem Kopfe trug, blickte sie von unten her zu ihm auf. Er sah verwundert ihre hellen Augen unter blonden Brauen, war von dem Ungewohnten einen Augenblick betroffen, ärgerte sich aber zugleich, daß er sich von ihr aufhalten ließ.

„Mach Platz!“ sagte er.

Sie wich nicht. „Du tätest besser zu bitten als zu befehlen.“

„Dich bitten? Die Götter will ich bitten, daß sie ablassen von ihrem Zorn. Sie haben dich mir als böses Omen in den Weg geschickt!“

Sie lachte auf. „So sollst du noch ein böses Omen haben!“ Mit beiden Händen faßte sie den Krug und warf ihn vor ihm nieder. Klirrend zersprang er, Wasser rieselte zwischen den Scherben. Das Pferd bäumte sich auf und schlug mit den Vorderhufen.

Lard hob die Peitsche.

Abwehrend streckte sie ihre Hand vor. Unerschrocken sah sie Lard an. „Wage es, zuzuschlagen — du schlägst deine Mutter!“

Lard fuhr zurück. — Sahen ihm seine eigenen Augen entgegen? War er wirklich in den Zauberwald der zwielichtigen Göttin geraten? Erst narrete ihn die Nymphe und nun diese Frau? Er wollte sich wehren wie gegen einen bösen Traum, er konnte es nicht. Er strich sich über die Stirn. Hatten seine Erlebnisse, die unheil kündenden Vorzeichen, ihm die Sinne verwirrt? War dieses Weib



vor ihm dennoch eine Nymphe, die ihm sein Schicksal offenbaren wollte? Er sprang ab.

„Ich kann nicht erwarten, daß du mir glaubst, wenn ich sage: ich bin deine Mutter“, fuhr die Frau ruhig fort und schritt vor ihm her. „Ich bin die Hüterin der heiligen Quelle unten im Tal. Folge mir, erfrische dich und stärke dich!“ Sie erreichten eine Bergkuppe, die den Blick auf ein Wiesental freigab. Sonne goldete über das Laub hoher Eichen, über saftgrünes Gras und einen hell sprudelnden Bach. „Sieh, wie der Pfad sich schlängelt, du hättest von der anderen Seite darauf stoßen können, wenn du dich umgesehen hättest!“ Sie lachte ein wenig. „Hattest du Furcht vor mir?“

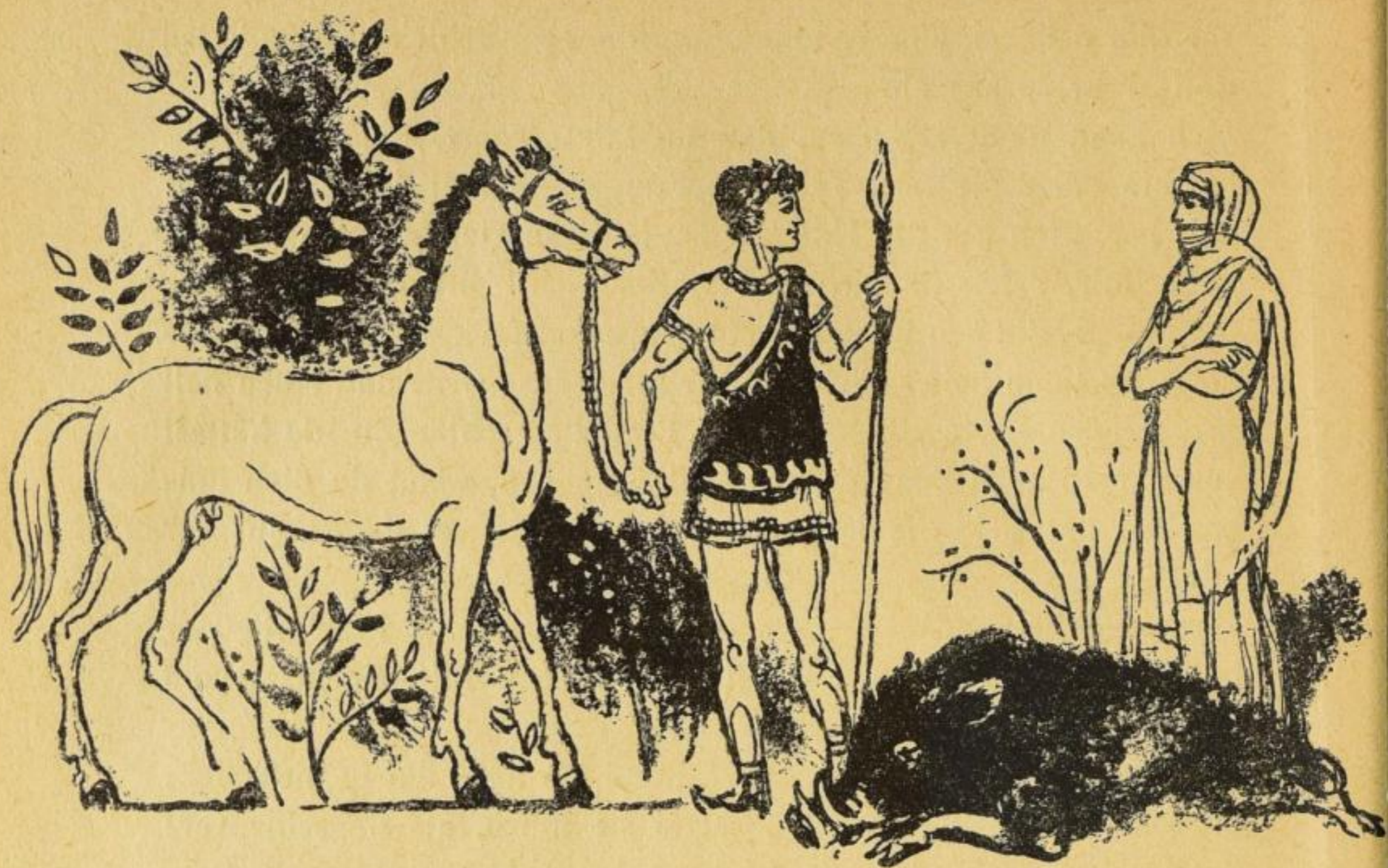
Ihre selbstsichere Art ärgerte ihn. „Nichts fürchte ich!“ stieß er hervor. „Den größten Eber habe ich eben mit eigener Hand erlegt.“

„Ich weiß es“, war ihre Antwort, „und ich habe ihn in Sicherheit bringen lassen — für dich“, setzte sie hinzu, als sie seine verdutzte Miene sah. „Hättest du deine Augen besser offen gehalten, dann hättest du deine Beute nicht so achtlos liegen lassen.“

Dem jungen Mann fiel es schwer zu schweigen, doch Aussicht auf die Rettung seiner Jagdtrophäe dämpfte seinen Unmut. Er war auf diese Frau angewiesen, mochte sie sein, wer sie wollte. Ohne ihre Hilfe würde er sich aus den unergründlichen Waldungen nicht herausfinden.

Man gelangte auf den Grund des Tales. In kurzem Fall stürzte das Quellwasser in ein breites Becken aus Tuffstein. Klar spiegelte sich darin der blaue Himmel. Ein paar Ringe glitten von der Mitte bis an den vorderen Rand. Zarte Farne und Moose wucherten an den feuchten Wänden. Ein Hauch von erfrischender Kühle wehte Lard entgegen, als er sich über die Einfassung neigte. Er trank in durstigen Zügen. Dann tauchte er beide Arme in das erquickende Naß, steckte auch noch den ganzen Kopf hinein, und schüttelte hochkommend die Tropfen ab. Erfrischt sah er um sich. Die Frau war wirklich keine Nymphe, sondern ein stattliches





Weib, nicht mehr jung, doch straff und kräftig; goldfarbig schimmerte ihr Haar in der Sonne.

Sie hatte das Pferd zur Tränke geführt, einem langen Trog, der, tiefer als die Quelle gelegen, das Wasser von oben auffing und weiterleitete in den Bach. Lard saß auf dem Brunnenrand und betrachtete sie, wie sie zu ihm heraufkam. Würde sie ihm jetzt erklären wollen, was ihr Ausspruch bedeuten sollte, sie sei seine Mutter?

Aber sie fing von dem an zu reden, was ihm am meisten am Herzen lag: „Komm, ich will dir zeigen, wie deine Beute geborgen ist!“

Sie schritt ihm voraus auf einen Felseinschnitt zu. Dort war eine Höhle ausgewaschen, und darin lag ein Haufen Tannenzweige. Sie hob die obersten empor und sagte: „Schau dir das an!“ Da lag der Eber. Die Beine waren zusammengebunden, und durch Vorderbeine und durch Hinterbeine war ein Querholz gesteckt, so daß



vier Mann anfassen konnten. Lards Gesicht leuchtete auf. Ehe er irgend etwas vorbringen konnte, sagte sie:

„Ich gebe dir Männer mit, die dich führen und dir die Last bis vor die Tore von Veji tragen.“

Erleichtert ging er mit ihr zurück. Sie brachte ihm ein in Asche gebackenes Brot und ein Stück Schafkäse. Er aß begierig, denn er war hungrig. Sie wartete geduldig, bis er fertig war, dann begann sie zu reden.

„Du fragst nicht nach deiner Mutter?“

Unwillig blickte er auf: „Meine Mutter ist Tanaquil, die Königin von Veji.“

„Nein! Tanaquil hat nie ein Kind zur Welt gebracht! Sie hat sich hinter die priesterlichen Zeichendeuter gesteckt, um Propertius, der mich liebte, von mir abzuwenden und mein Kind zum ihren zu machen.“

„Wie kannst du so Ungeheuerliches erzählen!“ sagte er scharf.

„Es ist so! Tanaquil ist nicht deine Mutter, ich bin es!“

„Schweig!“ rief er außer sich, doch sie kehrte sich nicht daran und fuhr fort: „Sie hat mir meinen Mann genommen, meinen Sohn, und eure hinterlistigen Götter haben ihr geholfen!“

Fuhr nicht der Blitz hernieder auf die Lästende? Fassungslos sprang Lard auf. Er war nicht imstande, seine Götter zu schützen. Er durfte die Hand nicht erheben gegen diese Frau. Er durfte ihr nicht einmal fluchen. Er war ihr Gast. Gastrecht und Gastpflicht waren heilig. Aber eines Tages würde er sich hierher zurückfinden und die Frevlerin an seinen Göttern, die wagte, die Königin zu beschimpfen, seine Mutter zu schmähen, strafen, so wie ihr gebührte.

„Ich will fort“, sagte er schroff und ging auf sein Pferd zu, das gemächlich graste. „Rufe die Männer, die meine Beute tragen sollen, ich werde sie belohnen.“

„Das wirst du nicht können“, sagte sie zweideutig. Sie hatte sich erhoben. Gleich groß standen sie voreinander und schauten sich ins Gesicht. Ihre blauen Augen trafen sich; aber beide blickten finster.



„Ich zwinge dich nicht, mich als Mutter anzuerkennen, auch nicht, bei mir zu bleiben“ — „Wie wollte sie das“, dachte Lard — „obwohl ich es könnte“, fuhr sie fort. „Du bist in Feindesland.“

Das hatte er nicht erwartet! Unwillkürlich sah er nach seinen Waffen und griff nach dem schwertähnlichen Messer an seiner Seite. „Feindesland?“ fragte er.

„Sieh dorthin!“ Durch einen Einschnitt zwischen hohen Tannen gewahrte er in der Ferne eine Stadt. „Das ist Falerii, die Hauptstadt der Falisker.“

Lard biß die Zähne zusammen. Er sah noch mehr! Drüben, jenseits der Wiesenmulde entdeckte er Gestalten, kaum wahrzunehmen zwischen dicken Stämmen und deckendem Gesträuch, kraftstrotzende Männer, mit Fellen bekleidet. Er sah nur einige. Wieviele mochten es aber sein? Mit einem Ruck wandte er sich der Frau zu. Kein Muskel zuckte in ihrem verschlossenen Gesicht. Sie nickte bestätigend, ohne daß er es ausgesprochen.

„Ja, das sind Falisker. Sie warten auf meinen Wink.“

In welcher furchtbaren Falle war Lard geraten! Mühsam beherrscht sagte er:

„So war alles, was du erzählt hast, eine List, deine Leute inzwischen zu sammeln, um mich, den Einzelnen, zu überfallen! Schändlich ist dein Tun! Scheute ich mich nicht, gegen ein Weib die Waffe zu erheben, du ständest nicht mehr lebend neben mir!“

„Hättest du recht, dann sollte dein Stahl mich treffen! Aber du nährst in dir Mißtrauen, wie auch den falschen Glauben. Vertraue auf deine Vernunft! Laß dich nicht von den Haruspexen in die Irre führen. Sie gaukeln dir Trugbilder vor und behaupten, es reden mit ihrem Munde die Götter.“

„Du irrst! Sie reden die Wahrheit! Sie haben mich vor dieser Jagd gewarnt. Wäre ich ihrem Rat gefolgt, ich wäre nicht in diese Lage gekommen!“

Ränas Gesicht war undurchdringlich. Nach langer Zeit lächelte sie, und ihre Stimme klang freundlich, als sie sagte:

„Sei unbesorgt, dir geschieht nichts. Sobald du jenseits dieses



Berges die Schlucht überwunden hast, bist du auf Vejenter Gebiet.“ Plötzlich fügte sie noch hinzu: „Und sei gewiß, die Falisker sind dir Freunde und Helfer, wenn du sie brauchst.“

Einige Männer kamen heran. Sie gab ihnen Weisungen. Vier trugen den Eber, zwei gingen als Ablösung mit.

Wider Lards Erwarten zeigten sich die Männer in keiner Weise feindlich, im Gegenteil, sie lobten den Jäger. Lange schon hatten sie dem Keiler nachgestellt. Sie waren seiner nie ansichtig geworden, denn am Tage blieb er in Dickungen verborgen, bald hier, bald dort. In der Nacht brach er heraus, wühlte die Felder um. Er war der Schrecken der ganzen Gegend.

Als sie die Schlucht erreichten, nötigten die Männer Lard abzu- steigen, weil man die Wand nur zu Fuß hinabgelangen könne. Kaum waren sie am Grunde angekommen, in einem Augenblick, als es Lard am wenigsten vermutete, fielen sie über ihn her, fesselten ihm die Hände und verbanden ihm die Augen. So sehr er sich wehrte, er war hilflos in ihrer Gewalt. Sie beteuerten ihm zwar, daß er nicht gefangen sei und sprachen auf ihn ein, wie man einem Kind zuredet. Sie mußten sich nur schützen, meinten sie, er dürfe die Wege nicht sehen, damit er ihre Schleichpfade nicht kennenlerne und an die Vejenter verriete.

Nach langer, beschwerlicher Wanderung hielten sie an. Der Gefesselte hörte Wasser rauschen. Wo möchte er sich befinden? Der Knoten der Stricke wurde gelockert. Ehe er sich noch ganz befreien konnte, waren die Männer verschwunden. Sein Pferd schnaufte neben ihm. Nicht weit davon lag der Eber, die Trag- stöcke zwischen den Läufen.

Lard stand nahe der Furt am Wasserfall der Cremera. Noch stand die Sonne am Himmel. Es war noch nicht zu spät, das Opfertier darzubringen.

Es war ein anderer Lard, der hier stand, ein anderer als der, der im Morgendämmer unbekümmert ausgeritten war. Bitteren Verrat hatte er erfahren, in feindliches Land war er geraten und kaum



der Gefangenschaft entgangen, und ein Weib, dem er mißtraute, hatte sich seine Mutter genannt.

\*

Sonne lag über der Stadt Veji. Die Häuser leuchteten in Rot und Ocker, Blau und Gelb; in denen, die schwarz verputzt waren, blinkten die verstreut eingelassenen Majolikaplatten auf. Die Paläste des Adels waren in einem tiefen Rot gehalten, das durch das Weiß der Simse und Balustraden aufgehellte wurde. Die Ränder der Dächer zierten tönerner, buntbemalte Figuren in halber Mannesgröße oder auch kleinere. Die Hitze brütete in den Straßen und Gassen, doch das schien heute niemanden zu stören. Immer noch strömte das Volk zu den Toren herein. Frauen trugen auf den Köpfen breite Körbe voll Lorbeer und Blumen, die sie erst jetzt von Gärten und Feldern außerhalb der Mauern hereinbrachten, damit sie frisch blieben bis in die Nacht. Treiber führten schwerbeladene Esel und Maultiere durch die Menge, Fischer brachten frischen Fang aus den beiden Flüssen, Kinder quirlten lärmend dazwischen, balgten sich, wurden fortgejagt und waren wieder da. Gemüse und Obst, wie es der Spätsommer in reicher Fülle bot, lag neben vielem anderen ausgebreitet bis fast auf die Mitte der Gasse. Wasserverkäufer übertönten mit ihren langgezogenen Rufen das Schwatzen und Feilschen. Und zwischen Kaufen und Verkaufen glitten als gängigste Handelsware von einem zum anderen Klatsch und Gerücht.

Im Gewölbe eines griechischen Gewürzhändlers drängten sich die Leute. Er wußte immer das Neueste. Der Tyrann Dionysios von Syrakus hatte mit den Karthagern Frieden geschlossen und ihnen einen Teil der Insel Sizilien abgetreten. Daß die Etrusker dabei schlecht abgeschnitten hatten, behielt er für sich. Dagegen rühmte er die Griechen, die südlich von Rom eine neue Kolonie gegründet hätten. Aber damit kam er schlecht an. Rom, was war Rom gegen



Veji! Die Griechen hätten besser getan, sich beizeiten den Etruskern anzuschließen, Propertius würde die Römer in ihre stinkenden Sümpfe jagen, noch ehe der Winter käme! „Und bis dahin müssen wir uns Überfälle und Verwüstungen gefallen lassen, und der Grundherr fragt nicht danach, was wir verlieren. Abliefern müssen wir, abliefern!“ seufzte ein Bauer. Aber niemand hörte auf ihn, denn eben bahnte sich ein Reiter auf einem Maultier mit viel Geschrei den Weg. Die Beine hatte er steif nach vorn gestreckt, weil hinter ihm zu beiden Seiten übervolle Körbe schwankten, außen behangen mit Knoblauchzöpfen und Bündeln von lebenden Hühnern. Er hatte den breiten Bauernhut nach hinten geschoben, damit man ihm gleich ansähe, was er noch brachte: Neuigkeiten, erstaunliche Neuigkeiten! Schnell war er umringt. Nun beugte er sich von seiner Höhe herab, denn allzulaut wagte er nicht zu sagen, was er erfahren hatte: „Die beiden jungen Herren, Lard und Aruns, sind in Streit geraten!“

„Was redest du? Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie sie heute vor Sonnenaufgang einträchtig nebeneinander zur Jagd ritten.“

„Die Eintracht hat nicht lange vorgehalten.“

„Woher weißt du das? Bist du dabei gewesen?“

„Der Wassermeister an der Cremera, der die Stauung überwacht, hat es mit eigenen Ohren gehört!“

„Los, berichte! Was gab's?“

„Aruns behauptete, er ginge nicht auf die Jagd, auf keinen Fall! Da ritt Lard allein weiter, dann ist Aruns mit seinen Leuten nach der anderen Seite“, er zog eine Grimasse, „auch zur Jagd!“

„Wir werden bald erfahren, wer recht hat! Eigentlich könnten sie jetzt da sein!“ meinte ein älterer Mann.

„Und wenn sie nicht rechtzeitig kommen?“ Der Frager hatte kaum geendet, da entstand eine Unruhe. Das Volk drängte nach der Hauptstraße. Kam schon der König? Und nun sahen alle, was es gab. Ein stattlicher Widder wurde, von Treibern fest an Stricken gehalten, durch die Straße geführt. Seine Hörner lagen



schneckenförmig gedreht eng an seinem Kopf. Die dichte, lockere Wolle war ihm gründlich gewaschen worden und umfing ihn wie ein weißer Mantel. Um seinen Hals schwankte ein Blumenkranz, der recht im Widerspruch zu seiner Fesselung stand. Es blieb kein Zweifel, er war als höchstes Opfer ausersehen.

Die Männer sahen sich bedenklich an. „Wenn sie einen Widder bringen, geschieht es aus Not. Die Priester nehmen an, daß die Jäger nicht mehr rechtzeitig eintreffen?“ Er kratzte sich den Kopf: „Schlechtes Omen!“

„Und wenn sie ein anderes Wild erlegen, vielleicht einen Wolf?“

„Das Opfer muß ein Eber sein!“

„Und vor Sonnenuntergang muß er ausgeschlachtet werden, weil die Haruspexe die Linien der Leber nur bei gutem Licht erkennen“, gab einer zu bedenken.

„Das könnten sie auch beim Fackelschein!“

„Nein, Fackellicht flackert und wirft tiefe Schatten.“

„Bist du klug!“ spottete ein Steinhauer. „Laß die Priester herurraten, wie sie wollen — ihre Sache! Ich möchte wissen, was es heute in der Arena zu sehen gibt!“

„Nichts“, lachten ein paar Treiber.

„Wie, soll es zur Krönung des Königs keine Spiele, kein Rennen geben?“

„Morgen erst, da geht es im großen Stadion am frühen Morgen los. Heute gibt es vielleicht noch ein paar Schaustellungen vor dem Tempel, sonst nichts.“

„Ringern?“

„Nein, eine neue Art. Gefährlicher!“

„Ha! Blutig?“

„Ohne Blut geht's nicht ab. Schiffer sollen die neue Art von den Sikulern oder den Karthagern mitgebracht haben; dort richtet man Sträflinge dazu ab.“

„Und wer soll bei uns...?“

„Gefangene und niedere Sklaven! Sie gehen mit blanken Messern aufeinander los.“



„Da wird schnell einer zu Boden gehen. Das ist ein kurzer Spaß.“  
„Warte nur ab! Sie bekommen einen Brustpanzer und Beinschienen wie die Krieger und außerdem eine feste Lederhaube auf den Kopf.“

Aufseher erschienen und trieben die Schwatzenden auseinander, es wurde Zeit, die Gassen zu räumen. Schnell wurden Obst und Gemüse zusammengerafft. Von den Fleisch- und Fischständen stoben Fliegenschwärme auf. Die Zeit des Marktes war schon überschritten. Nur dem Fest zuliebe hatte er an diesem Tage abgehalten werden dürfen. Straßenkehrer fegten mit langen Rutenbesen den Abfall gegen die Häuser oder in die tiefen Fahrinnen. Von dort mußten ihn die Anlieger herausbefördern, damit Pferde und Räder darauf nicht rutschten. Schon wurden von einer Straßenseite zur anderen die ersten Gewinde aus Lorbeer, Fichte oder Eiche gezogen.

„Wetten wir“, schlug einer der Händler vor und nahm Wachstafel und Griffel zur Hand, „wetten, ob die Jäger noch rechtzeitig mit einem Eber eintreffen, oder ob der Widder herhalten muß!“  
Wetten, das war etwas, das erhöhte die Spannung!

Immer mehr Menschen drängten zum Opferplatz vor dem Tempel. Er war auf einer Seite, nach der Tribüne zu, die für den hohen Adel errichtet war, offen. In der Mitte, auf Stufen erhöht, war der vergoldete Thron für den König aufgebaut. Die gegenüberliegende Seite ging in den Tempelbezirk über. Er war von starken Mauern eingefaßt. Dreifach umschlangen sie die schroffen Felsen. Wie aus dem Berge gewachsen, erhob sich im Gürtel der Mauern die aus großen Quadern errichtete Burg. Unten in der Tiefe rauschte das Wasser der Cremera, die eine Seite der hochgebauten Stadt umfloß. Ein Nebenfluß schützte die andere. Beide Flüsse gurgelten in tiefausgewaschenen Schluchten und vereinten sich unterhalb Vejis, ehe sie sich in den Tiber ergossen. Früher hatte sich die Cremera in weitem Bogen um die Stadt herumgezogen. Die Etrusker hatten ihr einen Weg gewiesen, wie er für sie



vorteilhafter war. Ihre berühmten Bau- und Bergmeister, die freie Brückenbogen, Gewölbe und Tunnel zu errichten vermochten wie kein Volk vor ihnen, hatten an einer Stelle durch den Felsen einen breiten, hohen und langen Stollen gegraben und die Cremera dort hindurchgeführt. Von oben her hatten sie eine Öffnung gebohrt, durch die in Notzeiten Wasser heraufgewunden werden konnte. So galt Veji als uneinnehmbar. Bisher war es noch keinem Feind gelungen, an die Stadt heranzukommen. In der sicheren, steinernen Umarmung der Burg lag das größte Heiligtum, der Tempel der Uni. Sie, die Geburt und Leben überwachte, die ewige Mutter, die Früchtebringerin, die Beschützerin von Saat und Ernte, sie hatte für Veji eine noch stärkere Bedeutung als dies alles. Sie, die Regierende, war es, die die Geschicke des Landes lenkte. Von ihrem Wohlwollen hing der Erfolg der Kriege, hingen Sieg und Frieden ab. Deshalb mußte das Opfer so groß und mächtig, so außerordentlich sein, wie es der heiligen Königin gebührte. Priesterschüler besprengten mit Weihwedeln den Vorplatz, der ein Halbrund bildete und auf dem der Altar errichtet war. Das Volk sollte unmittelbar teilhaben an dem großen Augenblick, in dem der Haruspex die Leber des Tieres herauslösen und ihre Linien deuten würde für den neuen König und für das Land. Hinter dem Altar, nicht sichtbar für die Allgemeinheit, lag auf einem Sockel das Bronzefeld einer Leber. Auf ihr waren durch eingeritzte Striche sechzehn Felder abgegrenzt für bestimmte große Götter und vierzig für Nebengötter. Wohl beherrschte jeder Haruspex die Linien und Zeichen, aber um jeder Meinungsverschiedenheit vorzubeugen, war das uralte Modell bereitgestellt worden. Im Hintergrund erhob sich der Tempel. Eine Säulenreihe umgab das Heiligtum. Die Säulen waren aus harten Stämmen von Eichen gezimmert und geschnitzt. Ihre kunstvolle Bemalung leuchtete in den letzten starken Strahlen der Sonne. Nur die Tür zum Innersten des Tempels blieb verschlossen, das Bild der hohen Göttin durfte nicht profanen Blicken ausgesetzt werden. In die Klänge der Flöten mischten sich Hörner und schmetternde



Trompeten. Der feierliche Zug näherte sich. Eröffnet wurde er von den Liktoen. Ihnen folgte der Adel, danach kam der Rat der Ältesten, in seiner Mitte der König. Ihm schlossen sich waffenklirrend und mit blitzenden Helmen die Anführer des Heeres an und danach das Gefolge, Palasthüter, Aufseher, Verwalter, Sklaven vom höheren Dienst. Alle kamen sie zu Fuß über die teppichbelegten Straßen, nur Propertius saß hoch zu Roß. Noch trug er nicht den Königsschmuck, aber er sah aus wie mit Gold überschüttet, vom schmalen Reif in seinem Haar bis zu den vergoldeten Hufen seines Pferdes. Blumen wurden ihm zugeworfen unter brandenden Zurufen des Volkes.

Ehe er den Thron bestieg, neigte sich Propertius grüßend vor dem Heiligtum, indem er den rechten Arm erhob und die linke Hand auf die Brust legte. Tanaquil ließ sich auf dem weniger prunkvollen Stuhl neben ihm nieder. Zur Rechten des Paares saß Volnius mit Lavinia, sie strahlte in ihrer durch geschickte Schminckunst aufgefrischten Schönheit. Hinter diesen beiden stand voller Erwartung Egeria. Sie sollte dem siegreichen Jäger den Eichenkranz aufs Haupt drücken. Da diese Auszeichnung als eine Gabe des Königs erscheinen sollte, hatte sie sich nicht unter die Jungfrauen begeben, die unterhalb der Stufen blieben.

Rings um den Schauplatz drängten sich die Menschen und warteten, alle warteten. Ein Druck lastete auf den Oberen wie auf dem Volk, denn das Omen, das sich heute erweisen sollte, galt für alle. Die Priester, Haruspexe und Aqualexe standen mit undurchdringlichen Mienen hinter dem Altar. Es war Zeit für das Opfer. Wo blieben die Jäger?

Ein Trompetenstoß, dem der dumpfe, schwere Klang des großen Krummhorns folgte, ertönte von ferne. Ein hörbares Aufatmen ging durch die Versammelten. „Sie kommen, sie kommen!“ Der Ruf pflanzte sich fort. Einige wollten noch Wetten abschließen, ob sie den Eber brächten oder nicht. Niemand ging mehr darauf ein.



Volk strömte vor den Ankommenden her. Man eilte ihnen entgegen und sprang schnell zur Seite, wenn die Pferdehufe klapperten. Es war nur ein Pferd, und auf dem saß Aruns, nicht wie ein Jäger gekleidet, sondern stolz in buntbesticktem Überwurf, unter dem das mit Metallplättchen benähte Hemd blitzte. Er hatte beizeiten seine Vorkehrungen getroffen, festlich zum großen Opfer zu erscheinen. Ein Sklave hatte den ganzen Tag mit seiner Kleidung am Flußufer gewartet. In größter Eile hatte sich der Jäger gereinigt und umgekleidet, jeden Augenblick gewärtig, daß der Nebenbuhler noch auftauchen könnte. Jetzt blieb die Wirkung nicht aus. Laut umjubelt, traf er auf dem Tempelplatz ein. Egeria stand auf dem Sprung, ihm den Kranz zu reichen. Ihr Vater hielt sie zurück: „Erst müssen wir die Beute sehen!“ Während Aruns sich vor dem König verneigte, fragte Tanaquil hastig: „Wo ist Lard? Ihr seid doch zusammen auf die Jagd gezogen?“

„Fortgeritten sind wir gemeinsam, aber er wollte allein jagen. Mein Zureden half nichts!“

Eine heftige Bewegung unter den Versammelten machte den unbequemen Fragen ein Ende. Die Beute wurde gebracht. Wenn Aruns aber des Königs Lob und Dank erwartet hatte, so sah er sich getäuscht.

Eben noch hatte Propertius heimlich gefleht: „*Tinia*, großer Gott, nimm deinen Zorn von mir!“ — Im nächsten Augenblick hätte er fluchen mögen, als er das Wild erblickte. Wohl war es ein Eber, aber er war ein jämmerlicher Schwächling. Schon nach kurzer Prüfung verdunkelten sich die Blicke der Priester. Wie konnte Aruns wagen, ihnen solchen Kümmerling vorzulegen! Die Borsten waren abgerieben, die Hauer kaum ausgebildet. Die schiefe Schnauze glich einer spottenden Fratze. Sie würden dies Tier nicht anfassen, nicht seine Leber herausreißen. Es wäre eine Beleidigung für die Göttin! Lieber sollte der gesunde Widder geopfert werden! Schon waren sie entschlossen, dem König ihre Entscheidung mitzuteilen und seinen endgültigen Spruch zu hören,



um dann vor der Menge diesen Eber abzulehnen, da kam Lard die Straße heraufgesprengt. Das Volk wich zur Seite und bildete eine Gasse. Lards Haar war zerzaust, sein Überwurf an der Schulter zerrissen. Voller Staub und Schmutz erschien er vor der festlichen Gesellschaft.

Ihn kümmerte das nicht. Er sah sich nicht um, er sah nur Aruns. Dort stand er, selbstbewußt, im glitzernden Gewand! Und vor ihm lag das von ihm erlegte Opfertier!

Aruns trat ihm entgegen. „Du kommst zu spät, Bruder“, sagte er scheinheilig.

Lard sprang ab und trat an das Tier heran. „Du wolltest für dich den Triumph haben!“ schrie er Aruns an. „Das soll dir nicht gelingen!“ Und schon zog er sein kurzes Schwert und hieb damit auf das Opfertier ein.

Entsetzen lähmte die Menge nicht weniger als den Adel, selbst die Priester waren starr vor Schrecken über diese Tollkühnheit, über diese unerhörte Herausforderung der Götter; denn noch war über das Opfer nichts entschieden.

Auch Aruns griff nun zum Schwert. Da stand plötzlich zwischen ihnen Egeria.

„Haltet ein!“ rief sie, und hob die Hand.

Ein Aufschrei gellte von allen Seiten empor.

Propertius konnte seinen Zorn kaum unterdrücken. Sollte im letzten Augenblick die Opferhandlung gestört werden, sollten die heiligen Tänze nicht stattfinden? Sollte er jetzt noch dafür gestraft werden, daß er einmal die Götter beleidigt? „Großer Blitzenker, unerschütterlich will ich deinen Geboten folgen, aber laß es nicht zu!“

„Laß es nicht zu!“ schrie Tanaquil neben ihm auf, als wäre es das Echo seiner Gedanken.

Aruns packte Egeria am Arm und stieß sie von sich. Sie wäre über das blutige Tier gestürzt, hätte Lard sie nicht aufgefangen.

„Was mischst du, Mädchen, dich in Männerkampf! Tritt zur Seite!“



Die Jünglinge standen bereit, aufeinander loszustürzen, da donnerte die Stimme des Königs dazwischen und gebot Einhalt. Sie wandten sich ihm zu, aber so erregt war Lard, daß er unbeherrscht seinem Vater zurief: „Laß! Einer muß auf der Stelle bleiben!“

Tanaquil drückte die Hände auf ihr Herz. „Laß Sträflinge ihre Sache ausfechten — oder Gladiatoren!“ flüsterte sie Propertius zu. Sie wußte nicht, ob er es gehört hatte.

„Euer Streit wird nicht jetzt und nicht hier entschieden! Ich gebiete Frieden! Tretet an die Stufen meines Throns, Lard zur Rechten, Aruns zur Linken, und stört nicht das Opfer!“

Seine letzten Worte gingen unter im Lärm und Rufen, denn in dieser Minute trafen im Eilschritt schwer keuchend Träger mit Lards Beute ein. Sofort war alles vergessen. Jubel brach aus. Das war ein Eber, wie man ihn noch nie gesehen! Auch der König, auch die Priester sahen jetzt nur das Opfertier. Im letzten Schein des Tages wurde das Ungetüm auf den Altar gehoben. Die Feier konnte beginnen.

Tänzer und Tänzerinnen umschritten feierlich den Stein. Sie hoben die Beine im Knie an, streckten sie vor und setzten sie langsam nieder. Der Kopf war dem Opfertisch zugewandt. Sie trugen spitze Mützen und lange, spitze Schuhe, die bis an die Knöchel gingen, die Arme hielten sie ausgestreckt, die Hände steil nach oben gewinkelt. Den Körper bedeckte ein leicht übergeworfenes Tuch. Kurze, mehrröhrige Hirtenflöten erklangen rhythmisch im Takt. Schrille Pfeifen und dumpfe Hörner lösten sie ab, als sich die Tänzer des Todes nahten. Sie trugen greuliche Masken mit langen Bärten, hoben drohend den Hammer des Todesgottes Mantus und stampften mit den Füßen. Erst nachdem die dunklen Mahner wieder verschwunden waren, konnten Tanz und Musik erneut fröhlich aufleben. Süßer klangen die langen Flöten. Kithara und Leier setzten ein, und mit ihnen kamen junge Tänzerinnen in Gewändern im leuchtenden Rot der Lebensfreude. Ihre Klappern



rasselten, während sie in hohen Sprüngen einander zu übertreffen suchten; wie Flammen schwangen ihre faltenreichen, kurzen Röcke. Sie wichen Tänzerinnen in dünnen Schleiern, deren Fleischfarbe Glückseligkeit bedeutete. Ein Freudentaumel erfaßte jetzt das ganze Volk.

Egeria war still auf ihren Platz zurückgegangen. Beschämt verbarg sie sich hinter ihrer Mutter. Bangenden Herzens sah sie die Fröhlichkeit des Tanzes verwehen; denn vom Tempel her nahten die Priesterinnen der Uni.

Langsam schritten sie heran, in den Händen die Schalen mit der reinen, blauen Flamme, in der erlesene Hölzer brannten. Ihre langen, weißen Gewänder wurden von einer Goldspange gehalten. Ihre hohen Sandalen waren mit Goldbändern gebunden und mit einem silbernen Halbmond geziert. Ernst waren ihre Gesichter, von denen der lang herabwallende Schleier nur wenig freiließ.

„Sieh, wie hoheitsvoll sie sind!“ flüsterte Lavinia ihrer Tochter zu.

Egeria sah die geweihten Frauen mit anderen Augen; sie sah ihre Lippen. Sie waren schmal und bitter aufeinandergepreßt. Nein, niemals wollte sie zu ihnen gehören!

Unterdessen hatten die Priester den Eber aufgebrochen. Leider gelang es nicht ohne Hindernis. Der Rieseneber hatte eine so mächtige Leber, daß sie der Priester nicht mit dem gewohnten Griff herauslösen konnte. Als er sie endlich zutage förderte, war sie eingerissen. Wenn nun wichtige Linien zerstört waren, so blieb die Voraussage unvollkommen. Ein junger Priester begoß die Hände des Opferers mit frischem Wasser, um das Blut abzuwaschen. Die Haruspexe beugten sich über die Leber und legten sie neben das bronzene Abbild, damit sie so zuverlässig wie möglich ihre Prophezeiungen ablesen konnten. Es stellte sich heraus, daß es einwandfrei gelang. Doch als sie das Geschaute verkünden wollten, sahen sie alle Augen zum Himmel emporgerichtet. Atemlose Stille herrschte.

Gerade über dem Haupt des Königs kreiste ein Adler. Plötzlich stieß er herab und, wie es schien, genau auf Propertius zu. Die



Schützen griffen zu den Bogen, Speere wurden gepackt — doch da fing sich der Vogel in seinem Fall, rauschte über die Köpfe hin und stieg wieder in die Lüfte.

Kein eindeutigeres Zeichen für die Zustimmung der Götter zur Wahl des Königs konnte es geben. Die Priester in ihrer Weisheit konnten aus ihrer Leberschau das nur noch bestätigen, was das Volk an dem Wunder des Himmels erkannt hatte.

War das der göttliche Fingerzeig, um den Tanaquil gefleht hatte? Ihr brachte er noch keine Klarheit. Sie wußte, in einer alten Weissagung hieß es: „Der, dessen Kopf vom Flügel eines Adlers beschattet wird, ist gekennzeichnet als echter Lukumon.“

Der Schatten hatte auf Lard gelegen, nicht auf Propertius.

\*

Lange schon herrschte kein König mehr über Veji. Der Ältestenrat regierte die Stadt. Im Laufe der Zeit bildeten sich Parteien, die sich ewig befehdeten. Um dem ein Ende zu machen, verlangte das Volk nach einem König, der auch an sie denken würde, an die Hirten, Bauern und Handwerker. Nun war er gewählt. Das Volk erwartete den ersten Aufzug des Königs Propertius in allen seinen Würden.

Im Palast herrschte große Aufregung. Die geschäftige Unruhe und Dienstbeflissenheit lief durch alle Räume. Nur um die Person des Königs breitete sich ehrfürchtige Ruhe.

Gelassen stieg er jetzt die drei Stufen hinab in sein Bad, das als großes Viereck in den fliesenbedeckten Boden eingelassen war. Auf dem Grund schwankten die Umrisse von Fischen, Kraken, Muscheln und Seepferdchen und erinnerten an das weite Meer, über das die Tyrrhener gekommen waren. Diesen Namen hatten die Etrusker bei den Griechen. Sie selbst nannten sich Rasenna. Die Wände des Raumes waren mit roten und weißen Figuren bemalt, die Vorbereitungen zu einer Opferhandlung darstellten und auch das Bad in die weihevollen Handlungen einbezogen. Proper-



tius achtete nicht darauf. Seine Augen folgten den jungen Mädchen, die hin- und herliefen. Sie hatten die linke Hand in die Hüfte gestützt, um dem Krug auf ihrer Schulter Halt zu geben, den sie, mit der Rechten über den Kopf langend, am Henkel hielten. Über dem Becken des Bades beugten sie sich vornüber und ließen duftendes Wasser in das Bad laufen. Der Anblick ihrer graziösen Gestalten, ihre anmutigen Bewegungen, erfreuten ihn. Dazu erklang sanfte Musik. Propertius atmete tief. Er fühlte sich wie befreit. Der große Gott der Blitze zürnte ihm nicht mehr! Einen Adler hatte er aus der fernsten Höhe gesandt, ihm das zu bezeugen. Dem großen Gott wollte er dienen, noch mehr als bisher. Die Blitze- und Zeichendeuter sollten des Gottes Verkündungen bis ins kleinste befolgen. Nur so konnte er sicher sein, sich das Wohlwollen Tinias zu erhalten. Mit eiserner Strenge würde er darauf halten, daß die Opferungen genau nach den Vorschriften vor sich gingen. Wie hatte sich gestern zuletzt noch alles zum Guten gewandt! Lard hatte sein Lob verdient. Das war ein Eber, ein König aller Eber, wie er den Göttern gefiel! Ein wirklich glückverheißendes Omen! Flüchtig nur streiften seine Gedanken den Streit der jungen Männer. Sie sollten sich vertragen! Er würde es befehlen! Da erst kam ihm zum Bewußtsein, was Tanquil ihm geraten. Ja, sie hatte recht! Die Gladiatoren sollten für sie kämpfen, das gab einen mitreißenden Beginn der Spiele! Jubel erfüllte seine Seele, Stolz. Jetzt befahl er und kein anderer! Er hatte erreicht, wonach er gestrebt. Er dachte an die Jugendjahre, da er den reichen Besitz seines Vaters vergeudet hatte. Bevor seine Mitbürger in Spina merkten, daß er arm geworden war, rüstete er mit seinem letzten Geld ein Schiff aus. Mit ihm fuhr er hinaus aufs Meer und holte sich von griechischen und karthagischen Schiffen wieder, was er verschwendet hatte. Es waren wilde und abenteuerliche Jahre gewesen. Als er nach Etrurien zurückkehrte, zielte sein Sinn, dem Reichtum die Macht hinzuzufügen. In Tarquinia war es ihm nicht gelungen. Heute erfüllten sich endlich seine Wünsche! Hekate sei Dank! Nichts hinderte



ihn, seine Macht, seinen Besitz, seinen Reichtum zu genießen. Gleich nach den Festtagen wollte er Boten zu den Römern schicken, um mit ihnen über einen langfristigen Waffenstillstand zu verhandeln. Handelsbeziehungen wollte er aufnehmen. Rom brauchte das Getreide aus dem Hinterland so nötig, wie Veji das Salz von Freganae. Warum sollte der Tyrann Dionysios allein den Nutzen haben von ihrer Feindschaft? Er lieferte das Getreide von Sizilien an Rom, und die Vejenter versorgte er mit dem Salz, das bei Syrakus dem Meere abgewonnen wurde. Das mußte aufhören! Wenn der Senat von Rom nur einigen Verstand besaß, mußte er die Vorteile erkennen, die er ihnen bot. Sie lagen auf der Hand. Seine Gedanken sollten jetzt andere Wege gehen, die der Heiligkeit der Waschung und Salbung besser entsprachen. Mit einem Schwung richtete sich Propertius auf. Ein angenehmes Prickeln lief ihm über den Körper. Die Mädchen rieben ihm die Haut mit weichen Tüchern. Darauf kneteten und salbten sie ihn. Sein Haar wurde mit wohlriechendem Öl eingerieben, das die Kopfhaut erfrischte. Es wurde gebürstet und in neun starke Locken gedreht. Immer noch lag er lang ausgestreckt und überließ sich nun den geschickten Händen seiner Leibsklaven. Mit einem Schabeisen gaben sie seinem Bart an den Wangen die schmale Linie. Den Kinnbart drehten sie zu einer langen Spitze, die leicht nach oben gebogen wurde. Danach streiften sie ihm das eng am Körper anliegende Gewand über. Es war so reich mit goldenen Emblemen bestickt, daß es aussah wie lauter Gold. Auch der breite Gürtel war Gold, und golden waren die spitzen Schuhe. Während der ganzen Zeit erklang sanfte, süße Musik. Das Leben sollte heiter sein wie Spiel und Tanz. Mit dem Eintritt der Priester wurde es still. Ihnen lag es ob, die Vorbereitungen zu vollenden. Feierlich legten sie dem Neugewählten den Purpurmantel um, murmelten Gebete und flehten den Segen aller Götter auf den König herab. Auf einen Wink des obersten Priesters Vulcantius wurde das uralte schwarze Tongefäß herangebracht. Dem entnahm er grellrote Farbe und bemalte damit des Königs Stirn und Wangen,





1 Bronzene Kriegerstatuette





2 Amphore aus Vulci



seine Arme und seine Hände. Das letzte, die Krönung, geschah vor der Öffentlichkeit.

In dem großen Saal waren die Vornehmen des Hofes schon versammelt, die Angehörigen des Königs, die Räte und Männer vom hohen Adel. Alle waren in kostbare Gewänder gehüllt. Edelsteine und Perlen in wunderbar gearbeiteter Goldfassung blitzten auf, besonders bei den Frauen, die sich darin überboten. Festliche Kränze schmückten die Jugend.

Lard hatte am Vorabend von Egeria doch noch den Eichenkranz auf die Stirn gedrückt bekommen. Das war unter gewaltigen Beifallsrufen aller Anwesenden geschehen. Beim Festgelage hatte er immer wieder von seinem Kampf mit dem Ungetüm berichten müssen. Auch Tanaquil hatte nicht genug davon hören können, doch war er ihr ausgewichen, so gut er konnte, als hätte er ein schlechtes Gewissen. Wäre es nicht einfach, ihr sein Erlebnis zu schildern und sie zu fragen: „Bist du meine Mutter? Bist du es oder nicht?“

Er griff nach dem Kranz, den er trug. Heute war das Gewinde aus Lorbeer, und wieder war es Egeria gewesen, die ihn damit geschmückt hatte, sehr zum Mißfallen ihres Stiefbruders. Aber gleich darauf hatte sie auch Aruns einen Kranz aufgesetzt, und dadurch schien er ausgesöhnt.

Aruns stand, weit genug von Lard entfernt, neben Lavinia und flüsterte mit ihr. Da noch eine allgemeine Unterhaltung im Gange war unter den Wartenden, fiel nicht weiter auf, worüber sie sprachen.

„Es ist eine unerhörte Ungerechtigkeit!“ sagte Lavinia. „Du warst als erster zur Stelle! Du darfst dir das nicht gefallen lassen!“

„Mir sind die Hände gebunden. Wer bin ich gegen Propertius? Das gesamte Volk ist für ihn. Natürlich sind's auch die Priester!“

„Die Leber deines Opfertieres hätten sie auf alle Fälle besichtigen müssen“, beharrte sie.

Er winkte ab. „Vielleicht war es besser so! Wer weiß, wie sie



aussah! Mir war kurz vorher eine Krähe über den Weg geflogen.“ Sie überhörte den Einwurf. „Wenn sie nicht gut gewesen wäre, dann hatte Lard sie zerfetzt. Er war der Frevler vor den Göttern.“ „Schweig!“ zischte Aruns und warf einen Blick nach Egeria hinüber. Hoffentlich hatte sie nichts verstanden; aber sicher hatte sie wieder nur Auge und Ohr für Lard. Doch eben da drehte sie sich nach ihm um. Sofort fuhr Lavinia sie an: „Was willst du?“ Egeria blickte zu Aruns, wie hilfesuchend vor ihrer Mutter. Obgleich seine Gedanken von anderen Dingen in Anspruch genommen waren, merkte er es doch. Wie hübsch sie war, seine Schwester, die bei ihm Hilfe suchte. Ein Lächeln spielte um seinen Mund, er nickte ihr freundlich zu, und Egeria lächelte zurück. In Lavinia kochte der Zorn. Mit mühsam erzwungener Freundlichkeit wandte sie sich ihrem Gatten zu.

Fanfaren schmetterten und kündeten den Eintritt des Königs an. Ein Rauschen ging durch den Raum, alles fiel auf die Knie, auch Tanaquil, die den Stufen des Thrones am nächsten stand. Propertius ergriff ihre Hand und zog sie zu sich empor. Mit dieser Geste gab er allen zu verstehen, daß sie gleichberechtigt neben ihm stand. Auch ihr war ein Purpurmantel umgelegt worden. Vorn hielt ihn eine in Goldblech getriebene Schließe zusammen, deren Feld fünf schreitende Löwen zeigte. Auf dem Kopf trug sie den Tutulus, eine hohe, spitze Mütze mit einem Kranz aus goldenen Blättern und Blüten.

Mit dem Herrscher waren die Liktores gekommen, zwölf Männer im kurzen Kriegsgewand. Sie schulterten die Fasces, Rutenbündel, aus denen die Schneide einer Axt heraussah zum Zeichen, daß der König als oberster Richter Gewalt hatte über Leben und Tod seiner Untertanen.

Den hohen Priestern voran schritten Knaben mit goldgefaßten Purpurkissen, auf ihnen lagen die Abzeichen der Königswürde: Die schweren Ehrenketten, der Siegelring, auf einem der lange, dünne Stab aus Elfenbein, an dessen Spitze ein Adler geschnitzt



war, auf einem anderen endlich ein Diadem aus goldenen Lorbeerblättern. Vulcantius, der Oberpriester, trat vor, um es dem König aufs Haupt zu setzen. Die vorgeschriebenen Zeremonien verlangten langsame, feierliche Würde.

Propertius wartete sie nicht ab. Zum Erstaunen aller, zum Schrecken der Priester, kam er ihnen zuvor. Er ergriff die Krone und drückte sie sich auf sein nachtschwarzes Haar. Deutlich tat er damit kund: Er war der Höchste, auch der Höchste der Priester. Es blieb Vulcantius nichts anderes übrig, als vor dem Gekrönten niederzuknien und in die tosenden Heil- und Jubelrufe mit einzustimmen.

\*

Schon im Morgengrauen wälzte sich der Strom der Einwohner von Veji nach der Arena, um sich einen Platz zu sichern für die zu erwartenden Spiele. Mit Kind und Kegel zog man nach dem westlichen Teil der Stadt. Dort lag als langes Oval der riesige Kampfplatz. Er war von starken Mauern umschlossen, die innen in hohen Stufen abfielen, den weitgeschwungenen Sitzreihen. Frauen trugen dicke Bündel auf dem Kopf mit Brotfladen und Käse als Beköstigung für den ganzen Tag. Die kleinsten Kinder schleppten sie im Umschlagtuch mit sich auf dem Rücken, die übrigen hingen ihnen am Rock. Männer hatten sich prallgefüllte Ziegenbälge mit Vorrat an Wasser aufgepackt. Die meisten hatten ihre breitrandigen, weißen Feldhüte bei sich, um sich am Tage einigermaßen vor der aufkommenden Glut zu schützen. Der Auszug allein war ein Volksfest. Schallende Rufe und Scherzworte flogen hin und her. Meinungen wurden ausgetauscht. Wer würde am Pferderennen teilnehmen? Der ganze junge Adel natürlich! Ob auch Lard und Aruns dabei sein würden? Wie heftig sie beim Opferfest aneinander geraten waren, das hatten viele gesehen und hatten mit dem Eifer der Wichtigtuere für schnelle Verbreitung der Nachricht gesorgt. „Sie haben sich versöhnt“, erklärte jetzt einer, ein anderer behauptete das Gegenteil. Wie, wenn sie etwa im Rennen gegeneinander hielten, da ließe sich gut wetten!



Dort, wo der Thron errichtet war, lagen rings auf den Sitzstufen Teppiche, Decken und Kissen, auf denen sich der Adel, das Gefolge und die Frauen niederließen. Ein tiefrot gefärbtes Segeltuch war als Sonnenschutz darüber gespannt. Der Einzug war prächtig gewesen, ein herrliches Schauspiel für das Volk, für die Vornehmen und Reichen eine Gelegenheit, sich im eigenen Glanz zu sonnen.

Kaum war alles auf den Plätzen und die Arena frei, so begannen die ersten Schaustellungen. Schnelläufer rannten um die Wette. An einem Ende der Bahn umklammerte sich ein Ringerpaar. Sie krallten einander die Nägel ins Fleisch, weil ihre Hände auf der schweißnassen Haut abrutschten.

Egeria saß neben ihrer Mutter und verfolgte mit Staunen, was geschah. Seiltänzer zogen einen Strick von einem Pfosten bis zu einem in der Mitte aufgepflanzten Mast. Es ging wie der Wind. Schon kletterte ein Mädchen empor in einem sehr kurzen Kleid, lief auf dem Seil hin und wider, kniete, stieg durch einen Reifen und bewegte sich dort in der Höhe, als wäre sie auf dem festen Fußboden.

Lard trat vor seinen Vater. Er glänzte in kriegerischer Rüstung, sein Brustpanzer funkelte, nicht minder sein Helm, dessen hoher Kamm bis tief in den Nacken herabreichte. Speer und Schild trug er, und das lange Messer stak ihm im Gürtel. Er hatte die Absicht, selbst zu kämpfen und machte auch kein Hehl daraus. Versteckt und offen hatte er Drohungen fallen lassen. Hier, vor allem Volk, wiederholte er seine Bitte, die kaum als Bitte geformt war: „Laß mich gegen Aruns kämpfen, bis einer von uns vom Hammer des Gottes Mantus erschlagen wird!“ Laut hatte er die Worte gesprochen.

Aruns biß wutentbrannt die Zähne zusammen. Mußte ihm sein Feind auch jetzt wieder zuvorkommen!

Das Erschrecken, Warnen und Jammern der Frauen machte niemandem Eindruck. Ein Held war, wer so sprach! Kaum verbrei-



teten sich Lards Worte unter den Zuschauern, da begannen sie in Begeisterung zu rufen und zu schreien. Ein wahrer Tumult erfüllte das Rund der Sitzreihen.

Aruns war unaufgefordert sofort herangekommen, indem er einfach über die Sitzenden hinwegstieg. In knapper Entfernung stellte er sich vor Lard auf, die Hand am Schwert.

Propertius schien nur auf ihn gewartet zu haben. Er hob die Hand. Im Nu verebbten die Wellen des Lärms. In das gespannte Schweigen hinein klang sein Richterspruch.

„Ich dulde nicht, daß ihr euch umbringt“, donnerte er, „euer Leben gehört Veji! Niemand gibt euch das Recht, es von euch zu werfen!“

In beiden bäumte sich, kaum gezügelt, Widerstreben auf. Lard wollte den Mund öffnen, doch er durfte nicht wagen, den König zu unterbrechen. Auch Aruns mußte verschlucken, was er auf der Zunge hatte.

„Eine Gunst will ich euch gewähren“, fuhr Propertius fort. „Jeder wählt aus den Gladiatoren einen Mann, der für ihn steht. Der, dessen Kämpfer am Leben bleibt, soll der Nächste sein bei meinem Thron und ihn nach mir besteigen. Ich rufe den Spruch der Götter an.“

Eine ungeheure Erregung, eine Aufregung wie kaum bei einem Pferderennen breitete sich von der Tribüne her über die ganze Menge aus. Bei den Kämpfen in der Arena ging es meist um Tod und Leben; diesmal aber sollten Kämpfer in neuer Fechtkunst den Wettstreit der Thronanwärter austragen, und die Götter sollten zwischen beiden entscheiden.

Lavinia ging es durch den Sinn, hier war die einzige Hoffnung für Aruns. Mit einem Schlag konnte er seinen Nebenbuhler überwinden; aber sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie um die Entscheidung bangte.

Tanaquil mußte alle Kraft zusammennehmen. Zwar hatte sie den Zweikampf in dieser Form gewünscht, als sie Propertius ihren Rat zugeflüstert, doch hatte der Nachsatz sie aufs tiefste erschreckt.



Am liebsten wäre sie fortgelaufen, um im Tempel der Uni zu beten. Sie mußte hier sitzen, im Blickpunkt von Hunderten, durfte sich nichts anmerken lassen und war obendrein gezwungen zuzusehen! Sie dachte unentwegt an den Schatten des Adlerflügels. Das gab ihr Halt.

Die Gladiatoren waren in der Arena angetreten. Es waren acht Mann. Lard wie Aruns suchten sich einen Kämpfer heraus. Aruns beanspruchte sofort den stärksten für sich, dessen Muskeln Bärenkräfte verhiessen, Lard bestimmte einen Schlanken, dem er mehr Wendigkeit zutraute. Der Platz wurde freigegeben für den Kampf der beiden.

Drei tiefe Atemzüge lang verharrten die Gladiatoren und schätzten einander ab — eine zu lange Zeit für die gespannten Zuschauer. Es begann schon ein Murmeln; Pfiffe des Unwillens schrillten. Mit einem Mal gingen die Kämpfer aufeinander los. Dröhnend schlugen ihre kurzen, breiten Schwerter auf die Bronzeplatten ihrer Schilde. Jeder fing des anderen Hieb auf. Die Waffen blinkten und warfen Blitze in der hellen Sonne. Stand der große Gott hinter den Kämpfenden, um nach seinem Willen zu entscheiden?

Egeria preßte die Fäuste zusammen. Ihr war fast schwindlig vor Angst. Wie auch die beiden Männer da unten kämpften, auf einen von ihnen wartete der Tod. Nicht, daß das Mädchen sie bedauert hätte, es waren Sklaven, und deren Leben zählte nichts — aber konnte nicht im Ernstfall der Tod ebenso Lard oder Aruns treffen? Ohne daß sie es sich recht eingestehen mochte, wünschte sie den Sieg dessen, der von beiden der Schwächere zu sein schien. Warum hatte sich Lard gerade ihn ausgesucht, er hatte unter viel kräftigeren Burschen die Wahl gehabt? Lard, Lard, für Lard war sie! Auf einmal wußte sie es, nur für Lard!

Der Kampf ging eine Zeitlang unentschieden hin und her. Die Gegner belauerten sich. Einmal war der eine, einmal der andere der Überlegene. Die Menge wurde ungeduldig. Plötzlich floß bei einem Blut. Es war Lards Fechter. Lard war kaum noch zu hal-



ten. Was wollte er dafür geben, wenn er dort in der Bahn wäre, fechten könnte, Aruns zum Gegner! Wie sollte durch solchen Scheinkampf die Spannung zwischen ihm und Aruns beseitigt werden! Die Sympathie der Menge gehörte offensichtlich zu Beginn seinem Stellvertreter. Der Königssohn in seiner frischen Jugendlichkeit war beliebter als der meist finstre Aruns und hatte außerdem eine Jagdbeute gebracht, die jedem Achtung einflößte. Schließlich aber ging die Masse doch mit dem Stärkeren. Die Menschen sahen nur noch die Gladiatoren, dachten nicht mehr an Lard und Aruns, und so erschollen Beifallsrufe für den Stellvertreter des Aruns. Wie heftig dieser Klotz im Angriff war! Ein Schrei! Jetzt hatte er gesiegt! Der Schlanke lag da, lang ausgestreckt; der Schild war ihm zur Seite gefallen, seine Rechte hielt noch die Waffe. Der Gegner war bereit, seinen Triumph auszukosten, da sprang der vermeintlich Tote auf und stieß dem andern das Schwert in die Brust. Ohne einen Laut sackte Aruns' Fechter zu Boden.

Für einen Augenblick herrschte Stille, dann brach ein Beifall los, der sich aufhellte zu lautem Jauchzen. Hüte und Tücher wurden in die Luft geworfen, es wurde geklatscht, gerufen, bis die Stimmen sich überschlugen.

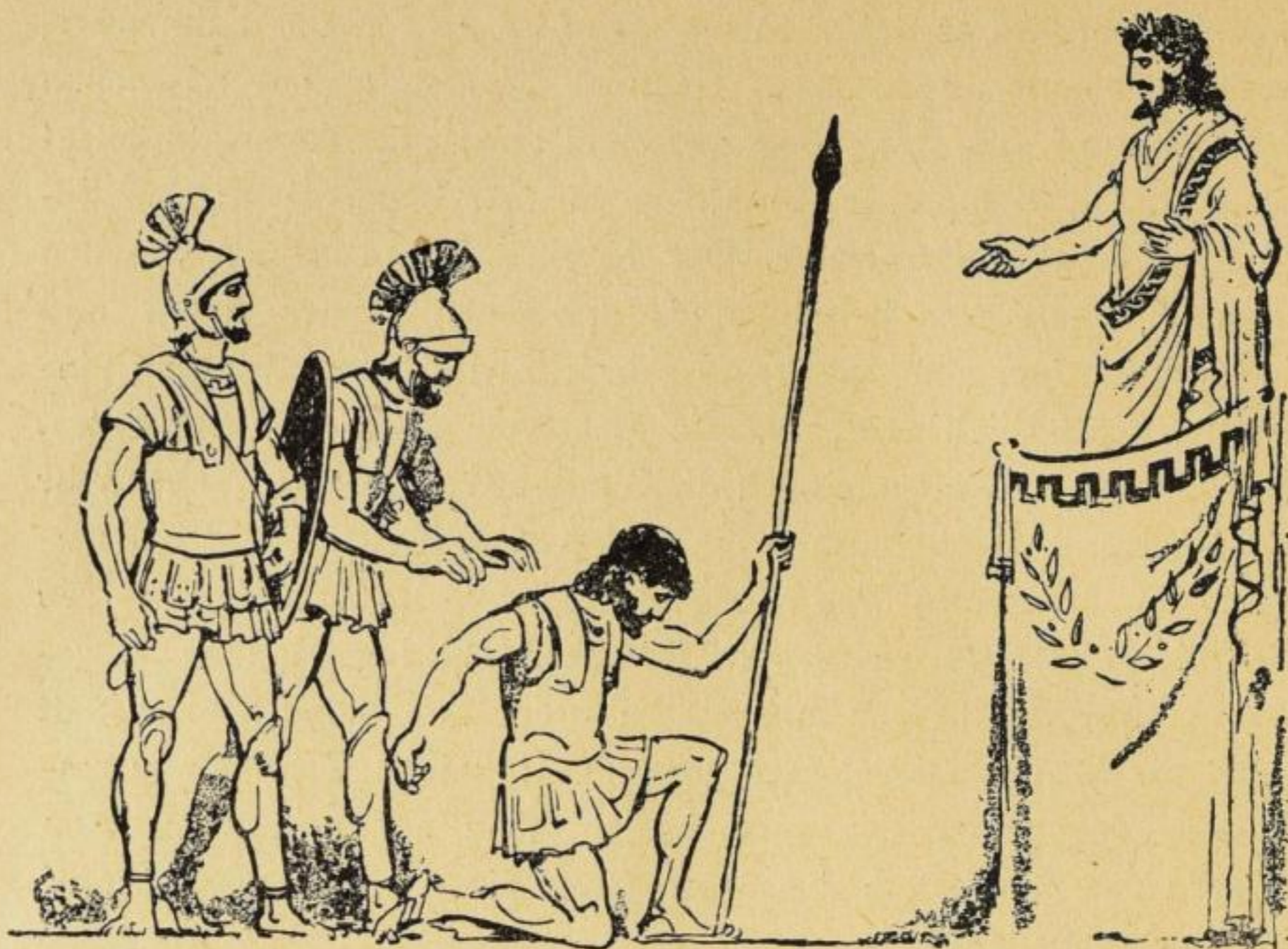
Der tote Gladiator wurde hinausgetragen, die Blutspuren verwischt und mit Sand bedeckt.

Die Siegestrompeten erschallten, Kithara, Doppelflöte und die kleinen Harfen stimmten ein.

Da der König den höchsten Gott um seinen Beistand angerufen hatte, erhob er sich jetzt, und alle folgten seinem Beispiel. Er legte die Linke auf die Brust und streckte, sich tief verneigend, die Rechte vor. „Tinia sei Dank!“ sagte er. Es kam ihm aus dem Herzen, denn der mächtige Gott war ihm wieder gnädig gesinnt. Blumen und Kränze wurden geworfen für Lard und für den Sieger.

\*





Inzwischen waren durchs Haupttor die Rennpferde hereingeführt worden. Die tyrrhenische Rasse war berühmt, und fast jeder der Anwesenden war ein Pferdekennner. Die edlen Tiere scheuten bei den schrillen Trompetenstößen, ungeduldig stampften sie mit den Hufen. Zwischen ihre braunen oder schwarzen Leiber mischten sich die bunten Farben ihrer Reiter. Plötzlich entstand eine Unruhe. Aus einem Gedränge machte sich mit Heftigkeit ein Mann frei und suchte weiterzukommen. Von den Wächtern des Kampfplatzes wurde er wieder festgehalten. Drohend schwang er über seinem Kopf einen mächtigen Speer, doch schien die Waffe eher bewunderungswürdig als gefährlich. Gleich ließen ihn die Männer wieder frei, und er jagte geradewegs auf den Königsthron zu, den Speer waagrecht über seinem Kopf haltend. Die Likatoren sprangen vor und ergriffen ihn. Als sie ihm die Waffe entwenden wollten, rief er atemlos und halb von Sinnen: „Laßt mich zum



König! Ich habe wichtige Botschaft!“ Sie wichen nicht von seiner Seite. Vor dem Thron stützte der Mann die Waffe auf, sank auf die Knie und erwartete demütig die Anrede.

„Was soll dein Verhalten?“ rief Propertius, aber dann sah er die Spitze des Speeres braunrostig von Blut und wußte, was der Bote brachte. „Wer hat uns den Kriegsspeer zugeworfen? Wo fandest du die Waffe?“

„Sie sauste hart an meinem Kopf vorbei. Ich hatte Wache am Südtor. Zu erspähen war niemand.“

Es war nicht schwer festzustellen, daß es ein römischer Speer war, und es war Römerart, auf solche Weise Feindseligkeiten zu eröffnen.

„Zu den Waffen! Krieg!“

Als wäre der Sturm hineingefahren in die festliche Menschenmenge, so wirbelten sie durcheinander. Von den obersten Reihen jagte die Jugend die Stufen herunter. Ein wirres Knäuel war die Arena. Die Adligen sprangen auf die Rennpferde. Die Renner donnerten mit ihnen davon. Die Masse wurde gewaltsam zurückgedrängt. Die Liktores schufen Bahn für den König. Auch er schwang sich auf ein Pferd.

Niemand hatte die Römer erwartet. Kriege begannen sonst im Frühjahr nach der Waffenweihe. Sie waren meist nur Rachezüge, weil Grenzsteine versetzt oder Herden abgetrieben worden waren. Die Römer hatten bei den Kämpfen immer mehr die Oberhand gewonnen, denn die Latiner waren allmählich in ihnen aufgegangen. Gemeinsam zogen sie gegen die Volsker oder die Aequiler; die Sabiner wehrten sich gegen die Umbrer oder die Picenter. Leicht aber schlossen sich die einen oder die anderen zum Bündnis zusammen, ging es gegen die Etrusker. Sie waren ihnen allen noch immer Fremdlinge dunklen Herkommens. Weit vom Morgen her sollten sie gekommen sein. Tüchtige und erfahrene Seefahrer ursprünglich, waren sie seßhaft geworden, hatten schnell Reichtümer erworben und saßen stolz in ihren festen, uneinnehmbaren Städten, die fast alle, wie Veji, hoch auf Tuffsteinfelsen lagen.



Sie lebten im Schutz furchtbarer und unbekannter Götter. Was nützte es, römischen Gottheiten zu opfern, wenn die Götter der Etrusker mächtiger waren?

Noch sah man nichts vom Feinde. Nicht einmal vom Dach des hohen Tempels aus war irgend etwas wahrzunehmen. Kein Feuer, kein Rauch! Waren überhaupt Feinde in der Nähe? Der Überbringer der Botschaft war festgenommen worden. Hatte er sich täuschen lassen? War seine Meldung falsch, würde es ihn den Kopf kosten. Späher nach allen Seiten wurden ausgesandt. Sie kletterten durch die Schluchten, schlichen sich über die wenigen Brücken, oder durchquerten das reißende Wasser und wühlten sich durch das fast undurchdringliche Gestrüpp der Hänge. Mühsam gewannen sie wieder die Höhe. Sie fanden keinen Feind und kamen unverrichteter Dinge zurück. Ein größerer Trupp zu Pferd aber, unter Führung eines Hauptmanns war am Lauf der Cremera abwärts weiter vorgedrungen. Von ihm war noch keine Nachricht eingetroffen.

Der aufgescheuchte Ältestenrat begann sich zu beruhigen. Wozu hatte man einen König? Propertius hatte zu befehlen, er hatte ihr Vertrauen.

Weniger ruhig nahm die kampfwillige Jugend die Ungewißheit hin. Die Anführer sammelten ihre Scharen mitten auf dem Marktplatz, an dem sich die beiden schnurgeraden Hauptstraßen kreuzten. Hier wurde in Anwesenheit des Königs Kriegsrat gehalten. Lard drängte, den Römern entgegenzuziehen. „Sie haben uns den Fehdespeer vor die Füße geworfen! Sollen wir warten, bis ihr Heer vor unseren Toren steht?“

Ein beifälliges Gemurmel unterstützte seinen Vorschlag. Einer der älteren Anführer meinte: „Warum haben sie nicht eine Botschaft geschickt, wie es Brauch ist?“

„Oh“, rief sein Nebenmann, „die Römer haben noch nicht vergessen, daß Lard Tulumnes in Fidenae ihren Gesandten die Köpfe vor die Füße legen ließ!“



„Das ist lange her! Seitdem haben wir oft miteinander gekämpft. Sie haben nie Ruhe gelassen. Wie oft haben sie unser Land geplündert! Es wird Zeit, daß ihnen einmal gründlich das Verlangen dazu ausgetrieben wird!“

„Veji ist reich, Veji ist mächtig. Die Römer sind eine zusammengewürfelte Herde!“ prahlte ein Schreihals.

„Reichtum wiegt keine Kriegskunst auf“, erwiderte ihm der ältere Anführer.

„Du möchtest wohl als Heerführer glänzen?“

„Heerführer wird, wer die meiste Kriegserfahrung hat — und außerdem, so weit ist's noch nicht! Wartet ab!“

Propertius hatte scharfe Ohren, Gesprächsfetzen solcher Art drangen bis zu ihm. Wer anführen sollte, das bestimmte er, er allein! Er erkannte selbst die Notwendigkeit, der frechen Herausforderung die gebührende Antwort zu geben. Es war die erste wichtige Entscheidung für ihn. Keinesfalls durfte es einen Fehlschlag geben! Er würde die Priester befragen. Im Notfall mußte er die Schuld auf sie schieben. Aus Leberschau und Vogelflug sollten darum die Haruspexe den Willen des Gottes lesen. Tinia sollte sprechen.

Propertius hob die Hand. Gespannte Stille herrschte sofort. Fester faßten die Kampffreudigen ihre Waffen. Jetzt würde der befreiende Befehl kommen!

„Die Haruspexe sollen uns den Willen der Götter kundtun!“

Ein Murmeln der Enttäuschung wurde hörbar.

Der König ritt mit seinem Gefolge zum Tempel.

Die Priester schlachteten einen Hammel. Das Blöken brach ab. Stille war auf dem weiten Platz. Die Sonne stach unbarmherzig. Vulcantius, der oberste Priester, löste mit geschickten Händen die Leber heraus und betrachtete sie lange. Mißbilligend schüttelte er den Kopf. Dann trat er vor den König; dessen Pferd sich vor dem Blutgeruch abwendete. „Die Götter sagen nein!“ sagte er leise.

In Lards Herzen regte sich Widerspruch, als er diese Entschei-



dung hörte. Wie konnte in einer so gefahrvollen Lage einzig der Spruch des Priesters entscheiden, wo es doch so viel wichtiger war, dem Feinde zuvorzukommen? Unwillig stampfte er mit dem Fuß. Sein Nebenmann, ein narbenbedeckter Alter, schüttelte den Kopf und sagte in seine Gedanken hinein:

„War das überhaupt eine Kriegserklärung? Solange vom Spähtrupp noch keine Nachricht da ist, glaub' ich's nicht! Wenn die Römer angreifen wollten, dann müßten sie, bei meinem Barte, doch irgendwo zu finden sein!“

Die Ungewißheit zerrte auch an den Nerven des Königs. Seine Stimme hallte über den Platz und rief einen Adligen zu sich heran, um ihn mit einem Trupp zur Erkundung auszuschicken, da tauchte ein Hirte auf, der eilig die Gasse heraufgelaufen kam. Sein Gesicht war verschmutzt. Staub und Schweiß waren miteinander verklebt. Grell stach das Weiße der Augen daraus hervor. Er sah nicht aus, als ob er Gutes brächte.

Der Hirt hütete jenseits des Flusses Schafe, in einer fruchtbaren Talsenke hinter der Totenstadt. Die Toten wohnten auch hier wie überall in Etrurien tief in der Erde. Nichts war von ihren Grabstätten zu sehen. Aber niemandem wäre es eingefallen, über die heiligen Hügel zu gehen. Auf einmal trat aus dem Strauchwerk ein fremder Krieger auf ihn zu und fuhr ihn barsch an. Der Schäfer hatte, vor Schrecken zitternd, ihn kaum verstanden, aber der Fremde hatte ihm unter Drohen beigebracht, was er zu sagen hätte, bis er es behalten hatte. Zum Schluß versetzte er dem Schäfer eins mit dem Speerschaft und befahl ihm, nach Veji zu laufen und dort haargenau auszurichten, was ihm aufgetragen wäre. Der Hirt war um sein Leben gerannt, das war ohnehin nicht viel wert. Sein Herr würde ihn lahmprügeln lassen, weil er seine Herde verlassen hatte. Und was erwartet ihn hier, in der großen Stadt, wenn er die Botschaft brachte? Er hatte sie den Wächtern am Tor ausrichten wollen! Es war so schwer zu behalten, was der Fremde gesagt hatte. Er wollte auch gleich wieder zu seinen



Schafen zurück, aber die Wache hatte nur böse gelacht. Das sei nicht ihre Sache, hatte sie gemeint; er solle nur selber melden, was ihm aufgetragen sei.

Stockend berichtete der Hirt vor dem König, was der Krieger ihm aufgetragen: „Die Soldaten, die ihr ausgeschickt..., ich sollte sagen: ihre Leichen könntet ihr aus der Cremera fischen, wenn sie nicht inzwischen den Tiber hinabgetrieben wären... und“, er hielt inne, weil er die erstarrten Gesichter um sich sah, „das kann ich nicht sagen“, jammerte er. Sie preßten es aus ihm heraus. „Die Römer wollen ihre Knochen sammeln und den Hunden vorwerfen.“

Ein ungeheurer Tumult erhob sich, als man die lästerlichen Beleidigungen hörte. Schon wollten einige auf den Boten einschlagen, doch der König bot Einhalt. Erst mußte man hören, ob der Schäfer noch mehr Soldaten gesehen, von wo der Feind gekommen, wo die Herde gewesen sei. Daß der fremde Krieger über den heiligen Hügel der Totenstadt gekommen, fand kaum Glauben; aber was der Mann sonst erzählte, schien richtig zu sein.

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Das war unerhörter Hohn. Jetzt kam der Kampf! Ungeduldig klirrten die Waffen, und noch zögerte der König!

Lard konnte sich kaum bezähmen. Warum glaubte der Vater den Priestern so blindlings! War das nicht gegen jede Vernunft? — Vernunft? — Das hatte das Weib an der Quelle gesagt! War ihr zu trauen? Nein, die Frau durfte nicht recht haben, sie, die die Götter gelästert hatte! Der Gedanke war es, der ihm den Mund verschloß. Das war gut! Man würde ihn getadelt haben, wollte er noch einmal wagen, in den König zu dringen. Es blieb den Feldherren überlassen, mit dem König zu beraten. Endlich willigte Propertius ein, daß eine Hundertschaft auf Kundschaft auszöge.

Lard richtete seine Augen auf den Vater. „Laß mich die Truppe führen!“

Diesmal besann sich Propertius nicht lange. Sein Sohn stand unter einem guten Zeichen. Offensichtlich waren ihm die Götter wohlgesinnt.



Aruns hielt sich im Hintergrund. Mochte Lard sich die Hörner einrennen! Bei einer solchen Erkundung war wenig Ruhm zu ernten, einer Hundertschaft konnte es ähnlich ergehen wie dem Vortrupp.

Lard zog nicht, wie üblich, zum Südtor hinaus, also in der Richtung, in der Rom lag, sondern nach Norden, die Straße hinab, die nach der Totenstadt führte. Hier hatte man kaum je einen Kriegszug gesehen. Die erfahrenen Heerführer belächelten den Jüngling. Wie konnte er sich auf die Angaben eines Hirten verlassen!

Die Hundertschaft nahm den Schäfer in ihre Mitte. Er sollte zeigen, wo er den Römer getroffen hatte. Er blieb dabei: Hinter der Totenstadt. Sie hatten auch kaum die hölzerne Brücke in der Tiefe überschritten, da wies er aufgeregt nach dem heiligen Hügel. Mitten auf der Höhe verharrte eine Gestalt. An dem wehenden Rock konnte man erkennen, daß es eine Frau war. Sie hatte die Hand schirmend über die Augen gelegt und spähte nach der entgegengesetzten Seite. Der Hundertschaft, die den Berg heruntergekommen war, schenkte sie keine Beachtung.

„Dort“, rief der Schäfer, „da ist sie! Sie kann sagen, wo die Feinde stehen, sie weiß alles!“

Lard war aufmerksam geworden, auch er hatte die Frau gesehen. Ihn empörte es, daß sie sich erdreistete, sich so vor aller Augen auf den gewölbten Hügel der Unterweltstadt zu stellen. Zwar konnte ein Fremder ihn nicht von den anderen kleinen Bergen unterscheiden; doch da sie wohl eine Hirtin war, mußte ihr die Gegend bekannt sein.

„Holt das Weib herunter!“ befahl er.

Sie kam von selbst mit großen gelösten Schritten auf ihn zu. „Auf den Bergen hinter dem Tal sind die Römer!“ rief sie und schüttelte die Soldaten ab, die nach ihr greifen wollten. „Sieh dich vor“, sagte sie und schaute zu Lard auf. Schon als sie auf dem Hügel stand, hatte er gewußt, daß es die Frau aus dem Tale war.



Es war seltsam, aber er wußte, daß es gar nicht anders sein konnte. Jetzt blickte er in die blauen Augen. Abweisend sagte er:

„Was hast du hier zu suchen? Du bist in Feindesland!“

„Laß das Eifern!“ entgegnete sie ruhig. „Ich versprach, dir zu helfen!“

„Ich brauche deine Hilfe nicht!“ fuhr er sie an, aber seine Stimme hatte nicht die sonstige Festigkeit.

Die Anführer der Trupps standen in der Nähe. Warum nahm Lard die Sklavin nicht einfach fest oder ließ sie verprügeln, damit ihr die vorlauten Reden vergingen? Zitternd stand der Schäfer dabei. Seine Wächter fragten ihn nach der Hirtin, die er offenbar kannte. „Sie ist keine Hirtin, sie ist eine Seherin von der heiligen Quelle“, flüsterte er ehrfurchtsvoll. Das Wort wurde weitergetragen, manchem verging der Spott. Man sah das weiße Gewand, wenn es auch von einem Hirschfell überdeckt war.

Räna hatte sich nicht abschrecken lassen. Sie zeigte Lard die Richtung, wo die Römer standen und machte so genaue Angaben, daß an ihren Worten kaum zu zweifeln war.

„Bleibe in dem breiten Tal“, riet sie, „nur dort kannst du nicht umgangen werden!“

Nun ließ er sich doch hinreißen zu fragen: „Sind es viele?“

„Drei- oder viermal so viel wie ihr! Du tätest gut daran, Verstärkung heranzuholen.“

Ihre selbstverständliche Überlegenheit reizte ihn. „Ich könnte dich festnehmen lassen“, drohte er; doch sie sagte ungerührt: „Ich bin nicht so schutzlos wie du neulich. Es wäre auch nur dein eigener Schade.“ Damit wandte sie sich um und ging gelassen nach dem nahen Wald davon.

Die Hügelkette an der rechten Seite der Cremera hatte schon einmal eine Rolle gespielt. Damals hatten die Etrusker auf den Höhen gesessen und von dort aus die Fabier zusammengeschlagen. Über dreihundert Angehörige dieses alten römischen Geschlechtes waren von den Vejentern aufgerieben worden. Sollte sich Lard



jetzt selber in Gefahr begeben? Wollte das Weib doch seinen Untergang? Wenn es stimmte, daß der Feind so stark vor ihm auf den Hügeln lauerte, dann wäre es unverantwortlich, sich ihm mit so schwachen Kräften entgegenzustellen. Er schickte deshalb Schnellläufer zurück, die sofortige Hilfe verlangen sollten, und ließ zugleich mit weißen Tüchern winken, dem verabredeten Zeichen, daß ein stärkerer Feind vor ihm war. Mit sorgenvollem Blick sah er nach Veji, das wie eine riesige, trutzige Burg aufragte. Leichte Dunstschleier breiteten sich darüber hin, in der Ferne ballten sich Gewitterwolken. Vergebens horchte er auf Waffenlärm, der die heranrückenden Vejenter ankündigen könnte. Nichts geschah. Die Schwüle war drückend, und die sirrenden Insekten peinigten Mann und Roß. Endlich, er hatte schon das breite Tal erreicht, rückte eine Hundertschaft nach, das war alles. Kein Mann mehr war ihm bewilligt worden. Lard biß sich auf die Lippen. Die Götter waren gegen den Kampf, deshalb kam keine Hilfe mehr. Sollte er umkehren? Sollte er sich hinterrücks in Stücke hauen lassen? Nein. Es gab nur eins: weiter! Er ließ die Fußsoldaten mit der zweiten Hundertschaft einen spitzen Winkel gegen den Feind bilden. Hinter den linken Flügel stellte er die Reiterei. Dazu war in der Talweitung Platz genug. Widerwillig mußte er den Rat der Frau anerkennen. Wie wenig sie waren! Wetterleuchten flackerte über den Horizont. Schweiß lief den Männern unter den Helmen hervor, die auch die Stirn und die Wangen deckten. Die Krieger keuchten. Drohend hing die Stille über dem Tal, selbst die Zikaden schwiegen. Plötzlich zerriß die Spannung.

Rasendes Geschrei und Waffenlärm wälzte sich von den Höhen herunter. Die Römer! Ohne Befehl hatte das Fußvolk die Lanzen gesenkt und die Schilde erhoben. Es rückte enger auf. Mann stand an Mann. Ihre Augen glänzten. Jetzt, da der Feind vor ihnen war, hatte nur eins noch in ihnen Raum: zuschlagen, zuschlagen! Ungeordnet spie der schütterere Wald die Römer aus. Vor dem lanzenstarrenden Keil verharrten die ersten außer Atem, doch die Nach-





3 Kriegerkopf aus Veji





4 Gehörntes Vogelgefäß aus Bologna



folgenden drückten sie gegen den Feind. Der Kampf Mann gegen Mann begann. Unvermittelt brach das Gewitter los, dessen Kommen keiner bemerkt hatte. Regen prasselte nieder, Donner rollte, übertönte nur noch das Getöse des Zusammenpralls. Wie ein grauer Vorhang war der Regen und erschwerte die Sicht. Blindlings schlug jeder zu.

Lard feuerte seine Männer an. Er sah, sie standen. Noch nirgends war der Römer in die Reihen eingedrungen. Wo ein Mann fiel, schob sich ein anderer in die erste Reihe vor. Gut, daß die Römer sie nicht umgehen konnten. Sie hätten auf die Hänge klettern müssen.

Nur am linken Flügel war Raum. Lard hob die Hand und führte seine dreißig Reiter an. In dem Getümmel brachen sie unbemerkt hervor und fielen von der Seite über die Angreifer her. Wie ein Wirbelwind fegten sie in die Reihen der Römer. Lard stach um sich, wick eine Lanze aus, warf sein Pferd herum, trieb es vorwärts. Sein Pferd stieg, und sein Speer blieb in der Brust eines Gegners stecken. Lard riß das Schwert aus der Scheide und schlug zu, schlug zu...

Plötzlich waren römische Reiter da. Sie mußten das Tal heraufgekommen sein. Im wolkenbruchartigen Regen war nichts zu sehen. Jetzt hatte Lard einen Reiter vor sich. Mit aller Kraft schlug er zu. Der andere wehrte sich geschickt. Funken sprühten. Und dann... Lard spürte Blut von seiner Stirn tropfen. Der Regen wusch es ab. Sein Helm kamm mußte zerschlagen sein. Wo war der Gegner? Im Gewühl verschwunden.

„Blitzelenker, vernichte den Feind!“ rief er heiser. Kein Blitz fuhr hernieder. Und da war schon der nächste vor ihm. Wieder klirrten die Waffen. Es mußte der Anführer sein, mit dem er sich schlug. „Wenn es doch Aruns wäre!“ dachte Lard. Er hieb sein Schwert in dessen Schulter, knapp neben dem Schulterschutz. Der Gegner schwankte im Sattel, hieb aber noch einmal zu und traf Lard am Unterarm, als dessen Schwert ihm in den Hals fuhr. Der Römer sank vom Pferd.



Lard sah sich um. Noch hielten die Reihen der Seinen. Es waren weniger geworden, und selbst von seinen Reitern fand er nicht mehr viele. Aber auch die Römer wankten. Nachdem sie ihren Anführer nicht mehr sahen, sank ihnen der Mut.

Lard sammelte seine Reiter und befahl dem Keil vorzurücken. Schritt für Schritt schoben sich die Männer durch den zerstampften, blutigen Morast.

Auf einmal war es lichter geworden. Der Regen ließ nach. Nebelfetzen hingen in den Bäumen. Eben wollte Lard seine Reiter zu einem neuen Angriff führen, als ein markerschütterndes Geschrei von der Höhe, von der die Römer herabgestürzt waren, erscholl. Lard fuhr herum. Neue Feinde? Ein Menschenhaufe wälzte sich zu Tal? Was war das?

Nein, Römer konnten es nicht sein, denn diese schienen zu glauben, neue Etrusker fielen vom Rücken über sie her. Rufe hallten über die Wiese: „Zurück! Zurück!“

Die Römer lösten sich vom Feind und liefen talwärts.

Der Menschenhaufe trat nicht aus dem Wald. Das Geschrei verstummte. Offenbar zog er sich wieder auf die Höhe zurück, als er sah, daß der Kampf entschieden war. Eine Frau mit regennassem Haar stand für einen Augenblick an einer Eiche. Als sie gefunden hatte, was sie suchte, wandte sie sich um und stieg den Hang empor. Lard schaute ihr nach. Es mußten Falisker gewesen sein, die gekommen waren auf das Geheiß der Frau im Hirschfell. Unmutig schüttelte Lard den Kopf. Er hätte es allein geschafft. Doch seine Glieder waren wie Blei, und seine Gedanken konnte er nicht mehr sammeln.

Seine Männer hatten sich, wo sie gerade standen, auf die Erde geworfen. Tote und Überlebende lagen durcheinander, Stöhnen und Wimmern stieg aus dem Tal auf.

Lard ließ seinen Leuten eine Zeit der Ruhe. Er selbst hatte sie auch nötig. Der Kopf schmerzte, und das Blut pochte in den Wunden.

Allmählich zog ein Glücksgefühl in seiner Brust ein. Der Feind



war geschlagen. Die Priester hatten unrecht gehabt. Er hatte es bewiesen.

Nun hieß er seine Leute die Verwundeten sammeln. Ein paar herrenlose Pferde wurden eingefangen, die eigenen Toten herbeigebracht und auf die Pferde geladen. Die Vejenter wandten sich ihrer Stadt zu. Über dem Berge stand ein Regenbogen und leuchtete.

Lards Erfolg fand nicht ungeteilte Anerkennung. Die Priester grollten, Lard hätte das Gefecht abblasen müssen, als die ersten Blitze zuckten; denn bei Gewitter durften Menschen nicht handeln. Die wichtigste Ratssitzung wurde unterbrochen, wenn die Götter sprachen! Auch der König war ungehalten. Weder er selbst, noch Vulcantius hatten zunächst das Gewitter richtig einzuschätzen gewußt. Es konnte neuen Zorn Tinias ankünden, da seiner Weisung zuwidergehandelt wurde, es konnte aber auch seine Zustimmung sein. Nun hatten die Vogelschauer ein besonders günstiges Zeichen gemeldet. An der Stätte des Gefechts hatte sich ein Schwarm von sechs Geiern gezeigt. Geier galten als heilige Vögel, und so wurde ihr Erscheinen als Zeichen der Versöhnung des Gottes und als eine Auszeichnung Lards angesehen.

„Wie konntest du zweifeln!“ sagte Tanaquil zu ihrem Gatten. „Stets von neuem bestätigt der Blitzeschleuderer, daß er seine Hand über Lard hält!“

Wenn keiner es sah, Tanaquil wußte es: Lard war ein Lukumon. Tinia hatte ihn erwählt. Er, Lard allein, würde den Untergang ihres Volkes aufhalten, den die Bücher prophezeiten; er würde den Bestand der etruskischen Lehre sichern.

Neider hatte der junge Königssohn genug. Aruns hetzte.

Lard sollte den Gegner nur suchen, und er maßte sich an, eine Schlacht zu entfesseln, der er gar nicht gewachsen war, äußerte Aruns in einem Kreis Mißvergnügter, die sich zurückgesetzt fühlten. „Noch nie hatten wir so schwere Verluste gehabt“, behauptete einer.

Ein Lehrer der Kriegskunde pflichtete ihm bei: „Nicht die ein-



fachsten Grundregeln der Kriegsführung beherrscht er noch, oder hat er sie nie erfaßt? Nicht einmal richtig aufgestellt hat er seine Truppe!“

„Er ist wenigstens tapfer vorangegangen“, verteidigte ihn ein Hauptmann, der dabeigewesen war, „aber was hat er sich von einem Weib beraten lassen — von einer Hirtin!“

Aruns horchte auf und ließ sich den Vorfall erzählen. Sie lachten laut und lange wie über einen guten Witz. Aruns aber machte sich Gedanken. Was hatte das zu bedeuten? Er ließ heimlich umfragen, erfuhr aber weiter nichts, als daß die Frau wahrscheinlich zu den Faliskern gehöre, von denen man wußte, daß sie eine blonde Fremde als Quellenheilige und Orakelpriesterin verehrten. Damit war nichts anzufangen.

Aruns hatte in den letzten Tagen viel über sich ergehen lassen müssen, den Spott über seine unzulängliche Beute, die Niederlage seines Gladiators und jetzt, trotz allem Dagegenwirken, die Anerkennung von Lards Heldentat. Er hatte ihm den Platz neben dem König überlassen müssen. Er sah Lard erhöht und mußte sich eingestehen, daß er selbst den Anstoß dazu gegeben hatte. „Und ich werde ihn doch zu Fall bringen!“ schwur er sich.

\*

Volnius hatte die Festtage schlecht überstanden. Er wand sich in Schmerzen und erbrach. Nichts Ärgeres gab es für Lavinia, als einen Kranken zu betreuen. Das Unerläßliche taten die Ärzte und ihre Helfer, die schmutzigen Arbeiten besorgten Sklaven, aber der widerliche Krankengeruch haftete an den Wänden. Ließ sie duftende Essenzen verspritzen, so reizte das ihren Gatten zu neuem Erbrechen. So willfährig er sonst in ihren Händen war und so bereitwillig er ihr jeden Wunsch gewährte, so wenig nachgiebig war er in seinem hilflosen Zustand. Hartnäckig verlangte er ihre Gegenwart zu jeder Tageszeit. Sie wagte ihn nicht zu enttäuschen und harrte bei ihm aus. Die Haruspexe hatten nach



umständlicher Forschung erklärt, die Krankheit würde nicht lange dauern.

Es war Abend, Volnius war ermattet eingeschlafen, Pflege genug war um ihn. Lavinia wollte sich zur Ruhe begeben. Auf dem Gang vor ihrem Zimmer traf sie mit Aruns zusammen, der kam, um sich nach dem Ergehen seines Vaters zu erkundigen, wie er sagte. „Es ist schrecklich“, stöhnte Lavinia.

„Wie, geht es ihm schlecht?“ fragte er ernst; denn es ging ihm durch den Kopf, was werden würde, falls sein Vater stürbe. Dann war er der letzte aus dem alten Stamm der Volnier; das würde sein Ansehen heben.

„O nein“, antwortete seine Stiefmutter, „er schläft ruhig, und die Weissagungen der Priester stehen gut für ihn. Aber, Aruns“, sprach sie leise weiter, „was tust du? Ich habe gebangt um dich, als dein Gladiator besiegt wurde!“

„Es ist zwecklos, darüber zu reden. Hilf mir lieber...“

„Was gäbe ich darum, wenn ich es könnte!“ unterbrach sie ihn hastig. „Lard beiseite zu schaffen“, vollendete er.

Sie erschrak, obgleich sie es selbst wünschte. „Eine Bluttat ruft die entsetzlichen Furien herbei“, flüsterte sie.

„Wer redet von Mord? Vernichten kann man einen Menschen auch auf andere Weise!“ Er schwieg. Plötzlich sagte er: „Was ist mit Lards Geburt? Du weißt es!“ Er faßte sie an der Schulter.

„Ich weiß es nicht!“

„Eben hast du gesagt, du willst alles für mich tun.“

„Das will ich auch!“

„Dann bring mir das Geheimnis!“

„Wie soll ich das?“

„Frage Volnius!“ Er sagte nicht: meinen Vater, oder deinen Mann.

„Er ist krank.“

„Die beste Gelegenheit, ihn zum Reden zu bringen.“

Hingebender denn je saß Lavinia am nächsten Tag neben ihrem Mann, flüsterte ihm zarte Worte ins Ohr, umschmeichelte ihn. Es klang sehr echt; denn sie hatte ein schlechtes Gewissen. Sie



plauderte und kam auch darauf, wie sehr Aruns durch Lard beeinträchtigt werde.

„Er soll sich mit ihm vertragen!“ warf Volnius unwillig ein. „Ich wünsche keinen Streit zwischen unseren Familien.“

„Aber Aruns ist besonnener. Er hätte sich nie auf ein so verfehltes Unternehmen wie die Schlacht eingelassen. Er paßt besser an die Stelle, an der Lard steht.“

„Lard kommt sie zu mit allem Recht. Es hätte dazu nicht einmal der Gottesbeweise bedurft.“

„Dann wird es wohl so sein! Du sagtest ja auch, schon seine Geburt sei von einem Geheimnis umwittert!“

„Laß die alten Geschichten!“ murrte er.

Liebevoll wischte sie ihm mit einem Tuch über die Stirn. „Ja, ja“, sagte sie ergeben. „Ich will dich nicht langweilen, ich wollte dich auf andere Gedanken bringen! Wenn man von anderen spricht, hilft das einem leichter über eigenes Ungemach hinweg.“ Sie lachte ein wenig. „Was ist auch groß über Lards Geburt zu reden; aber ich bin nun eben so viel jünger und weiß gar nichts von dem, was früher war. Tanaquil ist so klug; sie weiß alles. Sie ist angesehen und unantastbar; darum verstehe ich nicht, warum sie so geheimnisvoll tut um ihren Sohn.“

„Laß sein, Lavinia!“ wollte Volnius sie beruhigen. „Es ist nun einmal so. Alle, die darum wissen, haben den Priestern schwören müssen, darüber zu schweigen.“

„Das ist mir unverständlich. Aber ich weiß schon, du willst nur, daß Tanaquil in ihrer Weisheit strahlt! Ich bin genauso gut eine echte Etruskerin wie sie!“ Ihn wieder umschmeichelnd, redete sie auf ihn ein: „Bin ich nicht die Frau des großen Volnius, aus dem vornehmsten Adel Etruriens. Soll ich immer vor Tanaquil zurückstehen?“

Er tätschelte ihre Hand. „Sei nicht traurig, alle meine Gedanken gelten nur dir!“

„Als ob mir das helfen könnte!“ fuhr sie auf. „Du weißt nicht, wie ich unter der Nichtachtung leide! Wenn du mich liebtest, hättest du keine Geheimnisse vor mir!“



Das kurze Wohlbefinden des alten Mannes begann zu vergehen. Er merkte, wie mit leisem Ziehen heftige Schmerzen wieder einsetzten. „Lavinia, gib dich zufrieden!“ Er stöhnte leise. Sie blieb steif und stumm neben ihm. „Was willst du nur noch wissen?“ fragte er schließlich.

„Was ist mit Tanaquils Sohn? Wer ist Lard?“

„Lard ist der Sohn von Propertius...“

„Und wer hat ihn zur Welt gebracht?“ fragte sie lauernd.

Volnius wand sich. Schließlich sagte er: „Eine Magd.“

„Wie hieß sie?“

Er fing an, sich in Schmerzen herumzuwerfen. Das Fragen wurde ihm zur Qual. „Das weiß ich nicht.“

„Natürlich weißt du es, also sage es!“

„Eine gefangene Keltin.“

„Eine Sklavin also!“ Jetzt hatte sie, was sie brauchte! Nur nicht merken lassen, wie zufrieden sie war. „Oh, du hast wieder Qualen zu leiden. Geht es dir wieder schlecht? Du Armer!“ sagte sie bedauernd und hatte doch Not, nicht den Triumph durchhören zu lassen, der sie erfüllte.

Mit viel Lärm rief sie nach den Ärzten und Helfern und schalt sie nachlässig in der Sorge um ihren teuren Gemahl.

Es war Nacht, Aruns schlich sich in Lavinias Gemach, denn das war der sicherste Ort, um ungestört und ungehört zu sein.

„Was hast du erfahren?“ fragte er gierig.

So schnell wollte sie ihr kostbares Geheimnis nicht preisgeben, sie tat sich wichtig.

Endlich berichtete sie und verhehlte nicht, wie schwer es gewesen war und wie es all ihrer List bedurft hätte, Volnius zum Reden zu bringen.

Als Aruns sie verließ, hielt er nicht mehr für nötig, ihr auch nur zu danken.

\*

Lard wurde die Zeit lang. Der verwundete Arm machte ihm zu schaffen, er durfte ihn nicht bewegen. Die Wunde war tief. Sie



heilte sehr langsam. Um die Stirn trug er einen weißen Verband, der ihm ein verändertes Aussehen gab.

Er war auf dem Weg zum Zirkus, er wollte wenigstens Pferde und Reiter sehen. Im Laubengang der Straße boten Händler Kostbarkeiten feil, Teppiche, Stoffe, Kissen, Vasen, Hausgerät, Schmuck. Plötzlich kam aus einer Seitengasse Egeria, und sie gingen zusammen weiter.

„Wo willst du hin?“ fragte Lard.

„Zum Goldschmied.“ Sie zeigte auf einen Reif an ihrem Arm. Er hatte die Form einer Schlange. „Ich habe den Stein verloren, der das Auge war.“

„Was für ein Stein war es?“

„Tiefrot — ich kenne den Namen nicht.“

„Ein Rubin also? Und so einen möchtest du wieder haben?“

Sie zuckte die Achseln. „Es kann auch ein anderer sein, aber er muß schön sein.“

Eine Werkstatt reihte sich an die andere, ein Verkaufsstand bot immer größere Kostbarkeiten an als der andere.

„Sieh, wie die Griechen die Bilder auf ihre Vasen malen!“ sagte Lard; Schalen, Vasen und Amphoren standen hier zum Verkauf. Der Händler war erfreut über die vornehme Kundschaft, holte eine rote Vase hervor und zeigte sie voll Stolz. „Das wertvollste Stück, das ich besitze!“ erklärte er. „Sie ist sehr alt, mein Großvater hatte sie von seinem Großvater, und der hatte sie wieder von seinem Großvater...“

Lard unterbrach lachend, aber dem Händler war es sehr ernst, was er sagte. Er deutete auf die Vase mit roten Figuren und meinte: „Die schwarze Bemalung ist viel älter. Sieh nur den edlen Glanz, wie ganz altes, poliertes Holz.“

Lard nahm sie ihm ab. „Zeig her! Was das Bild bedeutet, möchte ich wissen!“

„Das hier ist Herakles, er hat den erymanthischen Eber getötet und bringt ihn an.“

Egeria mischte sich ein: „O Lard, da war dein Eber viel größer!“



Deinen Opfereber hätte er nicht auf die Schulter genommen!  
Und wer ist das hier?“

„Eurystheus. Er will von dem Tier nichts wissen und hat sich in ein Faß verkrochen.“

„Ein mutiger Mann!“ spottete Egeria.

Der Händler brachte ein anderes Gefäß herbei. „Auch das ist vorzügliche griechische Arbeit.“

Das Mädchen winkte beinahe ärgerlich ab. „Haben wir in Etrurien keine Künstler?“

Lard erklärte ihr: „Wir haben viel von den Griechen gelernt, aber nicht wenig auch sie von uns! Tonfiguren aus Veji, Vulci und Caere, so wie diese hier“, er deutete auf die kniehohe Gruppe eines Satyrs mit einer Bacchantin, „werden in den Ländern des Sonnenaufganges gut bezahlt.“

Egeria brachte nicht so übermäßige Begeisterung auf, weil sie an den Tempeln, auf den Dächern der Häuser, an Kanten und Vorsprüngen der Mauern täglich solche Figuren vor Augen hatte.

Im Weitergehen setzte Lard das Gespräch fort. „Wir haben uns sogar einen Bildhauer aus Vulci kommen lassen. Er schafft hervorragende Bildwerke.“

„Die möchte ich sehen!“ rief Egeria und klatschte in die Hände. „Wenn du willst, gehen wir nachher zu ihm hin, aber es ist am anderen Ende der Stadt.“

„Ich laufe gern“, antwortete sie.

Beinahe wären sie an der Goldschmiedewerkstatt vorbeigegangen, hätte sie nicht im letzten Augenblick das eifrige, leise Hämmern aufmerksam gemacht. Sie traten ein. Eine kleine, grelle Flamme, die dauernd angeblasen wurde, leckte an einem Tiegel, in dem ein Gehilfe Metall schmolz. Egeria wollte dem Meister das Armband zeigen. Es ging nicht über die Hand, die Spannung der Windungen war zu straff. Lard wollte ihr helfen, aber seine Linke war zu ungeschickt. Egeria bog es nach der anderen Seite, auf einmal brach es mitten durch. Betroffen blickten sie einander an, dann lachten sie herzlich, wie über einen Scherz.



„Nicht schlimm!“ sagte der Goldschmied, der die beiden Teile aneinander hielt, „der Schaden läßt sich leicht ausbessern, und man wird nichts mehr davon merken.“

„Zeige deine besten Stücke“, sagte Lard zum Goldschmied und faßte zugleich Egerias Hand. „Ich kaufe dir einen anderen.“

Sie wählten lange. Schließlich entschlossen sie sich für ein Armband, zu dem kleine Goldtäfelchen aneinandergereiht waren. In jedes Täfelchen war ein Löwe, ein Adler oder ein anderes heiliges Tier getrieben. Lard hatte noch nicht genug; er wählte ein Paar passende Ohrgehänge dazu. Es waren kleine Plättchen, an denen Schnüre aus Goldperlen hingen, wie Fransen. Das Mädchen duldet gern, daß er sie ihr selbst an den Ohrläppchen festklemmte, und lieber sollte es wehtun, als daß sie ihr etwa unterwegs verlorengehen könnten. Lard streifte fast ihre Wangen, und der Hauch ihrer Lippen strich über seine Hände.

Mitten durch die belebten Hauptstraßen, in denen sich um diese Stunde die vornehme Welt traf, wanderten die beiden. Lard reichte Egeria die Hand, wenn sie vom schmalen Fußweg über die erhöhte Mitte nach der anderen Straßenseite gingen. Die tiefen Rinnen dazwischen waren für die schwerfälligen Wagenräder bestimmt und für das Regenwasser, das auch Staub und Unrat mitnahm. Sie erreichten die Gasse der Maler und Töpfer, der Weg wurde uneben und steinig. Lard suchte sicher zu führen, Egeria ließ es sich gern gefallen und stolperte trotzdem. Die lange Spitze ihres Schuhs war an einem Stein hängengeblieben. „Der Bildhauer heißt nach dem Ort, aus dem er stammt. Er heißt Vulca“, sagte Lard, als sie in den unteren Teil der Gasse kamen. Sie standen unmittelbar am Absturz des Felsens, vor einer halbhohen Mauer, die sich wie eine Brüstung am Rande der Schlucht hinzog.

An der Bergseite war eine Tür, die nicht in ein Haus, sondern gerade hineinführte in den Fels.

Der Bildhauer hatte gehört, daß jemand kam, und trat heraus, den Eingang versperrend, sichtlich erstaunt über den Besuch.



Vulca war kein alter Mann, wie Egeria erwartet hatte, im Gegenteil, er war jung. Er schien nicht geneigt, die Besucher einzulassen. Er wies in die Ferne auf die besonnten Hügel und Berge, auf die langen Windstreifen, die sich über den blaßblauen Himmel zogen, sah aber selbst gar nicht hin; denn sein Blick haftete auf Lards Zügen.

„Dort unten die blitzende Schlange ist die Cremera“, erklärte er. Als ob sie das nicht wüßten! Er redete mehr, als er gefragt war, wie einer, der etwas zu verbergen hat.

Egeria wurde ungeduldig. Dazu war sie nicht hergekommen. Sie wollte sehen, wie er arbeitete. Ihrer Bitte konnte und wollte Vulca nicht widerstehen, es lag auch nicht in seiner Art, unhöflich zu sein. Er entschuldigte sich umständlich: Er habe sie nicht hereingebeten, weil es eben nur eine Höhle sei, die er bewohne. Er eilte aber dann voraus, ergriff schnell ein Tuch und warf es über eine Figur im Hintergrund. Eine andere, kleinere, weibliche Statue zu verdecken, gelang ihm nicht mehr. Auch den Steinblock, aus dem sich gerade die ersten Formen eines neuen Werkes herausschälten, mußte er lassen, wie er war.

Jetzt sagte er nichts mehr. Verlegen stand er neben dem Stein und legte beide Hände flach auf den Rand.

Die Werkstatt sah aus, als hätte er sie sich aus dem Felsen herausgehauen, doch mochte das nur zum Teil seine Berechtigung haben. Die Tuffsteinfelsen, auf denen Veji aufgebaut war, wiesen an verschiedenen Stellen Löcher oder tiefe Höhlen auf. Vielfach waren sie weiter zu Stollen oder Gängen ausgebaut worden, zu Abflußkanälen, oder als Durchlaß für frisches Quellwasser. Auch die Leitungen für das springende Brunnenwasser auf dem Markt, für die Bäder in den Häusern, waren durch das weiche Kalkgestein gebohrt. Für Vulcas Arbeitsstätte war eine der von Natur aus großen Höhlen noch erweitert und durch Nischen ergänzt worden. Doch sie war nicht finster; denn oben ließ eine Öffnung genügend Helligkeit herein.

Die aus der grellen Sonne Eintretenden hatten Mühe, sich an das





stark geminderte Licht zu gewöhnen, das alle harten Umrise milderte. Egeria hatte erwartet, Vulca würde sein Werkzeug zur Hand nehmen und damit den Stein weiter behauen. Sie war enttäuscht.

Lard und Egeria standen und schauten. Ihnen gegenüber erkannten sie die Statue einer Frau im sorgsam gerafften Gewand, einer Göttin wahrscheinlich. Sie wirkte wie lebend in der Beleuchtung der Höhle.

Egeria hielt sich dicht neben ihrem Begleiter, als fürchte sie sich. Nach einer Weile sagte sie: „Hier ist es wie in einem Tempel. Welcher Gott, Meister, führt dir die Hand, wenn du Menschen, wie sie sind, noch einmal zum Leben erweckst?“

Das waren Worte, die den Künstler aus seiner Abwehr herauslockten. „Woher kennst du das heilige Geheimnis?“ fragte er. „Nur wenn Gott Apoll gnädig ist und mir die Hände führt, kann ein Kunstwerk entstehen.“

In dem Augenblick blies ein Luftzug von der Tür herein. Das hastig der Figur im Hintergrund übergeworfene Tuch begann zu



gleiten, und, als wäre er in eigener Gestalt erschienen — stand dort Apoll in Lebensgröße.

Egeria fiel auf die Knie, Lard neigte sich tief, die Linke auf die Brust gelegt, so, wie man Götter grüßt. Egeria hob den Kopf und schaute dem Standbild gerade ins Antlitz. Es war nicht aus Stein gehauen, sondern, nachdem es der Künstler geformt, gebrannt worden. Veji war für derartige Tonfiguren berühmt. Die rötliche Farbe des gebrannten Tones schimmerte durch die leichte Bemalung. Wie ausdrucksstark war der Kopf des Gottes! Je mehr sie ihn anblickte, desto mehr wurden ihr die Züge vertraut — das war Lard! Das waren seine Augen, nur das Strahlende fehlte, das war seine gerade Nase, und das war sein lächelnder Mund! — Wie konnte der Bildhauer einen lebensvollen Menschen zum Gott erheben, zu einem Gegenstand höchster Verehrung? Der Mensch Lard stand neben ihr. War er ihr so weit entrückt, wie dieser Anbetungswürdige? Angst erfüllte ihre Brust.

\*

Der Tag war klar. Lard stand auf der Burg und schaute über das Land. Der Anblick war ihm vertraut. Er kannte die Schluchten, die Ebenen, die Hügel und Berge. Ein blaßblauer Streifen zeigte an, wo in vielen Windungen der Tiber floß. Dort, wo die Dunstschicht noch dichter wurde, lag Rom. Wenn er sich auf ein schnelles Pferd schwang, konnte er es in einem Tag erreichen. So nah und doch so fern war die vielgenannte Stadt. Er hatte sie noch nie gesehen. Alle Ausritte und Jagden führten nach der anderen Seite, ins etruskische Land. Er war noch nie auf den Gedanken gekommen, in fremdes Land einzudringen. „Rom ist eine alte Etruskerstadt, ein bedeutender Handelsplatz“, sagten die einen. „Rom ist ein Dorf mit armseligen Hütten“, behaupteten die anderen. Die Sprache der Römer sollte ein Wirrwarr sein von Lateinisch, einigen Brocken Griechisch, aber im wesentlichen eine Verstümmelung ihrer ersten und eigentlichen Sprache, des Etrus-



kischen. Was sollte er von alledem halten? Eins jedenfalls war gewiß: Rom fühlte sich stark genug, das mächtige Veji anzugreifen. Lard sah hinab auf die Rinderherden, die auf den fetten Wiesen grasten. Er konnte die Bauern erkennen auf den Feldern, wie sie hinter ihren schweren Pflügen gingen, denen drei Ochsen vorgespannt waren. Er sah die Säenden. — Werden sie ernten, was sie säen? Es würde nicht mehr lange dauern, und die Römer würden heraufziehen. Veji mußte gerüstet sein, besser als bisher! Welche Gefahr hätte jener Angriff schon werden können, dem er hatte standhalten müssen, wäre nicht die merkwürdige Hilfe gekommen! Sicher war sie der glücklichen Lenkung der Götter zu verdanken. In die Stadt wären die Feinde wohl nicht hereingekommen, aber sie konnten das Land ringsum verwüsten, wie es ihnen gefiel. Er mußte seinen Vater davon überzeugen, daß es notwendig war, nicht nur ein starkes Heer aufzustellen, sondern mit ihm vor die Tore Roms zu ziehen. „Ich will der Feldherr sein, Rom besiegen und dort als König regieren!“ Das hatte er zu Aruns gesagt, als er noch sein Freund war. Das wollte er auch dem Vater sagen.

Die frische, herbe Luft, die von den Bergen kam, rüttelte ihn auf. Diese Untätigkeit war nicht mehr auszuhalten. Ein Plan begann in ihm zu reifen. Während er darüber nachdachte, merkte er erst, wie lange er ihn schon mit sich herumgetragen. Er wollte nach Rom, die Stadt kennenlernen, wollte sehen, wie groß ihr Heer war. Als Sohn des Königs von Veji war ihm das allerdings unmöglich. Nur in geschickter Verkleidung konnte er es wagen, und kein Mensch, weder hier noch dort, durfte etwas davon erfahren. Die Mauern wurden ihm zu eng, er mußte hinaus, wenigstens über die Felder und Fluren jagen.

Mit einem kleinen Trupp seiner Freunde ritt er ins Tal hinab. Sie überquerten die Cremera kurz vor dem Bergdurchbruch, einem Meisterwerk tyrrhenischer Minierkunst. Der Fluß wäre sonst in weitem Bogen abseits geflossen.

„Eingefangen haben wir die Cremera“, meinte einer von der



lustigen Schar. „Solchen Tunnel macht uns kein Volk der Welt nach! Wir haben sie gezwungen, unsere Stadt zu schützen!“

„... und dann die Brücke über den Fluß geschlagen, damit die Feinde bequem einziehen können!“ Es war eine enge, wenig feste Holzbrücke.

„Uns hält sie gerade noch aus.“ Sie polterten im Galopp darüber, die Brücke knarrte und ächzte.

Sie waren an den Ausläufern des mächtigen Waldes entlanggeritten und saßen ab zu einer Rast. Die Reitknechte brachten Körbe mit Weizenfladen, Räucherfleisch und Wein und führten die Pferde an den nahen Bach zur Tränke.

Lard, den Ungeduld und Neugier trieben, ritt allein auf eine Anhöhe und hielt Umschau. Da sah er im jenseitigen Tal drei Reiter heransprengen, gerade auf sich zu. „Wartet nur, ihr werdet eine Überraschung erleben!“ freute er sich im stillen. Auf seinen Ruf, seinen Wink, würden seine Kameraden bei ihm sein und die drei überwältigt haben, ehe sie angreifen konnten. Vorerst wartete er ab. Es schienen Hirtenaufseher zu sein, möglich, daß sie gar nicht in feindlicher Absicht kamen. Vielleicht hatte es Streitigkeiten gegeben, vielleicht waren Grenzsteine versetzt worden, was häufig vorkam.

Sie waren in Rufweite heran. Sie trugen die übliche Fellkleidung, der mittelste hatte darüber noch einen weiten Mantel, von dem er einen Zipfel über den Kopf gezogen hatte. Einer ritt vor, sprang ab, und nachdem er mit Zeichen der Unterwürfigkeit begrüßt, fragte er, ob einer von ihnen, dabei deutete er auf den Verhüllten, mit dem erhabenen Herrn reden dürfe.

Sie hatten ihn also erkannt. War es nicht doch vielleicht besser, seine Begleiter heranzurufen?

„Er soll seinen Mantel ablegen“, befahl er, „damit ich sehe, ob er Waffen verborgen hält.“

Der Verdächtige war schon nähergekommen, hielt jedoch in fünf Schritt Entfernung. Er reichte dem Vorreiter seine Lanze und sein Messer, zeigte die ausgebreiteten leeren Hände und ließ den Mantel hinter sich auf den Pferderücken fallen.



Lard biß sich auf die Lippen. Kaum konnte er einen Ausruf des Erstaunens und des Ärgers unterdrücken. Es war eine Frau, die Frau aus dem Walde.

„Was verfolgst du mich?“ herrschte er sie an.

„Ich verfolge dich nicht, ich bin in deiner Nähe, wenn dir Gefahr droht.“

„In Gefahr helfe ich mir selber, da brauche ich nicht die Hilfe eines Weibes“, spottete er.

„Aber ihre List! Sie ist wichtiger als ganze Hundertschaften“, gab sie ebenso spöttisch zurück.

„Wie komme ich dazu, dich anzuhören!“ Er machte Miene, sie fortzuweisen; doch sie hob die Hand wie ein Befehlender, wenn er reden will.

„Vielleicht ist es besser, wenn du weißt, wie ich dir helfe. Du warst in großer Gefahr, als du mit deinen zwei Hundertschaften dem römischen Heer gegenüberstandest — deine Götter hatten dir die notwendige Verstärkung verweigert.“ Sie hob wieder die Hand, als sie sah, daß er auffahren wollte. „Da schickte ich meine Falisker in ihren Rücken, um sie zu schrecken. Deshalb flohen sie. Sie wichen der List eines Weibes, nicht den Männern aus Veji.“ Die Worte trafen Lard. Sie schmälerten seinen Sieg.

„Ich biete dir einen Vertrag an“, fuhr Rāna fort, „ein Bündnis mit den Faliskern.“

„Du bist ein Weib und redest, als hättest du über dieses Volk zu gebieten, wenn es auch klein ist.“

„Das Volk ist nicht so klein, wie du meinst, und wird in diesem Frühjahr um fast das Doppelte an Zahl zunehmen.“

„Woher willst du das wissen?“

„Ich bin eine Seherin.“

In Lards Kopf wirbelten die Gedanken durcheinander. Die Nymphe, die er gefürchtet, die Quellenheilige, das weiße Gewand einer Priesterin, das auch jetzt von dem Hirschfell nicht ganz verdeckt wurde — was war das alles? „Wer bist du?“ Indem ihm die Frage entfuhr, reute sie ihn. Sie würde wieder sagen: „Deine Mutter!“ Aber sie sagte es nicht.





5 Apollo von Veji





6 Figurenvase aus Betolle bei Chiusi



„Eine Prophetin, die besser voraussieht als eure Haruspexe!“

„Du dünkst dich also die weisere Seherin zu sein!“ spottete er erneut.

„Es ist nicht meine Schuld, daß mich das Volk dafür hält, weil ich mehr weiß als andere. Ich kenne das Land und die Menschen vom Norden her bis nach Tarquinia, wo ich einmal zu den Rasenern gehörte.“ Als hätte sie damit schon zu viel gesagt, fing sie schnell von anderem an: „Einen vernünftigen Rat will niemand hören, aber hört man ein Orakel, dann folgt man blindlings. Deshalb bietet mir der Anführer der Falisker Schutz und hält mich in hohen Ehren. Er kommt zu mir, wenn er etwas durchsetzen will, was ihm mein Spruch sichert und erleichtert.“

„Er ist es also, der dich zu mir schickt?“ fragte Lard abweisend, er wollte dem Gespräch ein Ende machen.

„Ja, nachdem ich ihm gesagt habe, es sei notwendig, weil sich sein Volk binnen kurzem verdoppeln werde.“

„Wieso kannst du das behaupten?“

„Vor zwanzig Jahren hatten die Sabiner unter Mißwachs und Seuchen zu leiden. Da erneuerten sie ein altes Gelübde, das, was im folgenden Frühjahr geboren würde, den Göttern zu weihen. Von allen Tieren opferten sie die kräftigsten, die Kinder ließen sie am Leben, gelobten aber, sie müßten mit zwanzig Jahren ihre Heimat verlassen. Es wurden viele Kinder geboren in jenem Lenz. Nicht jeder Stamm ist bereit, eine solche Menge junger Leute aufzunehmen, die um Gastrecht bitten und deshalb nicht als Sklaven behandelt werden dürfen. Ich werde sie zu den Faliskern führen.“

„Und du möchtest einen schönen Gewinn einstecken!“ Er wußte, daß er ihr Unrecht tat. Siesollte es endlich aufgeben, ihm in den Weg zu laufen.

Ihr Gesicht wurde ernst und verschlossen. „Denke daran, wenn Veji bedrängt wird, die Falisker sind zu einem Bündnis bereit.“

Sie wandte ihr Pferd und sprengte mit ihren Begleitern in wildem Galopp davon.

\*



Die Zeit ging hin, niemand wußte, ob Krieg, ob Frieden war. Es ging auf den Winter zu, und da blieb jeder zu Hause. Als die Berge der Abruzzen weiß schimmerten, und vom Norden her eisiger Wind durch die Straßen blies, ging in Veji das Leben unbesorgt weiter. Holzkohlenfeuer in eisernen Becken verbreiteten Wärme in den Häusern und förderten das Wohlbehagen. Ruhig flossen die Tage dahin. Erst als wieder weichere Lüfte wehten, lebten Tatkraft und Unternehmungslust auf.

Volnius fühlte sich noch schwach, sein Gesicht sah gelblich aus. Er glaubte noch nicht recht an baldige Genesung, von der ihn die Ärzte zu überzeugen suchten. Alle Willenskraft raffte er zusammen, weil er das Gefühl hatte, sein Haus bestellen zu müssen. Ihm lag nichts so am Herzen wie eine Aussöhnung mit dem Königspaar. Sie waren in letzter Zeit nicht oft zusammengekommen, daran war nicht allein die Krankheit von Volnius schuld. Der Riß zwischen den beiden Familien hatte sich unmerklich immer mehr vertieft, und die Gegnerschaft zwischen Lard und Aruns trug nicht wenig dazu bei. Volnius wollte diesem Zustand ein Ende machen. Nie hatte er etwas gegen Propertius oder dessen Gemahlin gehabt. Wenn ihre Söhne sich trotz der deutlichen Entscheidung der Götter nicht als Freunde zusammenfinden konnten, dann wollte er ein anderes, festeres Band knüpfen: Er würde Propertius nahelegen, daß seine Tochter Egeria die rechte Frau für Lard sei. Eine geeignetere Verbindung ließ sich kaum denken. Am Tag nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, sandte er eine Botschaft zum König und ließ anfragen, wann er ihm eine Unterredung gewähren würde.

Propertius, dem die fortwährende Uneinigkeit nicht weniger unangenehm war, erwiderte die Anfrage durch seinen persönlichen Besuch. Prunkvoll auf schneeweißem Roß, mit Purpurmantel, reichem Goldschmuck und dem hohen, spitzen Hut auf dem Kopf, ritt er, die Likto ren voran, mit großem Gefolge zu dem nicht weit entfernten Palast des Volnius. Die ganze Stadt sollte sehen, daß er ihm höchste Ehre erweisen wollte.



Während die beiden Mächtigen von Veji miteinander verhandelten, wurde die Begleitung des Königs gastlich bewirtet im Innenhof des Hauses. Er glich einem Garten mit seinem grünumrankten Brunnen in der Mitte, seiner Blütenfülle, seinen Säulengängen rings um das Geviert. Knaben schenkten aus kunstvoll geschmiedeten Kannen edlen Wein ein.

Propertius und Volnius hatten sich in einen der anschließenden Räume zurückgezogen. Was sie zu besprechen hatten, führte schnell zu einem befriedigenden Abschluß. Zum Zeichen unverbrüchlicher Freundschaft legten sie sich, vor aller Augen, gegenseitig die Hand auf die Schulter.

Lavinia war wie umgewandelt, die mondelange Fremdheit zwischen Mutter und Tochter war verflogen. Von früh bis abend gab sie ihre Anweisungen und ließ für die zukünftigen Festlichkeiten heranschaffen, als gälte es die ganze Stadt zu bewirten. Egeria gegenüber zeigte sie sich in jeder Weise als besorgte Mutter. Vergessen war, daß sie Egeria zwingen wollte, eine Priesterin der Quelle zu werden. Damals war es ihr bitter ernst gewesen mit dem Vorschlag, der ihrem Haus Macht und Ansehen verschaffen sollte, nun schob sie ihn wie eine Belanglosigkeit von sich. Auch daran, daß sie das Geheimnis um Lard verraten hatte, wollte sie nicht mehr erinnert werden. Wenn sie allein war, erhob sich in ihr der dunkle Schatten der Schuld. Vergebens redete sie sich ein, daß es nichts schaden könne, wenn Aruns darum wußte. Würde er schweigen?

Egeria war unerwartet in den Mittelpunkt gerückt. Eingehend beriet Lavinia mit ihr Kleider und Schmuck und das große Festgewand. Sie überwachte die Anprobe. Ungeduldig trieb sie die Schneiderinnen an, die Egeria das lange, weiße Kleid überstreiften. Am Oberkörper war es eng anliegend, unten dagegen weit, doch durch dichte Falten zusammengehalten. Kurze Ärmel ließen die Arme frei. Der Rock war so lang, daß er das Gehen behinderte. Egeria raffte ihn belustigt mit der Linken, wie sie es bei vornehmen Frauen gesehen hatte.





Ihre Mutter hieß die Stoffe für das Obergewand bringen. „Nimm dieses Blau“, riet sie.

Egeria hielt es sich an. „Es paßt zu Lards Augen“, dachte sie und schlug sich den Stoff über die Schulter, so daß er in weichen Falten herabfiel. „Nein, den nehme ich“, rief sie, als eine der Dienerinnen einen leuchtend hellroten hereinbrachte. „Das ist die Farbe der Freude, sie paßt zu mir!“

„Freue dich nicht zu früh! Ein ganzes Glück gewähren die Götter nie“, seufzte Lavinia leise.

Ihrer Tochter machten die Worte wenig Eindruck, es war nicht einmal sicher, ob sie überhaupt gehört, was Lavinia eben gesagt hatte; Egerias Aufmerksamkeit galt der Schneiderin, die mit einem scharfen Messer geschickt aus dem Stoff zwei lange Teile herauschnitt. Ihre Helferinnen nahmen die Stücke auf und steckten sie mit Nadeln zusammen. Schon war ein Obergewand entstanden, das Egeria bis über die Knie reichte. Hier war der Halsausschnitt bedeutend weiter als bei dem langen Unterkleid.

„Bringt die Goldborten!“ Es konnte Lavinia nicht schnell genug gehen. Von oben bis zum Saum sollten sie laufen, und ernstlich



wurde beraten, ob sie auch als Gürtel dienen sollten. Als gälte es, ihre Tochter jetzt schon für das bevorstehende Fest zu schmücken, befahl Lavinia, auch noch die Truhe mit den Schmucksachen zu bringen. Sie mußte von zwei Sklavinnen getragen werden, so schwer war sie; denn sie bestand aus vergoldeter Bronze. Egeria griff sofort nach dem Ohrschmuck, den ihr Lard geschenkt hatte. „Nein, zu einfach“, Lavinia schüttelte den Kopf. „Nimm diesen hier.“ Sie wollte ihr einen schweren Schmuck anhängen, doch Egeria hielt die Hände über ihre Ohren.

„Nein, den von Lard will ich tragen, auch das Armband von ihm, denn ihm will ich doch gefallen.“

\*

Hellschmetternde Trompeten übertönten den dumpfen Klang der langen Krummhörner wie Freudenrufe, als der festliche Zug sich dem Hause des Volnius nahte. In prächtigen Farben flammten die Überwürfe der Männer, Stahl und Gold blitzten auf; inmitten eines glanzvollen Gefolges ritt Lard. Die dichtgedrängte Menge jubelte ihm zu. Er wurde mit Blumen überschüttet. Wie ein Götterbote erschien er dem Volk. Sein glitzerndes Gewand, das aus winzigen Goldplatten zusammengefügt war, schmiegte sich seinem schlanken Körper wie eine Haut an. Der weiße Überwurf, der nur an der linken Schulter mit einer kunstvoll getriebenen Fibel zusammengehalten wurde, ließ noch genug davon sehen. Nichts Kriegerisches war an ihm, weder Helm noch Harnisch, nicht einmal sein Schwert trug er bei sich. Sein Haupt schmückte ein Kranz von frischem Lorbeer; er war über der Stirn offen, deutlich konnte man die blonde Strähne in seinem dunklen Haar erkennen.

Als Lard das Haus seiner Braut betrat, empfingen ihn die zarten Töne der lydischen Flöten, die zusammenklangen mit Kithara, Harfe und Lyra. Der höchste Adel, darunter die Ältesten vom Zwölferrat, waren mit ihren Frauen versammelt, dazu die Jugend,



die den eintretenden Freund stürmisch begrüßte. Mädchen geleiteten ihn zu seinem Ehrenplatz. Mit Lachen und Schwatzen wurden überall die Sitze eingenommen. Die Männer streckten sich bequem auf die Liegestätten, einen Arm auf die erhöhte Seitenlehne gestützt, und ihre Frauen setzten oder legten sich neben sie. Kleine Tische, deren Beine Tierfüßen glichen, wurden vor sie hingestellt für Schalen und Becher. Knaben schenkten Wein aus zierlichen Kannen, die fortwährend aus riesigen Mischgefäßen nachgefüllt wurden. In ununterbrochener Folge wurden Speisen herangebracht, Fische aus Fluß und Meer, Geflügel und Wild, Fleisch von Ochse und Hammel, geröstetes Lamm-Zickel, angerichtet mit scharfen Soßen und beißenden Gewürzen.

Auch der König gab sich unbeschwerter Freude hin. Das Zeichen seiner Würde, den goldenen Lorbeerkranz, hatte er heute mit einem Kranz aus frischem Lorbeerlaub vertauscht. Tinia, dem er am Vortage reichliche Gaben gespendet, zeigte sich ihm weiterhin geneigt. Mit vollen Händen hatte Propertius für den glanzvollen Tag gegeben von dem, was ihm Hekates Huld verschafft hatte, und Volnius stand ihm darin kaum nach. Wohlgelaunt legte der König den Arm um seine Gemahlin und sagte:

„Allen Göttern habe ich Dankopfer dargebracht, nicht nur dem Gott der Blitze und der regierenden Göttin.“

„Ich bin im Tempel der Artemis und der Minerva gewesen und habe lange zur großen Uni gebetet“, antwortete Tanaquil.

Er nickte befriedigt. „Vor Mammers habe ich drei starke Wölfe niederlegen lassen, und Apollo wird mir wohlgesinnt sein, da bald sein großes Bild, das Vulca für mich anfertigt, seinen Tempel zieren wird. Ich denke, so haben wir uns alle Götter geneigt gemacht.“

„Nur die nicht, von denen man nicht sprechen darf, den Ungeannten.“ Leise und zagend sagte sie es.

Propertius war unbekümmert. „Zwischen ihnen und uns liegt das Reich der bekannten Gottheiten. Nach ihnen müssen wir uns richten und nach dem, was die Priester uns als ihren Willen künden. Daran halte ich fest.“



„Du tust recht daran“, antwortete Tanaquil und erhob sich. „Es ist Zeit, ihnen unsere Verehrung zu bezeigen.“

Der König stand auf und nahm die gefüllte Schale in beide Hände. Alle folgten seinem Beispiel.

„Dreimal wollen wir den Becher leeren und den Göttern danken, die uns so sichtlich wohlgesinnt sind!“

„Mögen sie Veji ewig schützen!“ rief Volnius. Die Erregung und die Freude hatten ihm neues Leben eingeflößt.

Tanaquil war wohl die einzige, in der die Fröhlichkeit nicht überwallte. Sie wußte, daß die Heirat mit Egeria Lard mit dem ältesten Geschlecht Vejis verband und damit nun doppelt sein Anspruch auf die Königswürde gesichert war, doch spürte sie, daß er ihrem Herzen fremd geworden war. Mußte sie ihn nicht weiter führen, damit er den Untergang Etruriens aufhielt? Er war von den Göttern dazu ausersehen, nur sie ahnte es, ja sie wußte es.

Lard wartete voll Ungeduld auf Egerias Erscheinen. Schon kamen Jünglinge und Mädchen von ausgesuchter Ebenmäßigkeit in behenden und gewandten Tanzschritten in den Saal. Klappern rasselten in ihren Händen. Wirbelnd sprangen sie durcheinander und trennten sich wieder, bis die Jünglinge und Mädchen im Halbkreis die Braut erwarteten.

Aus dem Dämmrigen hervor trat Egeria ins volle Licht. Verhüllt stand sie inmitten der Leichtbekleideten. Ihr Gesicht war mit einem roten Schleier bedeckt, dessen Enden um die Arme geschlungen waren. Die Tänzerinnen erfaßten die Enden und wanden ihn los.

Egeria wagte nicht aufzublicken. Wo war Lard? Da gewahrte sie ihn inmitten der Tänzer. Sie sah ihren Vater auf sich zukommen. Er würde ihre Hand ergreifen und sie in die von Lard legen, dann war vor dem König, vor den Ältesten und vor den versammelten Geschlechtern der Bund geschlossen. Leise nur klang noch die zarte Musik, dann herrschte feierliche Stille.

Jäh wurde sie zerrissen! Aruns hatte bisher im Rund seiner Zechgenossen gelegen. Jetzt sprang er auf. Laut scholl seine Stimme



durch den Saal: „Halt! Ich gebe meine Einwilligung nicht zu diesem Bund! Mein Vater ist alt und krank. Er weiß nicht mehr, was er tut! Lard ist der Sohn einer Sklavin!“

Ein Sturm brach los. Lard verlangte nach seinem Schwert. Propertius erhob sich wütend. Wie aus dem Boden gewachsen, umstanden ihn die Liktores, bereit einzugreifen. Mit mühsam beherrschtem Zorn rief der König in den Saal:

„Aruns hat schon am frühen Tag dem sinnbetörenden Wein zugesprochen. Nehmt ihn fest!“

Doch Aruns wagte es, zu entgegnen: „Das sollt ihr, wenn ich gelogen habe! Lard ist nicht der Sohn der Königin!“

Tanaquil verhüllte im ersten Schreck das Gesicht, doch schnell faßte sie sich. Jetzt mußte sie kämpfen, Lard war ihr Sohn, der ihrem Leben das hohe Ziel gab. Kein Mensch durfte daran zweifeln. Mit würdiger Ruhe wandte sie sich an ihren Gatten, kein Muskel zuckte in ihrem hoheitsvollen Gesicht.

„Laß die Priester rufen, damit sie dem Verleumder bestätigen, daß Lard mein und unser Sohn ist.“

„Frag Volnius, ob er es nicht besser weiß“, rief Aruns und stieß die beiden Liktores, die ihn packen wollten, von sich. Seine Freunde halfen ihm lachend, als wäre dieser Streit nur ein Scherz im Gelage.

Rufe wurden laut: „Schafft den Unruhistifter fort! Verbiestet ihm zu reden!“

Doch da verlangte Lard: „Nein, laßt ihn reden! Wenn er ein Lügner ist, dann soll er mir diesmal nicht entgehen!“

Hohnlachen seines Gegners war die Antwort.

Die Erregung überstieg jedes Maß. Die Tische mit den gefüllten Bechern, den aufgehäuften Schüsseln wurden umgestoßen, Amphoren zerschellten, ein kostbares Mischgefäß schwankte vom Sockel und zerbrach. Plötzlich stand Volnius hoch aufgerichtet auf einem Tisch. Als er die Hand hob, trat Ruhe ein.

„Hier stehe ich, Volnius!“ Nichts erinnerte mehr an den Hilflosen, den Leidenden. Er hielt sich aufrecht wie ein Befehlender



vor der Schlacht. „Aruns, ich gebiete dir, du widerrufst deine Worte oder du gehst mir für immer aus den Augen!“

Aruns hielt unerschüttert seinem Blick stand. „Du selbst hast es gesagt! Lard ist der Sohn einer Sklavin! Lavinia hat mir das Geheimnis verraten!“

Volnius wandte sich an seine Frau: „Lavinia!“ Begreifen und Entsetzen waren in dem Ausruf. „Deshalb hast du mich in meinen Schmerzen damit gepeinigt! Es könnte nur im Fieber gewesen sein, wenn das über meine Lippen gekommen wäre!“

Das war ein verhängnisvolles Geständnis. Aus dem Ankläger wurde ein Angeklagter. Sklaven halfen ihm von dem erhöhten Platz herab. Sie mußten ihn stützen.

Lavinia wollte nicht als Angeschuldigte dastehen. Mit ausgestrecktem Finger wies sie auf ihren Stiefsohn: „Er ist schuld. Er hat mich gezwungen, meinen Mann zu quälen. Nie hätte ich es getan, hätte er mich nicht bedroht!“

Volnius mußte aus dem Saal getragen werden.

Als wäre ein Teich plötzlich aufgewühlt worden und hätte sich in einen Sumpf verwandelt, so löste sich die harmlose Fröhlichkeit auf in Haß und Rache, in Neid und Lüge.

Lard packte sein Schwert, das ihm sein Waffenmeister reichte. Seine Faust umschloß den Griff. Mit Gewalt hielt er sich noch zurück. Das Urteil über den Verleumder zu sprechen war Sache des Königs.

Plötzlich war Egeria vor ihm.

Er umfing sie nicht, wie sie erwartet. Hilflos stand sie. Ihr Bruder war es, der Lard beschimpfte!

„Du darfst nicht unter dem Makel leiden!“ sagte Lard. „Die Schmach muß ich erst von mir waschen.“

Egeria neigte den Kopf, um ihre Tränen nicht sehen zu lassen.

Lard biß die Zähne aufeinander. Unsicherheit und Argwohn rissen ihn hin und her. Sprach Aruns die Wahrheit? Lard wurde aus seinen Gedanken gerissen durch den Eintritt der Priester, die Propertius gerufen hatte.



Trotz gebotener Eile hatte Vulcantius nichts versäumt, was zu einem würdevollen Aufzug gehörte. Die Priester kamen wie zu einer feierlichen Opferhandlung. Vulcantius selbst trug einen Fellumhang, der vorn von einer riesigen Goldschließe zusammengehalten wurde. An der hohen, spitzen Mütze schwankte ein frischer Olivenzweig, und in der Hand hielt er als heiliges Zeichen den eschenen Krummstab der Hirten. Ihm folgten die Blitzedeuter, die Priester, die in den Sternen lasen, die Haruspexe, die Leberbeschauer und die Vogelflugkundigen, alle im festlichen, reich mit Borte besetzten Gewand und in bunten Schuhen mit langen, silberbeschlagenen Spitzen. Tempeldiener schoben fahrbare Räucherbecken neben ihnen her, deren Weihrauchduft wie eine Wolke um sie schwebte.

Mit maßlosem Erstaunen überblickte Vulcantius den halbverwüsteten Saal. Er hatte gemeint, ein Wunderzeichen solle von den Priestern gedeutet werden — was war hier geschehen? Er verbarg seine Verwunderung, als er hörte, um was es ging. Zu der von ihm verlangten Bekundung brauchte er weder Sterndeuter noch Leberbeschauer, nur seine eigenen Worte entschieden hier. Er genoß seine Macht, die jetzt über der des Königs stand. Propertius hatte sich selbst die Krone aufgesetzt — was vermochte er in dieser heiklen Angelegenheit ohne ihn, den Hohen Priester? Sein Für und Wider war die Entscheidung für oder wider den König. Er hatte keinen Grund, einen anderen auf den Thron zu wünschen, denn Propertius hatte bewiesen, daß er genau nach den Ratschlägen handelte, die Vulcantius ihm gab. Atemlose Stille herrschte, als er zu sprechen begann.

„Aufgeschrieben steht auf den Tafeln, die im Heiligtum aufbewahrt werden: Tinia, der große Gott der Blitze, tat seinen Willen kund. Und er fuhr nieder in einem blauen Blitz bei der Geburt des Knaben. Tanaquil, die mit Weisheit erfüllte, deren Namen mit Ehrfurcht genannt wird, ist Lards Mutter, wie Propertius, unser erhabener König, sein Vater. Unanfechtbar ist der Spruch der Götter!“



Ein Aufatmen ging durch den Saal. Die Anklage war niedergeschlagen. Der König befahl, Aruns in Gewahrsam zu nehmen; doch ehe er hinweggeführt wurde, gab er ihn bedingt wieder frei. Er sollte vorher Abschied nehmen von seinem schwerkranken Vater und ihn um Verzeihung bitten.

Vom Königssohn war der Schimpf genommen. Nun hätte er zu Egeria gehen können, doch sie kniete am Lager des Vaters. Die Aufregung hatte ihn auf den Tod erschüttert. Ein Gedanke durchzuckte Lard. Sollte er zu Volnius eilen, damit der ihm vor seinem letzten Atemzug noch seine Tochter anvertrauen konnte? Doch er durfte einen Menschen, den schon die mächtigen Flügelwesen des Mantus mit ihren Fittichen schützten, nicht wieder zurückreißen in irdische Verwirrungen und blieb.

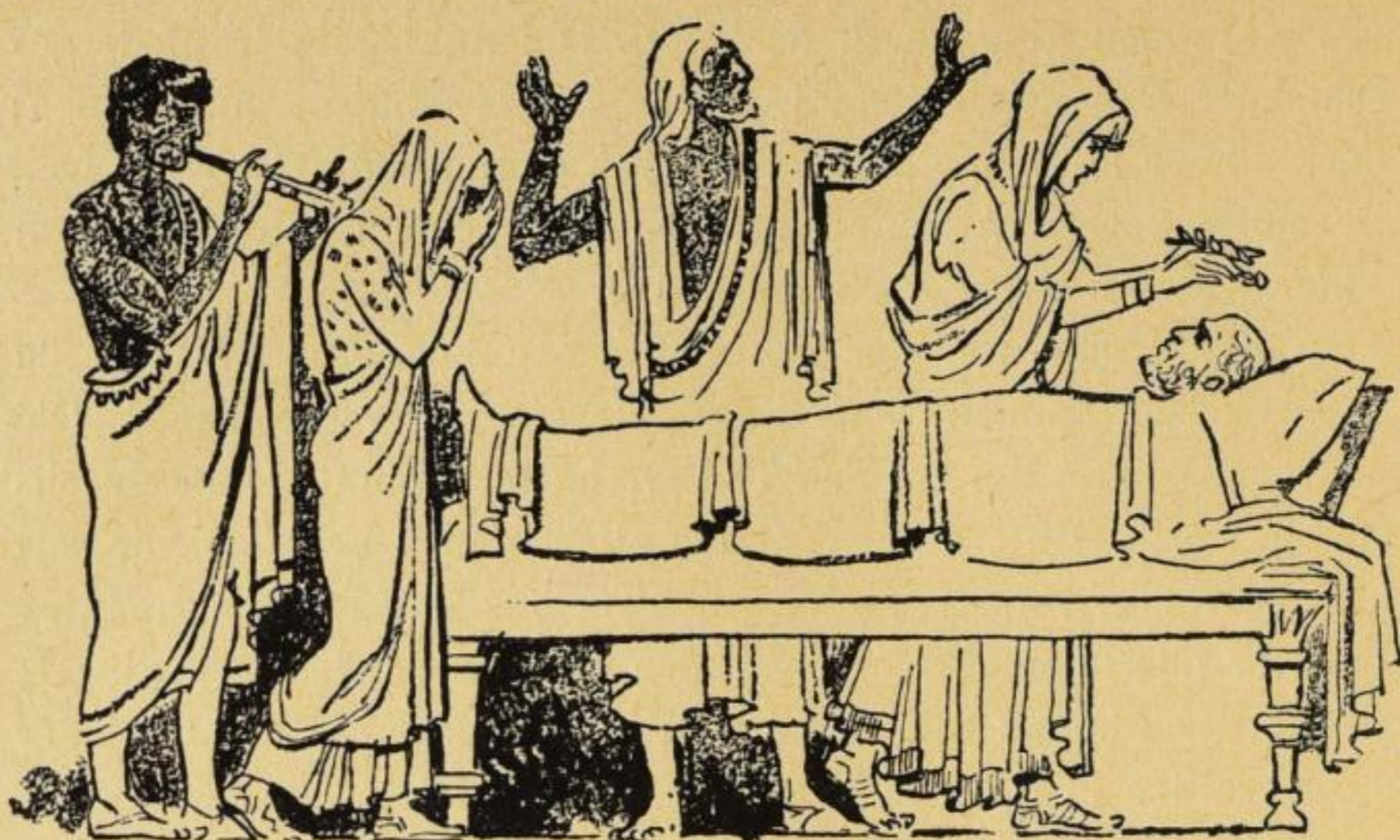
Propertius hatte nicht mit der Schärfe gerichtet, die einem Verleumder zukam. Wollte er nicht mit den Volniern brechen? Tanquils Antlitz verriet nicht mehr die geringste Anteilnahme an dem, was vorging. Hoheitsvoll lehnte sie neben ihrem Mann. Vielleicht würde ihr Lard nun bleiben, als Sohn und für ihre hohen Ziele.

Das Fest hätte nach dem Spruch der Priester wieder aufleben können. Einige von den Alten wie von den Jungen hatten sich schon wieder auf die Liegestätten geworfen, um das Versäumte an Speise und Trank nachzuholen. Sie riefen Lard und tranken ihm zu. Auf einmal ließen sie erschreckt die Becher fallen. Eine mit grauen Tüchern verhüllte Gestalt schritt durch ihre Reihen bis vor den König. Mit tiefer Erschütterung hörten die immer noch festlich Gestimmten die laut gesprochene Verkündigung: „Volnius von Veji, aus dem alten Geschlecht der Volnier, bedecken die Schatten des Todes. Rüstet für seine Fahrt in die Unterwelt!“

\*

Die Trauer um den ältesten aus dem Rat der Väter setzte die ganze Stadt in Bewegung. Bereits zu seinen Lebzeiten hatte Vol-





nus die Grabstätte erweitern und neu schmücken lassen, als er vor Jahren seine erste Frau dort beisetzte. Damals hatte er auch von einem bekannten Künstler aus Caere die Wandbilder darin malen lassen. Sie erzählten von Gelagen, von Tanz und Lebensfreude, um die Abgeschiedene mit dem fröhlichen Treiben zu trösten, das ihr im Jenseits bevorstand. Ob Volnius selbst daran geglaubt, war zu bezweifeln. Hätte er sonst den schrecklichen Dämon Charu daneben setzen lassen, der mit schadenfrohem Lachen seinen fürchterlichen Hammer schwang zum vernichtenden Schlag?

Handwerker eilten die Straße nach der Totenstadt hinab. Die Farben der Bilder mußten an einzelnen Stellen, wo Feuchtigkeit sie zerfressen hatte, aufgefrischt werden. Außerdem waren noch letzte Verbesserungen anzubringen. Es gab kaum einen Handwerker, der nicht durch die Vorbereitung der Totenfeier in Anspruch genommen wurde.

Auch Vulca, der Bildhauer, war gerufen worden. Er sollte ein Nachbild des Verstorbenen schaffen, damit er in diesem möglichst lange wie ein Lebender in der Gruft verweilen könnte.



Aruns hatte, dem Herkommen entsprechend, seinen toten Vater beim Namen gerufen und ihn gefragt, ob er noch lebe. Als darauf keine Antwort erfolgte, hatte er ihm mit einem kleinen Silberhammer auf die Stirn geschlagen. Es kam kein Lebenszeichen mehr, und so wurde der Tod bekanntgegeben. Der Leichnam wurde einbalsamiert, mit starkduftenden Salben bestrichen und lag aufgebahrt in einem Raum, dessen Wände mit grünen Zweigen und Kränzen geschmückt waren. Volnius war in seine prunkvollsten Gewänder gekleidet. Der kostbare Schmuck aus Gold und Edelsteinen war ihm beigegeben. Sein Reichtum sollte ihm auch in der unbekanntem Welt sogleich Achtung und Ansehen verschaffen. Seine Füße wiesen nach dem Ausgang, zum Zeichen seiner Bereitschaft, hinauszuwandern in die Stadt der Toten.

Vulca hatte sein langes Holzbrett mit dem vorgeknneteten feuchten Ton dicht an die Wand geschoben. Er wollte nicht gesehen werden, und niemand beachtete ihn. Völlig ungestört konnte er sich seiner Arbeit hingeben. Lange Zeit hatte er den Toten stumm betrachtet, jeden Zug seines Gesichtes sich eingepägt. Die breite, nicht allzu hohe Stirn durchfurchten nur leichte Falten. Viel tiefer waren die beiden eingegraben, die sich von den Nasenflügeln herab bis in die Mundwinkeln zogen. Um die eingesunkenen Augen lag ein Zug von Erstaunen und Hilflosigkeit, den ihm die letzten Eindrücke seines Lebens aufgeprägt hatten. Das Kinn verdeckte ein dünner Bart. Man erkannte trotzdem, daß es nicht das energische, vorgeschobene des Sohnes war, der mehr seiner Mutter, Volnius' erster Frau, ähnelte. Der Bildhauer formte kein bloßes Abbild, er suchte nach einem Ausdruck des inneren Wesens. Egeria dagegen, die zu Füßen des Toten stand, sah nur das wachsbleiche Gesicht ihres Vaters und weinte mit den klagenden Männern und Frauen.

Lavinia drückte ihrem Gatten das Diadem aus Eichen- und Efeublättern aufs Haupt. Sie jammerte untröstlich laut, wie es von ihr erwartet wurde. Vielleicht waren ihre Klagen sogar ehrlich und galten mehr ihrem Schicksal als dem alten Mann. Von ihrer



Schönheit blieb nicht viel, wenn ihre Wangen nicht rot geschminkt und die Fingernägel nicht rot lackiert waren, wie es sich für eine Witwe gebührte.

Ein Trauergeleit so prunkvoll wie für Volnius hatte man kaum gesehen! Die Bauern und Hirten von den umliegenden Feldern erzählten später, über ganz Veji habe ein heller Feuerschein gelegen. Sie hatten sich das Wunder nicht erklären können und hatten verstört und zitternd gebetet. Was sie gesehen hatten, war aber nichts als der Flammenschein der Fackeln, die den Trauerzug in die Totenstadt geleiteten.

Mitten in der Nacht setzte er sich in Bewegung. Schrill klagten die Instrumente der Musikanten. Junge Sklaven trugen das Hausgerät, das dem Toten mitgegeben wurde, damit es ihm an keiner Bequemlichkeit fehle, sein Bett und einige kleine Tische, um Krüge und Becher für den Wein und die Schalen für die Speisen daraufzustellen. Nichts fehlte, was auf eine gutgedeckte Tafel gehörte, nicht einmal die doppelhalsige Essig- und Ölflasche. Duftkapseln, Büchsen und Vasen mit feinen Ölen und Salben wurden auf goldenen und silbernen Brettchen getragen. Ein Sklavenkind schleppte auf seinem Rücken einen elfenbeinernen Klappstuhl. Der war für den höchsten Gast bestimmt, der an dem Mahl in der Gruft teilnehmen würde, für den König.

Propertius ritt den Verwandten des Volnius voran, er hatte sich nicht durch Tanaquil abhalten lassen. Sie behauptete, damit schade er seiner Würde und dem Ansehen seines Richteramtes. Wie konnte er einen Mann, der eine solche Auszeichnung nicht mehr verdiene, so ehren! Und das schlimmste war, Aruns, der Verleumder, auf dem doch die Strafe lastete, folgte ihm, nur durch die Reihe der Likatoren getrennt!

Propertius war nicht im herkömmlichen Königsschmuck. Er trug ein Wolfsfell, dessen Kopf ihm wie eine Mütze übergestülpt war. Die spitzen Raubtierzähne gaben ihm ein grimmiges Aussehen. Damit sollten die Rache- und Unterweltdämonen abgeschreckt werden.



Aruns war für kurze Zeit die Freiheit geschenkt, damit er seiner Sohnespflicht genügen konnte. Finster blickte er vor sich nieder. War es Trauer, war es Reue über seine aufrührerische Tat, die das plötzliche Ende seines Vaters herbeigeführt hatte? Feierlich trug er Schwert und Schild des Toten. Obgleich Volnius wohl nie ein großer Soldat gewesen war, wurde auch sein Streitwagen mitgeführt. Dahinter kam, von vier schwarzen Rossen gezogen, der mit kostbaren Teppichen belegte Wagen, auf dem der Verstorbene unter einer Rundplane zu seiner letzten Wohnung gebracht wurde. Zu beiden Seiten des Wagens tanzten junge Männer, schlugen Rad oder liefen auf den Händen, ein unheimliches Gaukelspiel zwischen grellem Licht und tiefen Schatten.

Aruns war Nachfolger seines Vaters, doch wußte er noch nicht, welche Strafe der König über ihn verhängen würde. Er mußte dem Urteil zuvorkommen. Würden ihn der König oder der Senat als Aufrührer bezeichnen, dann ging es um seinen Kopf! Die Götter waren gegen ihn, das hatten sie bewiesen. Während er Schritt für Schritt im Zuge ging, dachte er nach, wie er sie versöhnen könnte. Seine Ländereien, seine Gold- und Silberbarren, sein ganzes Erbe konnte ihm niemand nehmen. Sein Reichtum mußte für ihn sprechen, und plötzlich wußte er, was er zu tun hatte. Einen Tempel wollte er bauen lassen für einen mächtigen Hauptgott, dem noch kein eigenes Haus in der Stadt errichtet worden war, für Mammers, den Kriegsgott. Ihm einen Tempel bauen zu lassen, durften die Priester nicht abweisen, wenn er angab, es als Sühneopfer in der Gruft seines Vaters gelobt zu haben. Sicher würde auch der König darin frommen Sinn und die Abbitte für eine Jugendtorheit erkennen.

Propertius hätte allen Grund gehabt, Aruns schwer zu bestrafen, schon, weil er sich in persönliche Angelegenheiten des Königspaares gemischt hatte, aber er war der Sohn des Volnius, und diesem verdankte Propertius seine Krone. Er wollte den Unwillen des Verstorbenen nicht heraufbeschwören. Wer konnte wissen, welche Macht ihm im Totenreich gegeben sein würde! Die alten



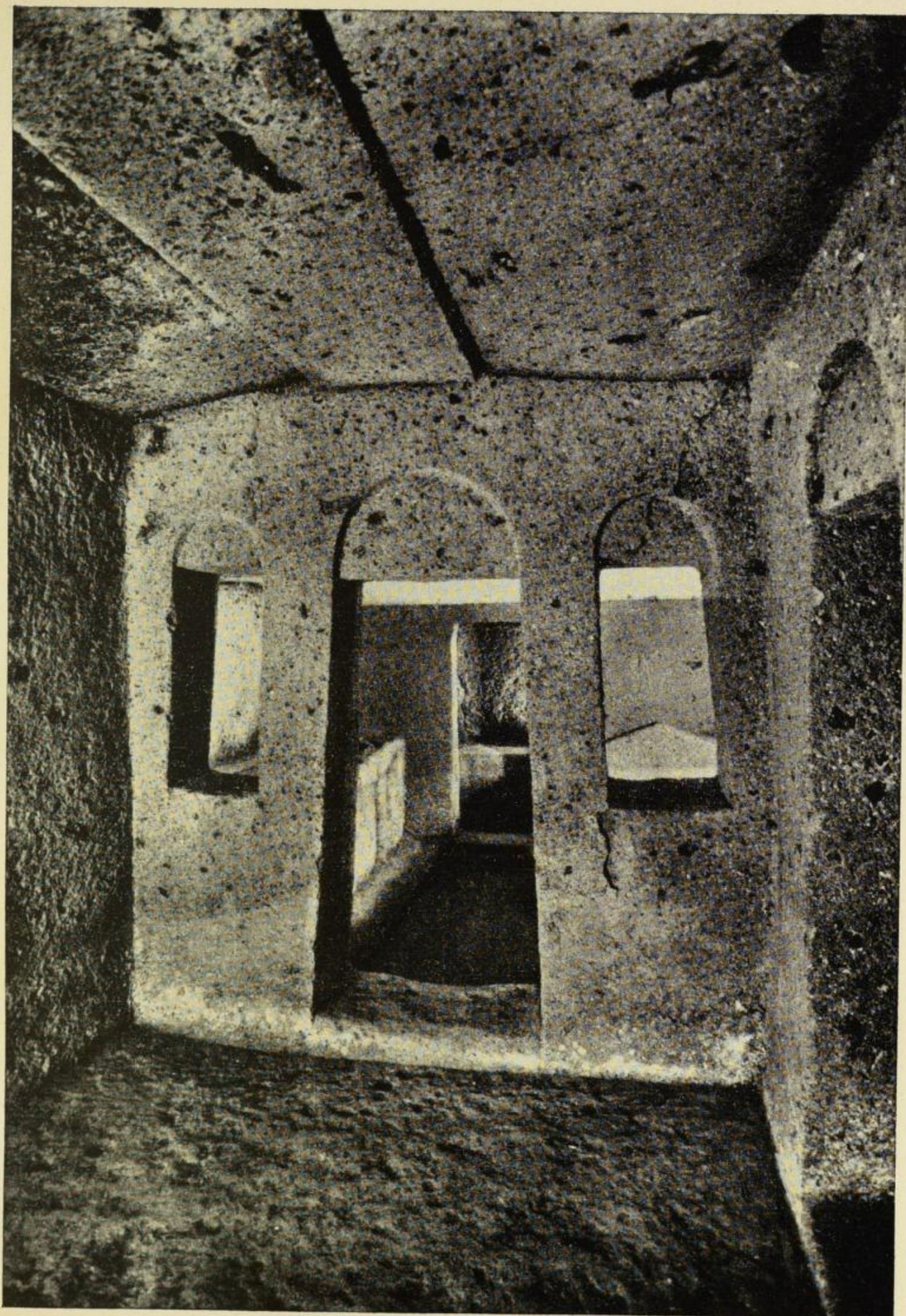
Rasener hatten hinter dem nie gelüfteten Vorhang ein einziges Freudenfest gesehen. Das spiegelte sich in allen Bildern ihrer Gräberwände. Heute schilderten die Priester Mantus als schrecklichen Gewaltherrscher in der Unterwelt und kündeten den Sterbenden Marter und Pein an.

Der Eingang zum Grabgewölbe wäre kaum erkennbar gewesen, so sehr verlor er sich im felsigen Rand. Das war wohlbedachte Absicht. Kein Fremder sollte den Weg zu den Toten finden. Gesträuch und Schlingpflanzen, die darüber wucherten, waren aber jetzt entfernt worden, und so waren der aus keilförmig behauenen Steinen gefügte Rundbogen sichtbar und auch die beiden Löwen, die ihn flankierten. Ein schmaler, mannshoher Gang führte in den Berg hinein. Nur einzeln hintereinander konnte man ihn durchschreiten und gelangte in einen großen Raum, fast wie ein Prunkzimmer im Palast. Im ruhigen Licht dreifüßiger Leuchter wirkte der Raum warm und heiter. Dicke, vierkantige Säulen stützten die Decke. Sie waren über und über verziert mit bunten Reliefs von Löwen und Schlangen, Vögeln, Waffen und nur den Eingeweihten verständlichen symbolischen Zeichen. In Seitenkammern ruhten die Toten.

Lard betrat mit seinem Vater als einer der letzten die Gruft. Er hatte nicht mitgehen wollen und tat es nur Egeria zuliebe. Frauen durften an den Bestattungsfeierlichkeiten nicht teilnehmen. In einer Seitenkammer stand der Sarkophag bereit. Der Tote wurde in ein rotes Leinentuch gewickelt, hineingelegt und die Platte darüber gedeckt.

Als die Männer, denen diese Verrichtung oblag, von der Nische zurücktraten, durchfuhr die Versammelten ein Schreck. Dort lag auf Polster und Kissen wie bei einem Festmahl Volnius. Den linken Arm aufgestützt, sah er ihnen mit blinzelnden Augen entgegen, als begrüße er seine Gäste. Es war das Kunstwerk Vulcas. Der rotgebrannte, übermalte Ton erschien in seiner Farbe so lebensvoll, wie Volnius in seinen frohesten Zeiten. Alter Wein wurde ausgeschenkt, und zu feierlichem Zutrunke traten die





7 Inneres des Grabes „Della Casetta“ in Cerveteri





8 Fresco aus dem „Grabe der Leoparden“ in Tarquinia



0

Lebenden an das Bildwerk heran. Darauf nahmen sie auf den erhöhten Rändern vor den Grabnischen Platz, der König setzte sich auf den für ihn bereitgestellten Elfenbeinstuhl. Es wurden auserlesene Speisen gereicht und auch dem Verstorbenen auf einem fahrbaren Tischchen neben sein Lager geschoben. Die Vorführungen zur Belustigung des Toten begannen.

Waffenklirrende Krieger traten vor und vollführten einen gefährlichen Tanz; geschickt schlängelten sie sich zwischen blanken Schwertern hindurch. Schrille Trompeten-Musik begleitete den Tanz. Sie hielt auch noch während der Ring- und Boxkämpfe an, doch dann verstummte sie. Nach einer Weile klangen die kleinen Hörner auf, Flöten fielen ein. Mit schwebenden Schritten umgingen Jünglinge den Raum und zupften dazu die Saiten ihrer Harfen oder Lyren. Zuletzt spielte nur noch hell und lieblich eine Flöte. Da glitt eine neue Gruppe von Tänzern herein, diesmal waren auch Mädchen dabei. Sie hatten weiße Gewänder mit roten Tupfen an und einen Mantel darüber mit verbreiterten Schultern. Die Männer trugen nur ein enges, bortenbesetztes Gewand in einer Farbe, die sich kaum von ihrem dunklen Körper abhob. Lebhafter tönten die Flöten, die übrigen Instrumente stimmten ein, immer schneller wurde die Musik. In wirbelnden Drehungen warfen die Tänzerinnen den Mantel ab, dann die Kleider, bis sich nur noch eine Schärpe um ihre Hüften schlang. Für die Götter tanzten sie. Leidenschaftliche Gebärden sollten das Böse abwehren und das Gute herbeirufen. Hier im Bereich des unerbittlichen Todes rührte jede Geste an das Schicksal.

In der Tiefe des Raumes, kaum sichtbar, befand sich die Tür, durch die Mantus eintrat, wenn er den Verstorbenen endgültig hinabgeleitete zu sich in die Unterwelt. Seitlich aber breitete eine der Flügelgestalten tröstend die weitgespannten Schwingen, das war der Schutzgeist, der den Verstorbenen sein Leben lang begleitet hatte.

Lard ließ seine Blicke umherschweifen. Sie blieben haften an einem Bildnis an der Wand. Es stellte die erste Frau des Volnius



dar. Sie war schön und stolz gewesen, Stirn und Nase bildeten eine Linie. Hochmut spielte um den Mund. Die Lippen waren verächtlich zusammengepreßt. Noch die gemalten Augen ließen ihr herrisches Wesen erkennen. Die Mutter von Aruns! Daran konnte kein Zweifel sein, sehr ähnelte ihr der Sohn!

Lard entfernte sich, ehe der Totenkult beendet war. Er hatte seiner Pflicht genügt. Tief atmete er die frische Luft ein, die kalt im Tale stand. Oben auf dem weiten Totenhügel war das Fest der Menge in vollem Gange. Es wurde gezechet und in den tollsten Sprüngen um lodernde Feuer getanzt. Wie Dämonen sahen die Gestalten aus, die mit gellendem Hohnlachen einen Sieg feierten. Welchen Sieg? Ihren Sieg über eine Welt, die untergehen sollte!

Lard rief einige Fackelträger heran und ging weiter auf der Gräberstraße. Das Laufen in den tief eingekerbten Fahrrinnen war beschwerlich. Der Weg führte am Grabgewölbe des Propertius vorbei. Lard blieb stehen. Der Eingang war mit zwei schweren Steinplatten verschlossen. Die Grabhüter rückten sie keuchend zur Seite, und die Fackelträger leuchteten durch den engen Gang. Er führte in einen runden Raum mit einer Kuppel, deren Gewölbe als besonders heilig galt. Das Licht huschte über die Steinkreise der Decke. Nach oben wurde jeder Kreis kleiner und schob sich über den darunterliegenden vor, bis im Mittelpunkt eine Säule die letzte Last stützte. Rings an den Wänden standen hausförmige Urnen und andere, die ein menschlicher Kopf in Lebensgröße krönte. So alt war die Gruft, daß man nicht einmal mehr den Namen der Familie kannte, für die sie angelegt worden war. Propertius hatte, als er die nicht mehr benutzte wählte, eine alte Abstammung betonen wollen, aber von dem überwölbten Raum aus, durch kundige Meister noch viel tiefer in den Berg hinein eine Grabkammer für sich schlagen lassen. Auf die Tür dieser Kammer war eine greuliche Gorgo mit breitgezogenem, grinsendem Maul und herausgestreckter Zunge gemalt, die vor weiterem Vordringen abschrecken sollte. Die Wächter öffneten schnell, und die Fratze verschwand.



Der Raum, der sich nun erschloß, war noch größer und prächtiger ausgestattet als der des Volnius. Lard ließ die Wandbilder beleuchten, die auf die glattgeschliffenen Tuffwände gemalt waren. Propertius hatte solche Bilder in Tarquinia gesehen und dem Maler angegeben, was er dargestellt haben wollte, und der Künstler hatte danach mit größter Gewandtheit den Pinsel geführt. Lard sah ein herrliches Gespann von zwei edlen Pferden vor einem reich beschlagenen Streitwagen. Eine helle, jugendliche Flügelgestalt wies dem Rosselenker den Weg zum Mundus, dem Tor zur Unterwelt. Hier drohte kein Charu, hier standen zwei Männer in ehrerbietig grüßender Haltung. Im Giebelfeld darüber fauchte ein Löwe gegen einen Panther. Auf einer Wand sah man ein Ehepaar beim Mahle liegen. Die Frau wandte sich ihrem Mann zu, der in der Linken eine Schale hielt, in der Rechten, zwischen Daumen und Zeigefinger, das Ei erhob, in dem das keimende Leben versinnbildlicht wurde. Sollte es hier für den Anfang eines neuen Lebens stehen? Wie bei einem Festgelage war das Paar umgeben von Mundschenken, Tänzern und Gauklern. Bäume grenzten die einzelnen Bilder ab. In der Luft flogen Wildenten und Singvögel, im Wasser am unteren Gesims tummelten sich Fische und seltsame Seepferde mit Vorderbeinen und langer Schwanzflosse.

Als Lard sich umwandte, fesselte ihn ein ganz anderes Bild. Eine Priesterin oder Göttin hob segnend beide Arme einem Manne entgegen, der einen Jüngling führte und ihr eine Opferschale darbrachte. Sie trug einen purpurnen Überwurf, der Kopf, Schultern und Rücken bedeckte und nur einen Teil des weißen Untergewandes sehen ließ. Gesicht und Arme waren weiß wie bei allen Frauengestalten. Die dargestellten Männer waren dagegen in dem allgemeinen Rostrot gehalten. An manchen Stellen schimmerten die Figuren blau oder grün und erschienen dadurch geisterhaft unwirklich.

Es drängte Lard, wieder hinauszukommen, diesen Schemen zu entfliehen. Unschlüssig zögerte er draußen, wohin er sich wenden



sollte; die lärmende Totenfeier war nicht nach seinem Sinn, also wanderte er die Gräberstraße aufwärts. An der nächsten Biegung blieben seine Fackelträger mit einem Ruck stehen. Mit angstweiten Augen deuteten sie nach oben.

„Die Göttin! Sie will uns holen!“ flüsterten sie entsetzt und liefen davon.

Auch Lard konnte sich eines Schauers kaum erwehren. Dort stand die Göttin leibhaftig, genau wie er sie eben in der Gruft gesehen. Der rot dunkle Überwurf deckte sie vom Kopf bis fast zu den Füßen und ließ das weiße Kleid unten frei. Voll ruhiger Würde drehte sie sich nach ihm um, als sie das Geräusch der Schritte hörte, und winkte ihm, ihr zu folgen.

Lard strich sich über die Stirn, war es ein Traum? Die Frau vor ihm schritt langsam den Weg weiter hinan und verschwand hinter einer Krümmung. Mit ein paar Sprüngen eilte er ihr nach und fand sie wartend.

„Du wagst also, dich den Göttern zu stellen“, sagte sie und warf mit einer raschen Handbewegung die Hülle vom Kopf, „deine mutige Begleitung ist recht schnell entflohen!“

Vor ihm stand die Frau, mit der er abrechnen wollte, weil sie ihn belogen hatte!

Ehe er sich fassen konnte, sagte sie mit leichtem Spott: „Die Götter der Tyrrhener scheinen wirklich sehr gefürchtet zu sein.“

„Wie konntest du das Bild sehen, das du nachahmst?“ forschte er streng.

„Die Grabhüter hatten keine Bedenken, einer Priesterin die Gruft zu öffnen. Sie ließ ihr Obergewand fallen und ergriff einen bereitgelegten Mantel, in den sie sich einhüllte.“

„Warte!“ Lard hielt sie gebieterisch am Arm fest. „Diesmal entgehst du mir nicht! Du wirst mir Rede und Antwort stehen!“

„Schrei nicht so! Bedenke, daß es auch für dich nicht gut ist, wenn wir zu laut sprechen.“ Sie machte sich von seinem Zugriff los.

„Was willst du?“



„Komm mit! Ich will dir bei Licht zeigen, wer deine Mutter ist“, sagte sie und entwich in die Dunkelheit.

„Ich glaube dir nicht mehr!“ antwortete Lard und folgte ihr doch wie unter einem Zwang.

Er faßte nach seinem Schwert, als aus einem versteckten Eingang ein Mann heraustrat mit einer brennenden Fackel in der Hand. Aber der Mann steckte nur die Fackel in einen Felsspalt und zog sich wieder zurück. Lard war mit der Frau allein.

Groß stand sie vor ihm. Sie berührte seinen Arm und nahm ihn mit ins helle Licht der Fackel.

„Ich bin deine Mutter“, sagte sie. Er wollte auffahren, sie hob die Hand, und er schwieg. Sie fuhr fort: „Als ich dich gebar, grüßte der Himmel dich mit flammenden Blitzen und rollendem Donner. Der Gott hat dich gezeichnet; aber mir wurdest du genommen, und ich wurde in die Wildnis gejagt!“

„Nein“, wehrte sich Lard, „du willst den Gott betrügen!“

Die Frau griff nach einer Kette an ihrem Halse und nestelte eine kleine Goldscheibe los. Das Bild des blitzeschleudernden Gottes war darauf zu sehen. Sie drehte die Scheibe um und forderte ihn auf: „Lies!“

Dort stand tief eingeritzt: „Propertius der Räna, die Lard im Blitz gebar.“

Lard sah die Frau starr an, dann sagte er: „Die Götter haben anders gesprochen!“

„Die Priester lügen.“

Lard schlug die Hand vors Gesicht: „Sohn einer Sklavin!“

„Nein!“ widersprach sie. „Ich war nie eine Sklavin! Propertius hat mich aus dem brennenden Hof meines Vaters herausgetragen. Freiwillig bin ich ihm gefolgt und war seine Frau, bis Tanaquil kam. Aus meinem Geschlecht wählen die Kelten ihre Könige. Komm mit! Die Kelten werden dich auf den Schild erheben und dir zujubeln!“

„Die Kelten sind meine Feinde!“ rief Lard. Da sprach sie ruhig weiter: „Etrurien wird in Nacht vergehen; den Kelten gehört der Tag.“



„Unsere Männer werden sie schlagen, ehe sie den Padus erreichen.“

„Sie haben ihn bereits überschritten.“

„Wir werden sie zurückschlagen, Mammers wird mit unseren Waffen sein! Die etruskischen Götter sind mächtiger als alle anderen. Kehr zurück zu deinen Kelten, wohin du gehörst. Ich bin Etrusker!“

\*

Tanaquil stand auf dem Dach des Königspalastes. Die Sterne leuchteten über ihr am Nachthimmel. Die Auguren behaupten, die Gestirne verändern sich, so wie die Menschen sich ändern, und die Zeiten tauchten auf und gingen unter, so, wie es in den Büchern der Weisheit geschrieben steht. Sie sah drüben auf dem Berg der Totenstadt die Feuer brennen und die Fackeln hin- und herhuschen. Tiefe Wehmut war in ihr, obgleich sie hätte froh sein müssen. Was vorher drückend auf ihr gelastet hatte, war von ihr genommen. Lard gehörte ihr!

Plötzlich glaubte sie einen merkwürdig dumpfen Ton in weiter Ferne zu hören. Er schwoll an und erfüllte mit seinem tiefen Klang die Luft — es war kein Donner, es hatte nichts Erschreckendes und war doch furchtbar — das waren die Stimmen der höchsten, der verhüllten Gottheiten.

Tanaquil erbebte, und sie bedeckte ihr Gesicht. Das war der Untergang des Säkulums. Es war wohl mit dem Tod des alten Volnius zu Ende gegangen. Würde dem etruskischen Volk noch ein neues, ein letztes Säkulum beschieden sein?

\*

Regen prasselte nieder, Blitze zuckten und blendeten über die aufgepeitschten Wellen des Tibers. Unaufhörlich rollte der Donner über den Fluß. Ein langes Floß trieb stromab. Der Führer hatte kaum noch Gewalt über sein Fahrzeug. Die Ruderknechte



lagen flach auf den Stämmen und flehten angstvoll die Götter an, nur der am Steuer umkrampfte noch seinen Knüppel. Plötzlich fuhr ein blaues Blenden über den Himmel.

„Neptun, hilf!“ rief der Floßführer, beide Hände zum Himmel erhoben. „Die Hälfte meiner Einnahmen will ich dir opfern! Hilf, oder wir sind verloren!“

Im grellen Licht des Blitzes gewahrte er einen Mann am Ufer, der ihm heftig winkte, dorthin zu steuern. War das der Flußgott oder ein Bote von ihm? Gleichviel, er nahm es als rettendes Zeichen. Mit einer Stimme, die das Tosen des Wassers übertönte, rief er seine Leute auf und wies sie an. Er selbst griff das Steuer und lenkte sein Floß nach jener Stelle hin. Sie erwies sich als eine Einbuchtung, an der die reißende Strömung vorbeischoß. Es gelang, in das stille Wasser der Bucht hineinzukommen.

Der Mann am Ufer half, das Floß an Land zu ziehen und festzumachen. Nach einiger Zeit ließ das Unwetter nach und hörte zuletzt ganz auf. Der Floßführer musterte den jungen Mann mit einem Seitenblick. Ein Hirtenaufseher schien er zu sein. Beim Zupacken hatte er den Mantel abgeworfen. Er trug darunter die landesübliche Fellkleidung und über der Schulter einen festen Lederbeutel wie die Hirten, und doch hatte er etwas an sich, was nicht zu ihm passen wollte.

„Nimm mich mit auf deinem Floß, ich will nach Rom“, sagte er. Es klang fast wie ein Befehl.

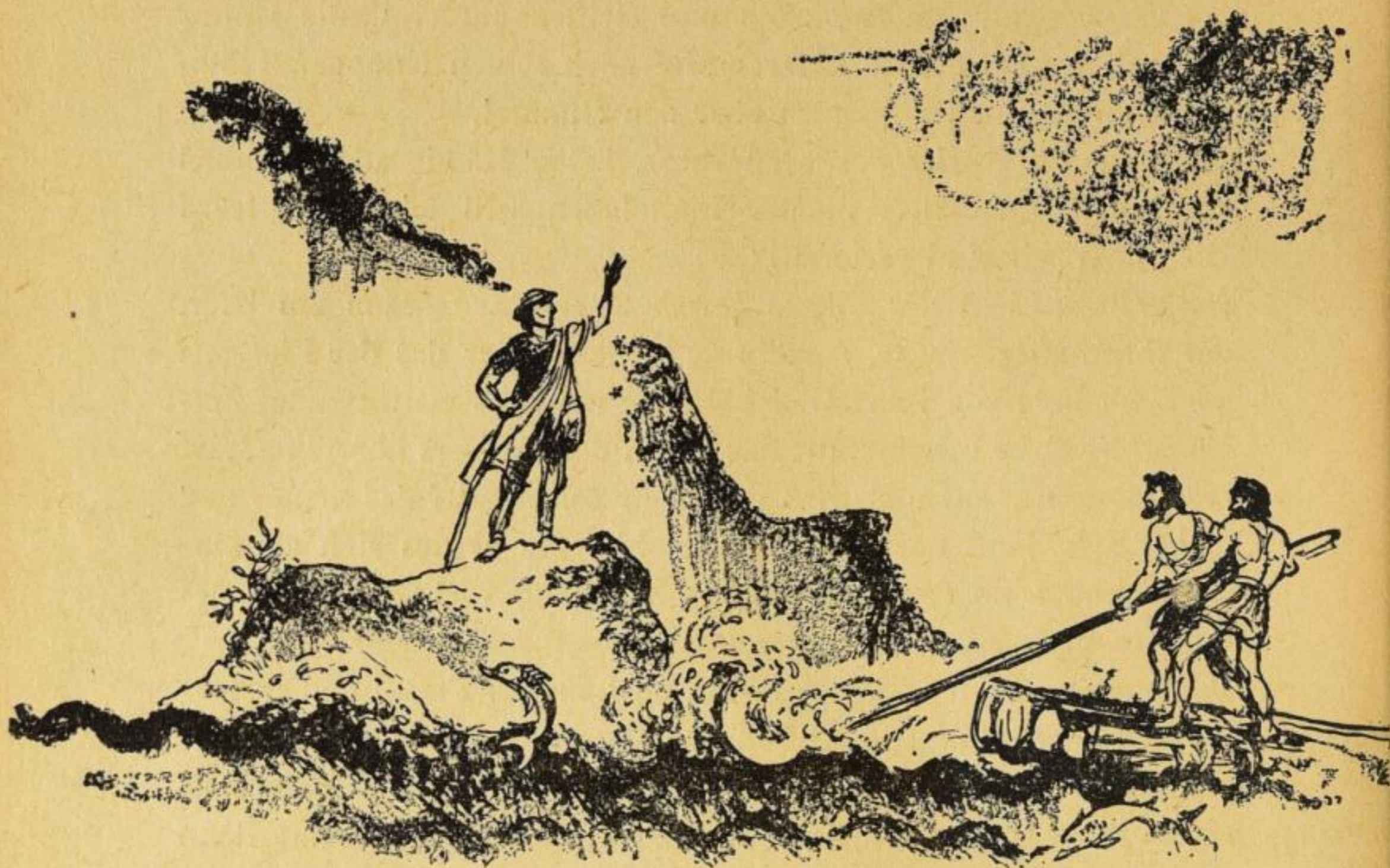
Der Flößer zögerte. In jedem anderen Fall hätte er schroff abgelehnt, einen Fremden mitzunehmen, aber den Mann hatte er im Blitzschein zuerst erblickt. Er war dagewesen, wie auf seinen Hilferuf gesandt. Man konnte nicht wissen, welche Macht ihm innewohnte.

„Bist du ein Flößer?“ fragte er ihn. „Einen anderen kann ich nicht brauchen.“

„Nein, aber zufassen kann ich.“

„Deine Hände sehen nicht danach aus, und von der Flößerei verstehst du bestimmt nichts.“





„Wenn du mir zeigst, was zu tun ist, werde ich es können. Kräfte habe ich.“

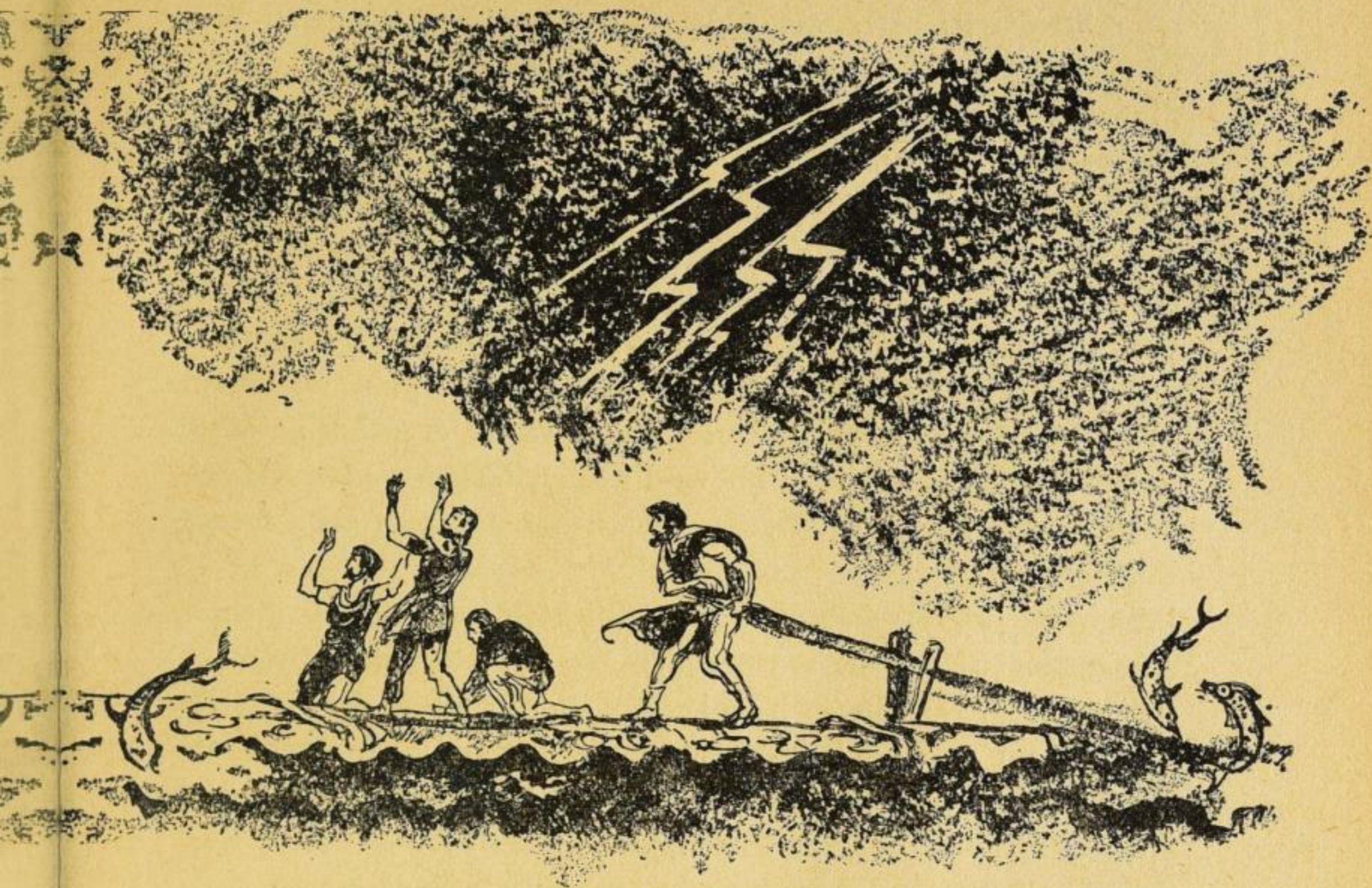
„Wie heißt du?“

„Lardius“, kam es zögernd; denn der Name Lard wäre hier zu ungewohnt gewesen.

Der Floßführer betrachtete ihn argwöhnisch; doch hielt er es für besser, sich mit dem Unbekannten gut zu stellen. Er fragte nicht einmal, woher er käme, so wichtig das war, in Rom wollten sie das meist sehr genau wissen. Aber er willigte schließlich ein und nahm ihn als Flößer knecht auf. Während das Floß am Ufer lag, wurde es nachgesehen.

Am letzten Stamm hatte sich eine Bindung gelockert. Alle faßten zu. Die Knechte machten mit geschmeidigen Weidenruten den





Stamm rasch wieder fest. Lard half dem Steuermann, das Ruder zu halten. Das Floß wurde wieder in den Strom gebracht. Der Neue mußte sich tüchtig anstrengen, seine Muskeln schwellen. Der Steuermann staunte.

„Wer bist du, daß du solche Kräfte hast?“

Lard nannte nur seinen Namen.

„Ich heiße Urso“, sagte der andere und nahm seinen Platz wieder ein.

Der Floßführer, ein rauhbeiniger Geselle, war mehr Händler als Flößer, ihm war nur darum zu tun, die Eichenstämme aus dem Apennin, die er im Gebirge billig erstand, sicher nach Rom zu bringen. Er sparte mit Leuten und mietete nur die nötigsten Rudersklaven. Mit Befriedigung stellte er fest, daß er keinen



schlechten Griff getan, als er den Hirten auf das Floß nahm. Wie er sich gegen die Stange stemmte, um das Floß vollends in die Flut zu stoßen! Bei dem gefährlichen Wasser war ein Mann mehr von großem Nutzen.

Als das Floß endlich in das ruhigere Wasser des sich verbreiternden Stromes gelangte, rief Urso: „Paß auf, jetzt kommen wir nach Rom!“

Urso war redselig und hatte sich auf seine Weise mit dem fremden Hirten bald angefreundet. Er fragte ihn viel; aber er bekam nur knappe Antworten und erfuhr nie, was er ergründen wollte: woher dieser Lardius stammte, und was er in Rom wollte. Es blieb auch wenig Zeit zu Gesprächen, meist beschränkten sie sich auf Zurufe.

Bewaldete Hügel schoben sich ins Blickfeld, auf denen, dichter zusammengedrängt als sonst, runde Weidenhütten der Hirten zu sehen waren. Der Strom bevölkerte sich zusehends. Es wimmelte von kleinen und größeren Kähnen. Fischer machten ihre Boote am sumpfigen Uferrand an Pfählen fest. Ihre Netze waren zwischen alten Weiden aufgespannt, Frauen und Kinder flickten daran. Eine Schafherde zog an der Stadtmauer entlang den Hang hinauf.

„Das ist Rom?“ fragte Lard zweifelnd.

„Warte nur! Gleich wirst du sehen, was das für eine Stadt ist!“ Schon an der nächsten Biegung zeigte sich ein anderes Bild. Ein Felsmassiv schob sich vor mit einer festen Burg, und dahinter erhob sich ein noch höheres.

„Das ist das Kapitol“, erklärte Urso, „der andere Berg heißt Palatin, und dazwischen und dahinter sind Straßen und steinerne Häuser.“ Er hätte wohl noch mehr erzählt, aber er brauchte Aufmerksamkeit und sein ganzes Geschick, durch die gelbschmutzigen Wogen zu steuern. Vom Ufer her hörte man Lärm und Geschrei, das Gebrüll von Vieh, das zur Stadt getrieben wurde. Rufe und Gewirr vieler Stimmen.

„Das also ist Rom“, sagte Lard wieder, aber in einem anderen Ton. Am liebsten wäre er gleich an Land gegangen.



„He, paß auf, du!“ rief ihm der Alte zu. Er nannte ihn nie beim Namen, manchmal sagte er „Fremder“, aber nie warf er ihm wie den anderen Schimpfworte an den Kopf.

„Ist es so schwer, zu verleugnen, wer man ist?“ dachte Lard. Er war Flößerknecht; er arbeitete wie die anderen. Sah er nicht aus wie sie? Ungepflegt und strähnig hing ihm das Haar um den Kopf. Seine Hände waren voller Schwielen und Risse.

„Achtung, Mitte halten!“ brüllte der Floßherr, rot vor Aufregung. Trotzdem fand Urso noch Gelegenheit, seinen Freund anzustoßen: „Jetzt wirst du ein Wunderwerk sehen, eine Brücke!“ Er war stolz darauf, daß er Bescheid wußte; denn es war nicht seine erste Floßfahrt nach Rom.

„Eine Brücke?“ wunderte sich Lard und schaute sich um. Eine Brücke war im Etruskerland nichts Seltenes. Allein Veji besaß drei, allerdings keine von einer Spannweite wie diese. Wagen und Karren rumpelten darüber hin, Schritte vieler Menschen waren zu hören. Lard nahm es nur flüchtig wahr, denn eben kam ein Boot heran mit Hafengewache und Zöllnern. Sie sahen wie Soldaten aus und setzten achtunggebietende Mienen auf. Sie hatten noch strengere Aufpasser über sich. Sie musterten die Stämme, maßen ihre Länge und schätzten sie dementsprechend ziemlich hoch ein. So sehr der Flößer aufgebehrte, er mußte den Zoll zahlen, sonst ließen sie ihn nicht durch die Brücke.

„Wohin willst du mit den Stämmen?“ fragten die Zöllner.

„Zum Stapelplatz.“

„Sind sie zum Schiffsbau bestimmt?“

„Das ist nicht meine Sache. Könnten auch gut zu Tempelsäulen taugen.“

„Sind das alles deine Sklaven?“

„Ja.“

Lard empfand das ‚Ja‘ wie einen Peitschenhieb. Er mußte an sich halten. Wenn er Rom kennenlernen wollte, so wie er es vorhatte, würde sein Stolz noch auf manche harte Probe gestellt werden. Kaum war die schwierige Durchfahrt überwunden, trieben sie



dem Stapelplatz zu. Das erste große Schiff kam in Sicht, es wurde von Ochsen und Sklaven stromaufwärts gezogen. Lard betrachtete es mit Staunen. Dann bekam er sogar eins von den mächtigen, die weiten Meere befahrenden Schiffen zu sehen, einen stolzen Fünzigruderer. Er glitt vom Hafen, wo er seine Ladung gelöscht hatte, mit taktmäßigen Schlägen der offenen See zu.

Der Stapelplatz war ein riesiges Holzlager, auf dem sich die Stämme zu Bergen türmten. Es wimmelte von Sklaven, die das Holz an Ort und Stelle bearbeiteten. Die Rinde wurde abgeschält, Balken wurden zugehauen, Bohlen und Bretter gesägt. Alles geschah mit solcher Eile, daß man hätte meinen können, es sollte sofort eine neue Stadt aufgebaut werden.

Während Lard noch dabei war, mit seinen Gefährten das schwere Floß ans Ufer zu zerren, rief ihn der Floßführer zu sich. Er zahlte ihm seinen Lohn aus.

„Ich könnte dir noch die Steuer, die ich für meine Sklaven zahlen muß, abziehen, aber ich tue es nicht, weil — weil du mir in der Not geholfen hast.“ Was er eigentlich hatte sagen wollen, verschluckte er lieber, nämlich, daß Lard ihm unheimlich war. Obwohl er ihm Glück gebracht hatte, so daß er heil und sicher hier angelangt war, wollte er den Fremden lieber los sein. Zu deutlich merkte er, daß der von anderer Art war, und was die Blitze um ihn zu besagen gehabt, das konnten nur die Haruspexe wissen. Sobald er konnte, wollte er zum Tempel des Flußgottes gehen und ihm opfern.

Lard stand unschlüssig, weil er sah, wie die anderen sich noch plagten, aber der Alte stellte sich dazwischen, so als wolle er ihn fortdrängen. Da ging Lard.

Kaum war er außer Sicht, setzte er sich am Ufer nieder und wog die Kupferstücke, die er bekommen, in der Hand. Es war das erste Geld, das er mit seinen Händen verdient hatte. Bisher hatte er nicht danach gefragt, wo sein Geld herkam. Es war selbstverständlich, daß er es hatte. Ein römisches Kupferas hätte er kaum der Beachtung für wert gehalten, und was war das bißchen in



seiner Hand gegen ein As! In Veji zahlte er mit Gold- oder Silber-  
täfelchen, die von größeren Edelmetallblöcken abgeschmolzen  
wurden. Unwillkürlich schlug er an seinen Lederbeutel, in dem  
er einige bei sich trug.

Allmählich spürte er, daß ihn der Hunger plagte. Düfte von  
brutzelndem Öl und von Knoblauchsoße wehten von einer nahen  
Küche herüber zu ihm her. Er ging hin und kaufte sich ein Stück  
von dem kalten, derben Mehlbrei, den sie Puls nannten, und eine  
Hand voll winziger gebackener Fische und freute sich über sich  
selber, wie es ihm schmeckte — er hatte nichts mehr von Vor-  
nehmheit an sich, davon war er überzeugt. Nur die Mücken stör-  
ten ihn in seinem Genuß. Sie tanzten in Schwärmen um ihn her  
und überfielen ihn. Er konnte sich ihrer nicht erwehren. Mit der  
fettigen Hand, aus der er eben die öltriefenden Fische gegessen,  
schlug er zu — auf Arme und Beine und ins Gesicht. Mit der  
andern schob er sich das letzte Stück Brei in den Mund. Er schüt-  
telte sich. — — Ein Bad! Was wäre das für eine Wohltat, könnte  
er sich jetzt vom Wasser umspülen und danach sich salben lassen,  
wie er gewohnt war! Wein würde ihm gereicht werden...

„Lard!“

Er fuhr zusammen. Wer kannte seinen Namen, war er verraten  
worden?

Urso war es, er kam lachend angelaufen. „Du hörst also auch auf  
deinen halben Namen!“

„Wenn Lardius zu lang ist, dann sage Marco“, bekam er zur Ant-  
wort. Lard hatte sich schnell gefaßt. Wie gefährlich war es, zu  
träumen!

„Was sitzt du hier und läßt dich von den Mücken stechen?  
Komm, wir müssen uns beeilen, wenn wir für die Nacht noch eine  
Herberge finden wollen. Heute können wir uns das leisten!“ Er  
klimperte großtuerisch mit seinen Kupferstücken.

„Es ist wirklich nicht viel, was ich bekommen habe“, meinte Lard.

„Wir haben alle gedacht, der Alte hätte dir mindestens ein ganzes  
As gegeben, weil er so geheimnisvoll mit dir tat!“ scherzte Urso.



Lard holte seine restlichen Kupferstücke hervor. „Das ist, was mir geblieben ist, nachdem ich mir zu essen gekauft habe — wenig genug!“

Sein Gefährte warf ihm einen schnellen Blick zu und meinte sichtlich erleichtert: „Also gehörst du zu uns! Ja, die am meisten arbeiten, kriegen das wenigste! Die Herren, die uns vermieten, stecken den Gewinn ein. Der Alte verdient auch noch mal an uns. Nun, wir werden nicht ewig die Unterdrückten bleiben!“

Lard begriff nicht sofort, was er meinte. Er schwieg.

Sie gingen am Ufer entlang aufwärts. An einzelnen Stellen, da, wo das Ästegeflecht des Ufers von den Wogen überspült war, mußten sie durchs Wasser waten.

„Bleibst du lange in Rom?“ fragte Lard.

„Ich weiß noch nicht. Eigentlich darf ich nur eine Nacht bleiben und soll mich sofort auf den Rückweg machen, aber diesmal...“

Er sagte es sehr bedeutungsvoll, doch sein Begleiter ging nicht darauf ein. Sie hatten sich wieder der Brücke genähert, und Lard wollte wissen, wohin sie führte.

„Nach den heiligen Hainen an dem Berg, da, jenseits vom Tiber. Dort verehren sie den Gott Janus, den Gott mit den zwei Gesichtern.“ Urso verstummte jäh. Über Götter durfte man nicht leichtfertig reden. Drohte ihm der Mächtige schon? Gerade über seinem Berge ging blutrot die Sonne unter. Die Mücken sirrten und stachen unerträglich.

„Schnell fort von hier!“ schlug Urso vor. „Drüben ist die Herberge.“

Es war eine windschiefe Holzhütte. Der Wirt hatte ein fiebergelbes Gesicht und schielte. Wie ein böser Faun sah er aus. Urso kannte er, aber seinen Kumpan musterte er sehr scharf, trotz dem dreckigen und schmierigen Äußeren. Der Raum, in den er sie einließ, war vollgestopft mit Lastträgern, Hafenarbeitern, Viehtreibern und anderem Volk. Die Stickluft verschlug Lard den Atem. Aus dem Stimmengewirr hörte er alle möglichen Sprachen und Dialekte heraus. Lard bemühte sich, die Redeweise der



Flößer zu lernen. Einige ihrer derben Ausdrücke genügten noch nicht, das Fremde an ihm vergessen zu lassen.

Ein paar junge, kräftige Kerle begrüßten Urso mit vertrauten Zurufen, und schon steckten sie die Köpfe zusammen und tuschelten. Lard wurde ein unbehagliches Gefühl nicht los. Er hätte sich gern von ihm losgemacht, doch vorläufig fand er keinen triftigen Grund. Vergebens suchte er nach einer Ausrede. Als Urso sich ihm wieder zuwandte, sagte er:

„Eigentlich möchte ich lieber im Freien schlafen.“

„Bist du von Sinnen? Willst du dir gleich am ersten Tag das Fieber holen? Hier ist jeder froh, wenn er feste Wände und ein Dach über dem Kopf findet, damit er den Mücken entgeht!“

„Dafür wird uns anderes Ungeziefer plagen!“

„Willst du behaupten, daß dich das im Schlaf stört! Hast du keine Flöhe in deiner Hütte und in dem Fell, mit dem du dich zudeckst?“

Lard wickelte den Lederbeutel mit seinem Gold und Silber in seinen Mantel und benutzte den Mantel als Kopfkissen. Zur Vorsicht band er noch einen Zipfel seines Überwurfs um den Arm. Trotz seiner Übermüdung schlief er schlecht. Früh, noch ehe Urso erwacht war, stand er auf. Der Wirt verlangte für das Lager den ganzen Rest seines Lohnes.

\*

Rom war für Lard eine völlig neue Welt, eine ganz andere als die bisher bekannte, voll krasser Gegensätze, staunenerregend und abstoßend in einem. Ob Rom größer war als Veji, hätte er nicht entscheiden können, schöner war es bestimmt nicht. Die Straßen waren nicht breit genug für den Verkehr, die Gassen glichen engen Schluchten. An den Häusern waren Stockwerke übereinander gebaut, als gäbe es auf der Erde nicht Platz genug und als müßten sie alle gerade an dieser Stelle stehen. Das Gewühl in der Hauptstraße schob sich mit Stoßen und Drängen hin und her. Es war kaum durchzukommen. Noch nie hatte Lard so knöcheltief in Schmutz und Kot waten müssen wie hier.



Wie brennend hatte er verlangt, dieses Rom kennenzulernen, wenn er es aus weiter Ferne mehr geahnt als gesehen hatte! Nun war er in dieser Stadt — nicht als Sieger oder gar als König, wie er es einst geträumt. Wie anders war die Wirklichkeit! Daß er als einer von der verachtetsten Klasse der Menschen hier herum- lief, hatte er sich selber zuzuschreiben. Nicht einmal die Erlaubnis seines Vaters hatte er erlangt, als er sich ihm als dem einzigen anvertraut hatte. Propertius hatte ihn mit abweisendem Staunen angehört und schließlich ziemlich ärgerlich seine Absicht verworfen. Lard hatte sich nicht abschrecken lassen. ‚Ich will die Römer kennenlernen‘, hatte er geantwortet, ‚damit wir Klarheit gewinnen über sie und über ihr Heer.‘ Sein Vater war anderer Meinung. ‚Die Götter werden uns leiten in unserem Kampf und uns ihren Rat geben durch die Haruspexe. Nach ihnen werden wir uns richten.‘ Als er das hörte, behauptete Lard listig, es sei zu prüfen, ob ihm nicht die Götter den Plan eingegeben hätten. Zögernd ging Propertius darauf ein, verlangte aber, daß die Priester die Götter fragen sollten. Lard wartete nicht ab und brach auf. Nicht einmal von Egeria verabschiedete er sich. Er konnte sie nicht zur Ehe nehmen, wenn sie ihm nicht durch ihren nächsten männlichen Verwandten zugeführt wurde. Und das war Aruns! Die Strafe, die Aruns treffen sollte, hatte der König noch nicht bekanntgegeben. Das alles war unerträglich. Längst wollte er Rom sehen. Auf einem guten Pferd geradewegs nach Rom zu sprengen, wäre nicht ratsam gewesen. Er mußte sich einschleichen, wie er es getan.

Lard hörte rufen, ohne darauf zu achten. Eine prächtige Sänfte nahte, ein Vorläufer forderte Platz für seinen Herrn. Selbst, wenn Lard nicht so in Gedanken gewesen, wäre er kaum ausgewichen. Er sah dem Vornehmen, dessen massiger Körper auf den Polstern wie auf einer Liegestatt ruhte, unbekümmert ins Gesicht.

„Aufsässiges Sklavenvolk!“ rief der plötzlich verächtlich und böse, „schlagt den Kerl nieder!“

Aber seine Träger erwischten aus Versehen einen anderen, der



flog gegen Lard, drückte ihn an die Wand, und die Peitschenhiebe sausten auf seinen Rücken nieder. Ehe Lard sich besinnen konnte, schaukelte die Sänfte schon ein Stück weiter unten durch die Menge. „Dieser Hund!“ schimpfte Lard.

Der Geprügelte, das eigentliche Opfer, hatte schon weiterlaufen wollen. Er drehte sich um: „Was regst du dich auf? Hiebe sind wir doch gewöhnt! Warum stellst du dich einem Patrizier wie dem Fettwanst Ämilius in den Weg!“

Da ihn die Sache mehr zu belustigen als zu ärgern schien, lachte Lard mit und stieß zu seiner Erleichterung einen der Flößerflüche aus. Damit hatte er sich in seinem verkappten Selbst wieder zurechtgefunden und ging mit dem neugewonnenen Freund weiter.

„Du scheinst fremd zu sein?“ sagte der.

„Du hast recht“, antwortete Lard, „ich wollte mir gerade einmal die Stadt ansehen.“ Er blieb an der Seite des jungen Mannes, der in seinem Alter sein mochte und ermunterte ihn weiterzureden.

„Rom ist die größte Stadt der Welt“, sagte der Begleiter stolz und wurde nicht müde zu zeigen und zu berichten. An einer Erweiterung der Straße wies er auf ein Standbild, das in einer Nische aufgerichtet war. „Das ist Volcan, der Gott, dem das Feuer gehört.“ Er machte eine Geste zu der Figur hinüber, die nicht nach einem Gebet aussah.

Lard war erstaunt, wie wenig ehrerbietig er sich einem Feuergott gegenüber verhielt, der doch gewiß eine große Macht besaß. Und kein noch so unscheinbarer Tempel war diesem Gott errichtet, nicht einmal ein Dach schützte ihn.

„Morgen werde ich dem Volcan ein Messer oder eine andere Waffe weihen“, begann sein Begleiter wieder. „Du mußt wissen, er ist auch der Beschützer der Schmiede, und ich bin Schmied. Quinti nennt mich mein Herr; er ist Waffenschmied. Was denkst du, was er verdient! Aber geizig ist er! Seinen Sklaven zählte er jeden Bissen in den Mund, und hetzen tut er uns! Die einen schleppen das Metall heran, die anderen die Holzstöcke, und



andere müssen das Feuer in der richtigen Glut halten. Der alte Geizkragen denkt, er ist ganz schlau, und trotzdem schmieden wir nebenbei Berge von langen Messern und Dolchen!“ Er lachte rauh und warf Lard einen verständnisinnigen Blick zu.

Quinti fragte Lard, wer er wäre. Es fiel dem Etrusker schwer, sich selbst als Sklaven zu bezeichnen, doch er nannte seinen falschen Namen und fuhr fort: „Ich bin bei einem, der Ländereien vor den Toren besitzt, er hat mich zum Aufseher über die Pflanzler gemacht.“

Der Schmied betrachtete ihn von oben bis unten und schien zufrieden zu sein. „Du machst nicht den Eindruck, als ob du dich duckst. Solche brauchen wir!“ Er hatte leiser gesprochen, das letzte flüsterte er nur noch: „Du gehörst zu uns, das hast du dem Dicken in der Sänfte gezeigt.“

„Wem?“ fragte Lard vorsichtig.

„Du weißt doch!“ meinte sein Gefährte und stieß ihn an, wie einen Mitverschworenen. „Ein gutes Messer hast du ja schon!“

Lard zog seinen Mantel fester, obwohl er ihn in der Hitze des Tages lieber losgewesen wäre. Er hatte ihn halb zusammengerollt über seinen Gürtel gebunden, und das eine Ende über die Schulter geworfen. „Wie willst du das wissen?“

Sein Begleiter verzog belustigt sein Gesicht. „Vor mir brauchst du dich nicht zu verstellen. Sei beruhigt, du hast es gut versteckt, nur als du deinen Arm hobst, sah ich es blinken.“ Er zwinkerte ihm freundschaftlich zu, aber gleich darauf rief er in einem ganz anderen Ton: „Die Krieger! Die mußt du sehen! Komm auf die Stufen dort vor dem Hauseingang!“ Ein Schwarm Kinder kam mit begeistertem Geschrei gelaufen, dann eine große Menge Müßiggänger, und darauf folgten verschiedene Abteilungen des Heeres.

„Das sind Krieger der ersten Klasse“, erklärte Quinti.

Sie waren gewappnet von Kopf bis Fuß. Ein Helm schützte ihr Haupt. Sie trugen einen Brustharnisch, Beinschienen, einen großen viereckigen Schild, dazu Speer und Schwert. Lard überdachte,



wie beschwerlich allein die Last einer solchen Rüstung sein würde. Wenn dazu noch die Sonne darauf brannte, mußte sie zur Qual werden!

Schon nahte die nächste Abteilung. Sie hatten kleinere Schilde und trugen keine Panzer.

„Die haben es leichter, weil sie weniger reich sind“, bemerkte der Schmied. „Manchmal ist es vom Vorteil, ein Habenichts zu sein! Am besten sind die dort dran, von der dritten Klasse!“

Diese Krieger machten einen gewandteren Eindruck als die anderen. Sie waren beweglicher. Es fehlten ihnen auch noch die Beinschienen.

Den Beschluß machte ein Trupp von etwa zwanzig Reitern mit ihren berittenen Knechten.

„Das sind Söhne der ganz Reichen. Es geht das Gerücht, sie wollten sich künftig eigene Pferde halten. Die Klepper, die die Staatskasse bezahlt, sind ihnen nicht gut genug.“

Lard hatte mit scharfem Auge zugesehen. „Wohin wollen die Krieger jetzt?“

„Was, das ist eine Truppe! Doch gut, daß wir nicht dazugehören! Du freilich könntest jedem Hauptmann gefallen, und wenn sie dich annehmen, wirst du frei. Mich holen sie nicht, Waffenschmiede sind wichtiger als Krieger. Ein Kriegsmann wird schnell ersetzt, aber ein Waffenschmied nicht!“

„Sie schwenken nach dem Tiber zu.“

„Ja, nach dem Marsfeld ziehen sie, dort spielen sie Krieg. Sie üben. Es wird bald wieder losgehen!“

Lard konnte nicht weiter fragen; denn kaum war der Zug vorbei, drängte die Menge nach und nahm die beiden mit. Sie landeten auf einem riesigen Platz. Von allen Seiten strömten Menschen herbei. Sehr gelassen bewegten sich auf einer erhöhten Plattform Männer, oder sie standen in kleinen Gruppen beisammen. Ihre Toga war mit einem Purpurstreifen gesäumt und kunstvoll in Falten gelegt. Sie taten sehr würdig.

„Das ist die hohe Obrigkeit von Rom“, erklärte Quinti. „Die



Männer in der weißen Toga gehören zu den Vätern; die ganz vorn sind die Kriegstribunen. Die beiden Konsuln scheinen noch nicht eingetroffen zu sein.“ Es belustigte ihn, daß sein Freund noch nie eine Volksversammlung erlebt hatte.

„So leicht kann ich nicht fort“, gab Lard zu bedenken, und das war nicht einmal eine Lüge.

„Glaubst du ich? Eine Tracht Prügel beziehe ich, wenn ich auf meinem Botengang so lange ausbleibe. Aber das geht, bis wir den Spieß umdrehen und der Schmiedehammer aus Versehen auf dem Schädel vom Alten landet!“ Er lachte. Lard verstand nicht, warum er lachte. Er fand seinen Begleiter recht großmäulig. Nach einiger Zeit fragte er, was die vielen Leute hier wollten.

„Wählen! Bei uns bestimmt das Volk. Wir Sklaven haben natürlich keine Stimme; aber den Plebejern ist es ganz recht, wenn wir mit dazwischenreden. Paß auf, wenn uns etwas nicht paßt, dann mußt du tüchtig mitschreien.“ Er erkundigte sich bei den Nebestehenden, was es gäbe. „Die Kriegstribunen wollen einen Krieg anfangen, damit sie wissen, wozu sie da sind! Aber erst müssen sie uns fragen, und wir sind dagegen!“

Was sind das für sonderbare Sitten, wunderte sich Lard. „Werden denn nicht vorher die Priester gefragt?“

„Die Priester? Ja. Wenn alles fertig und beschlossen ist, dann dürfen sie mit ihren Orakeln den Tag für den Kriegsbeginn feststellen, genau nach den Vorschriften.“

„Gegen wen soll denn Krieg geführt werden?“

„Gegen Veji!“

„So, gegen Veji?“ wiederholte Lard. Doch Quinti hörte gar nicht auf ihn.

\*

Der Kriegstribun Julius Julus war vorgetreten. Er stand einige Stufen erhöht und konnte gut gesehen und gehört werden. „Vernehmt, Quiriten“, begann er, „der Senat dringt auf eine Kriegserklärung gegen Veji, und zwar so schnell wie möglich. Es ist unumgänglich...“



Seine Worte gingen unter in Tumult. „Immer wieder Krieg, das könnte euch passen!“ — „Was geht uns Veji an! Habt ihr nicht genug an den Volskern? Zwei Einheiten haben sie uns eben erst zusammengehauen!“ — „Ihr tragt eure Haut nicht zu Markte! Uns zählt ihr die Narben nach, bloß um zu sehen, ob auf unserem Fell noch mehr Platz haben!“

Ein böses Gelächter sprang auf. „Bei unseren Verdiensten rechnet ihr nicht so genau!“

Ein anderer spottete: „Was brauchen wir einen Kriegszug auf den anderen, und Jahr für Jahr einen neuen. Warum wollt ihr vor die Tore ziehen? Ihr habt doch schon Krieg gegen Bürger und Plebs!“ Mit Hallorufen und Händeklatschen fiel ihm die Menge bei.

Der Tribun suchte sich Ruhe zu verschaffen. Lard konnte ihn nicht verstehen. Er hörte nur etwas von ‚Staatsfeldern‘. Das vermochte aber niemand zu beruhigen. Jetzt mischte sich auch noch ein Volkstribun ein:

„Was nützen uns Staatsländereien? Den Gewinn haben die Patrizier. Sie haben Sklaven, ihre Felder zu bestellen. Uns nehmt ihr die Bauern und Pflanzler weg für eure unausgesetzten Kriege!“

„Recht hat er! Gut gesprochen, Quinctilius!“

Doch Julius Julus ließ nicht locker. Er verfocht seinen Antrag auf Krieg gegen Veji. „Bürger Roms!“ rief er, als er eine Zeitlang über die aufgeregte Menge hinweggesehen hatte und sie sich wieder beruhigte. „Bürger Roms! Was wollt ihr? — Brot und noch einmal Brot. Bürger Roms! Warum fehlt das Brot? Arbeitet ihr nicht mit Eifer und Fleiß? Bürger Roms, wer wagt euch das zu sagen? — Aber geht auf eure Äcker, seht nach euren Feldern! Sumpf oder Dürre! Ihr müßt Fluren erwerben, wo eure Saaten Ernte bringen. Wo liegen sie? In Etrurien. Veji ist das Tor zu Etrurien!“

Sofort wandte der Volkstribun ein:

„Bürger Roms! Recht soll er haben, der von Veji spricht wie Julius Julus! Veji ist für uns das Tor zu Etrurien. Reich sind die Fluren Etruriens. Gehn wir ein durch dieses Tor, aber“, und



seine Stimme scholl dröhnend über den Platz, „aber in Frieden, nicht mit Krieg! Warum einen Krieg heraufbeschwören? Tauscht in Frieden mit dem Nachbar! Gebt, was wir ihm geben können, er gibt uns, was wir brauchen: Weizen, damit unsere Mühlen zu mahlen haben! Wollt ihr einen Krieg, dessen Ausgang niemand kennt? Welcher Heldenmut war nötig, Porsena vor den Toren unserer Stadt zur Umkehr zu bewegen! Die Fabier zogen aus gegen Veji. Bis zur Cremera sind sie gekommen, zurück kam keiner. Noch nie ist es gelungen, Veji zu erobern. Zu hoch liegt es auf seinen Felsen! Und wenn wir mit unseren Maschinen vor der Stadt liegen und die Vejenter uns mit Pfeilen und Brandraketen überschütten, wird ganz Etrurien aufstehen und über uns herfallen. Bürger Roms! Warum Krieg, wenn wir im Frieden zum Ziel kommen?“

Nun sprach einer aus dem Volk, den zwei auf ihre Schultern gehoben hatten: „Plebejer, laßt euch nicht dumm machen! Fort haben wollen sie uns, so weit als möglich, damit sie hier wirtschaften können wie sie wollen! Die freie Stimmenabgabe wollen sie verhindern, die sie erst scheinheilig bewilligt haben! Darum sollen wir uns opfern für den Staat!“

Ein furchtbares Durcheinander, Rufen, Schreien, machte jedes weitere Wort unverständlich. Lard staunte über die offene Rede. Da setzte dicht bei der Tribüne ein großer Tumult ein. Entsetzt drängten die Männer auseinander und bildeten einen großen offenen Kreis. In der Mitte lag ein Besessener und schlug blindlings um sich. Vier Ädilen griffen ihn und legten ihn auf die Tribüne, so daß jeder ihn sehen konnte.

„Mist!“ sagte Quinti zu Lard, „nun geht's nicht mehr weiter! Siehst du, der Tribun hebt die Versammlung auf! Schade, daß der Besessene dazwischenkam! Ich kann auch nicht mit dir gehen, mich erwarten sowieso schon Prügel!“

Sie verließen den Platz und gelangten in eine Seitenstraße. Da zögerte Quinti etwas im Gehen. Plötzlich neigte er sich seinem Begleiter zu und sagte dicht an seinem Ohr, aber gleichgültig in



die Gegend blickend: „Sei heute kurz vor Mitternacht am Standbild des Volcan! Vergiß dein Messer nicht!“ Und fort war er.

Was hatte der Sklave vor? Lard dachte daran, den Feuergott um ein Zeichen zu bitten, wie er sich verhalten solle, aber ihm war Volcanus ja fremd. Mit einem Mal empfand er es wie eine Schuld, daß er noch keinem seiner Götter geopfert hatte. Aber er hatte auch noch keinen von ihnen entdeckt. Wohl gab es so viele Tempelchen und Altäre am Rand der Abhänge, in den Niederungen, wie auf den Hügeln, daß er sich kaum zurecht fand, und die seltsamen Namen galten vielleicht Gottheiten, die ihm bekannt waren, nur hießen sie anders; aber welche waren es? Doch einer war auch bei den Römern der Blitzeschleuderer, der Gott Jupiter. Das mußte Tinia sein, dessen Tempel hoch oben auf dem Kapitol thronte, weithin sichtbar, ein Wahrzeichen Roms. Langsam stieg Lard hinan. Es stand fest: ein unerbittlicher Krieg gegen Veji würde nicht mehr lange auf sich warten lassen; denn es war nicht anzunehmen, daß Senat und Kriegstribunen sich von ihrem Vorhaben durch die Plebs abhalten ließen. Was ihm aber zu denken gab, war der Einwurf des Römers: Etrurien wird Veji zu Hilfe kommen! Das wäre die Rettung! Wenn ein tyrrhenisches Heer den Römern in die Flanke fiel, konnte es die Verbindung von Rom her abschneiden und der angreifenden Armee in den Rücken fallen, dann wäre Rom endgültig zu erledigen. Dieser Plan dünkte ihm Erfolg zu versprechen.

Durch Pinien, Oliven- und Lorbeerbäume schimmerten die beglänzten Säulen des Tempels. Unterhalb der Bergkuppe zog sich eine Reihe von Buden und Verkaufsständen hin, denen zum Schutz gegen die drückende Sonne hallenartige Gänge vorgebaut waren. Hier gab es lebende und tote Opfertiere zu kaufen. Lard wählte eine Muschelkette, deren Wert gering war. Eine reichere Gabe hätte ihm seinem Äußeren nach nicht zugestanden. Während er zur Höhe des Tempels emporstieg, wurde es still um ihn. Nur die heiligen Gänse hörte er heftig schnattern. Er pfiff leise nach



Hirtenart, und die Tiere verstummten. Sie sahen ihn also nicht als Feind an. Lard lächelte, das war ein gutes Zeichen. Sein Blick schweifte weit in die Runde. Durch das Tal getrennt, erhob sich der Palatin, der höchste der sieben Hügel. Jenseits des Tibers ragte der Janiculus auf. Hinter seinen Hügeln begann bald etruskisches Land. Gelbgrün wälzte sich der Fluß dahin und teilte sich schäumend an der schlammigen Insel. Oberhalb wimmelte es von buntbemalten Fischerkähnen, unterhalb der Brücke konnte man die mächtigen Leiber meerbefahrender Schiffe erkennen, denen die Brücke die Fahrt sperrte. Dort drängten sich Menschen, Karren, Viehherden unablässig hin und her. Rufen und Schreien hallte schrill bis zu Lard hinauf. Flußaufwärts, hinter dem Kapitol, waren die Hügel so dicht bewaldet, daß man sie kaum voneinander unterscheiden konnte. Einzelne großangelegte Häuser ragten daraus hervor, Villen reicher Römer, die es für sicherer hielten, ihren Sommersitz innerhalb der Stadtmauern zu haben. Man konnte ungefähr erkennen, wo der alte Wall lief, die Servianische Mauer genannt. Einer der etruskischen Könige, Servius Tullius, hatte sie errichten lassen, derselbe, der die Römer nach ihrem Besitz in Klassen einteilte. Er stammte aus dem Geschlecht der Tarquinier, dem auch Tanaquil entsproß. Die Mauer wurde, wie alle etruskische Baukunst, ihrer festgefügtten Blöcke wegen bewundert. Lard war an einzelnen Stellen an sie herangekommen. Sicher war sie stärker als die allererste, über die Remus hinweggesprungen war, um seinen Zwillingsbruder Romulus zu verspotten. Dafür war er ja dann von ihm erschlagen worden. Die Zwillinge galten als die Gründer Roms. Die Sage erzählte, sie seien auf einer Anschwemmung des Tibers gefunden worden, und eine Wölfin habe sie gesäugt. Lard kannte das altetruskische Bronzewerk der Wölfin. Am Grab des Romulus war er vorbeigekommen. Es war nichts als ein kegelförmiger Tuffstein, der auf dem Säulenstumpf ruhte. Zwischen den flankierenden Löwen am Fluß waren Weihgeschenke aufgetürmt. Von dieser Stelle aus sollte Romulus in einer Wolke zum Himmel gefahren sein.



Etruskisch waren ursprünglich die Namen, etruskisch die Bildwerke, und etruskischen Stammes schließlich die Götter, auch die ersten Könige, und doch war Rom jetzt so anders, im Verhältnis zu seinen Göttern, in den Kulturen, im ganzen Leben. Das fiel dem etruskischen Königssohn auf Schritt und Tritt auf. Tief in Sinnen wandte er sich dem Tempelplatz zu.

Auf drei Seiten umschlossen hölzerne Säulen das Heiligtum. Ihre farbige Bemalung war verwittert. Das Giebelfeld über dem Eingang wurde von einem Gespann mit vier springenden Rossen gekrönt, tongeformten Figuren, wie er sie von Veji her kannte, und die wahrscheinlich auch dort entstanden waren.

Auf den Stufen hockte ein Tempelwächter. Lard legte seine Gabe vor ihm nieder, dann trat er an den Brunnen des Vorplatzes heran, wusch sich seine Füße, seine Hände und bespritzte Gesicht und Brust mit dem frischen Wasser. Danach drehte er sich nach dem Eingang um, legte die Linke über die Stirn und streckte die Rechte grüßend vor.

Der Tempelwächter sah das mit Staunen. Er gehörte nicht zu den Priestern, glaubte ihnen aber in mancherlei Prophezeiungen nicht nachzustehen. Daher war es ihm bedeutungsvoll, daß in diesem Augenblick ein Schwarm Tauben, die der Juno heilig waren, aufschwirrten. Genau beobachtete er ihren kreisenden Flug. Dadurch gelang es Lard, ungehindert in den Tempel einzutreten und bis in das Allerheiligste vorzudringen. Der düstere, viereckige Raum wies an der Rückwand drei offene Zellen auf, in denen drei Göttergestalten standen. Juno glich wenig Lards Vorstellung von der erhabenen Uni; auch Minerva, auf der anderen Seite, machte ihm wenig Eindruck. In der Mitte aber thronte der Jupiter der Römer. Ursprünglich, lebensvoll, als wäre es von dem Künstler Vulca geschaffen, erhob sich das tönernerne Götterbild. Sein Gesicht war rot angestrichen, den Körper bedeckte eine mit Palmenzweigen verzierte Tunika, von seiner Schulter herab hing die purpurne goldgestickte Toga. Das war der allgewaltige Tinia!

Überwältigt warf Lard sich auf die Knie, berührte mit beiden



flachen Händen den nackten Boden und küßte die geweihte Erde. Lange verharrte er so. Das Verwirrende der vergangenen Stunden fiel von ihm ab.

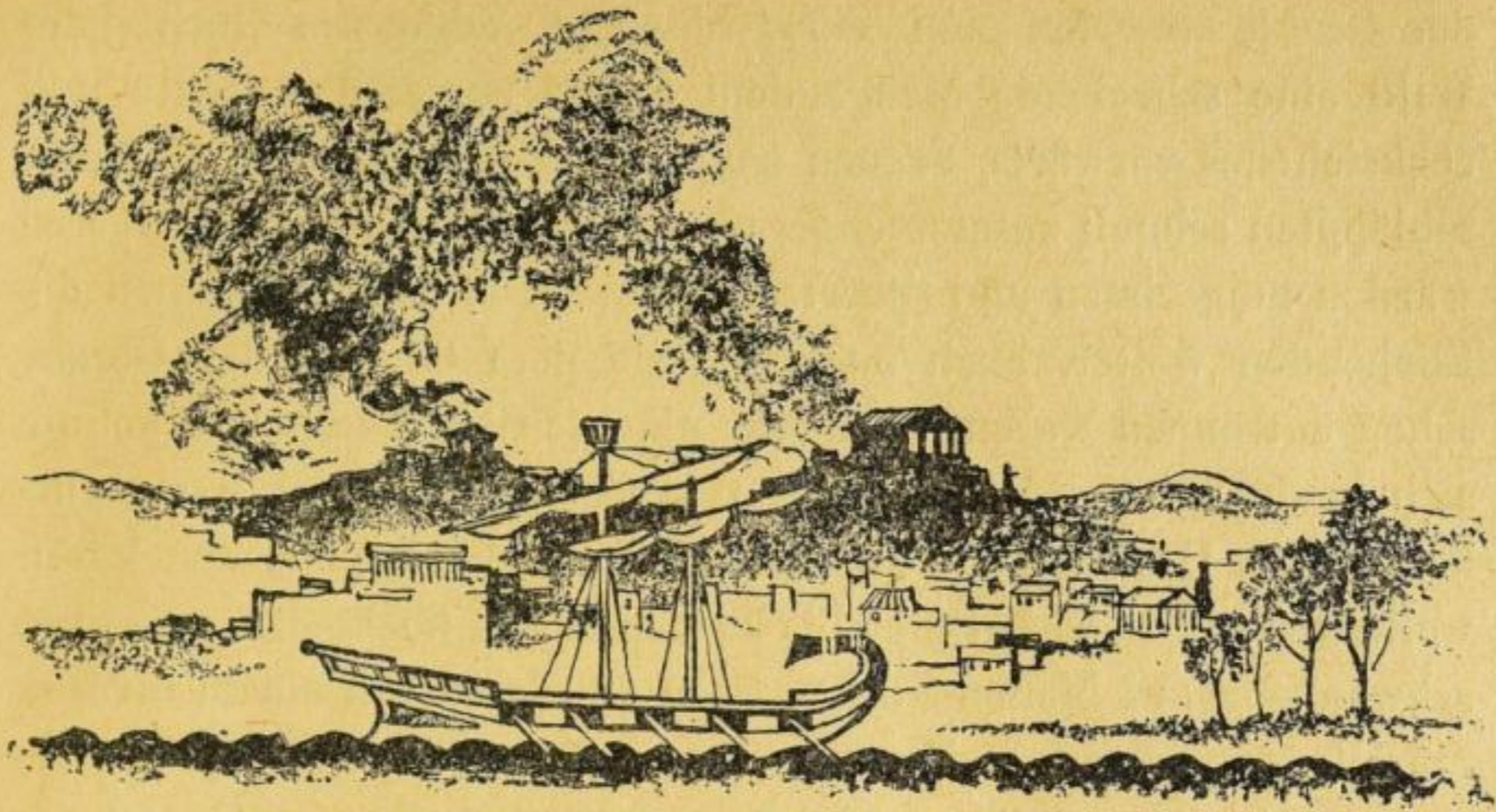
Der Wächter war erschrocken dem Eindringling gefolgt. Verwundert sah er ihn am Boden knien in inbrünstiger Versunkenheit. So betete kein Römer. Wer war der Fremde? Die lärmenden Gänse waren auf seinen Zuruf verstummt, die Tauben hatten über seinem Haupte gekreist, und nun betete er in einer Weise, wie sie nur wenigen bekannt war, und wie nur ein Eingeweihter sie anwandte bei besonderen Opferhandlungen. Sollte er zum Oberpriester gehen und ihm von dem wunderbaren Mann berichten? Doch war ihm bekannt, daß die Priester nicht gern von Wunderbarem hörten, das sie nicht selbst geschaut, verkündet und gedeutet hatten. Deshalb hielt er es für ratsamer, wieder hinauszuschleichen und zu tun, als hätte er nichts bemerkt und wüßte von nichts.

\*

In Rom trugen nicht einmal die Sklaven Fellkleidung. Lard kaufte sich eine einfache Tunika, die seinem groben Überwurf entsprach. Da fiel es auch nicht so auf, wenn er seinen Lederbeutel mit sich herumschleppte. Im Innern der Stadt hatte er eine bessere Herberge gefunden. Dort war viel Kommen und Gehen von Kaufleuten, Händlern und Schiffsvolk. Jeder ging seine eigenen Wege, und niemand fragte ihn wohin.

Es war Nacht. Er hätte sich schlafen legen können, doch die Unruhe trieb ihn fort. Keinesfalls würde er zum Standbild des Volcan gehen, das ihm der Schmied als Treffpunkt angegeben hatte; deshalb stieg er in entgegengesetzter Richtung wieder zum Kapitol hinan. Wo der eine Weg zum Tempel weiterführte, der andere zur Arx, der Burg, abzweigte, verweilte er. Der halbe Mond verbreitete ein mattes Licht. Lard suchte festzustellen, wo ungefähr der verabredete Platz sein müsse, da sah er gerade dort ein Aufleuchten, nur kurz, aber der Lichtschein kam wieder, so,





als würde eine Fackel geschwungen. Dreimal blitzte es auf. Das war ein Signal, daran war nicht zu zweifeln! Hing das mit den Andeutungen der Sklaven zusammen, mit denen er gesprochen hatte. Schon kam ein ähnlicher Lichtschein vom Palatin, und kurz darauf vom nächsten Hügel. Er sah sich um. Auch vom Forum her blitzte es auf, nun auch vom Quirinal — was war das? Jetzt wurde das Feuer von dorther größer. Ein paar steile Flammen stiegen hoch, und dann begann es in allen Teilen der Stadt zu glühen. Drohend huschte roter Schein auf. Das war ein mit Bedacht angelegtes Feuer. Mit Entsetzen wurde Lard gewiß, daß Quinti mit seinem Gelöbnis, ein Messer zu opfern, sich den Feuer-gott zum Verbündeten erkoren hatte!

Es war keine Zeit zu langem Besinnen. Von der Burg gellten die Hörner, vom Palatin, vom Hafen, aus der inneren Stadt, und jetzt, wie schrille Hilferufe, vom Quirinal her. Im Norden drohte der Wald in Flammen aufzugehen. Die Villen brannten lichterloh. Schreien und Hilferufe drangen Lard ans Ohr. Was stand er untätig hier, er wollte helfen und ging eilig zurück. Brandgeruch wehte ihm entgegen. Dicker Qualm verdeckte ihm die Sicht. An



der Senke, die sich zum Tiber hinabzog, raste wie flüchtendes Wild eine schreiende Menge dem Strom zu. Jeder wühlte sich rücksichtslos vorwärts, Frauen trugen kreischende Kinder. Männer schleppten schnell zusammengeraffte Habe. Hoch beladene Karren wurden umgerissen und sperrten den Weg. Blindlings rannten die Fliehenden weiter, auch noch, als sie dem Bereich der Gefahr schon entronnen waren. Lard war plötzlich eingekeilt und konnte sich kaum rühren. Mitten unter den Gehetzten sah er einen dicken Mann. Das war der Patrizier, der ihn hatte peitschen lassen wollen! Seine Toga hatte er bis zu den Knien hochgerafft und lief schwankend auf bloßen Füßen. Eben wurde er von einem im Eilmarsch anrückenden Rettungstrupp zur Seite gestoßen. Eine andere Abteilung Krieger rückte von der entgegengesetzten Seite heran mit Gefesselten in ihrer Mitte.

„Die Brandstifter!“ johlte die Menge. „Erschlagt sie, die Elenen!“ Nur mit Mühe wurde sie zurückgehalten.

„Für euch haben wir's getan“, schrie einer der Gefangenen.

Sie kamen so nahe an Lard vorbei, daß er ihren keuchenden Atem spürte. Plötzlich erspähte er im flackernden Licht mitten unter ihnen das trotzig aufgerichtete Gesicht des Schmiedes. Sein Blick streifte ihn. Lard wußte nicht, ob ihn der Sklave erkannt hatte, und ob die Worte, die er verzweifelt herausbrüllte, an ihn gerichtet waren:

„Wehrt euch gegen die Unterdrücker! Ihr seid auch Menschen!“ Ein derber Stockschlag verschloß dem Rufer den Mund.

Endlich gelang es Lard mit Püffen und Stößen, sich durch die drängende Menge hindurchzuwürgen, und nun lief er einem Hause zu, an dem das Feuer begierig fraß. Die Vordermauer stand noch, die Tür von herabgefallenen Steinen versperrt. Er schob und räumte sie beiseite und mußte dann alle Kraft aufwenden, die verschlossene Tür einzuschlagen. Schreiend rannte ein Mädchen an ihm vorbei ins Freie. Ein glühender Balken brach funkenstiebend nieder. Im nächsten Augenblick krachte knatternd das ganze Dachgestühl zusammen.



Lard war noch rechtzeitig zurückgesprungen. Besorgt sah er sich nach der Geflohenen um. Sie lag stöhnend und jammernd im Gras. Als er zu ihr trat, fuhr sie erschreckt auf und suchte ihm zu entrinnen.

„Bleib! Von mir hast du nichts zu fürchten!“ rief er ihr zu. Sie konnte auch nicht weiter. Wohl oder übel ergab sie sich in ihr Schicksal. „Mein Fuß, mein Fuß!“ klagte sie. „Ich kann nicht auftreten. Ich bin über einen Stein gestürzt!“

Lard nahm sie auf seine Arme, es war höchste Zeit, in Sicherheit zu kommen. Das Mädchen wehrte sich nicht, völlig erschöpft ließ es sich forttragen.

„Egeria“, flüsterte das Mädchen.

Ihn durchfuhr es. „Heißt du Egeria?“

Sie schlug die Augen auf. Verängstigt sagte sie: „Zur Quelle der Egeria! Hier, den Seitenweg hinan, da ist die Grotte. Schnell, dort sind wir in Sicherheit!“ Als besänne sie sich jetzt erst auf seine Frage, fügte sie hinzu: „Ich heiße Lucia.“

Aus der Tiefe einer Höhlung im Gestein drang mattes Licht. Über einem Dreifuß brannte ruhig und gleichmäßig die blaue Flamme, wie sie die Priesterinnen hüteten. In ein breites, von Löwen getragenes Kupferbecken sprudelte die Quelle. Behutsam legte Lard das Mädchen auf eine Steinbank. Im ungewissen Licht wurde eine grau verschleierte Frau sichtbar. Vielleicht hatte sie schon lange dort gestanden. Über dem Tuch, das ihren Kopf bedeckte, trug sie einen Kranz aus frischer Weide. Ihr Blick haftete auf dem jungen Mann, als könne sie bis in den verborgensten Winkel seines Herzens schauen.

„Erfrische dich am Quell!“ wies sie ihn an. Sie selbst tauchte die Hände ein und befeuchtete die Stirn des Mädchens. „Du bist Lucia“, sagte sie zu ihr.

„Ja, die Tochter des Senators Lucius Valerius Potitus.“ Sie stöhnte auf, weil die Vestalin ihren Fuß befühlte.

„Er ist nicht gebrochen“, tröstete die Vestalin und kühlte das anschwellende Gelenk. Darauf wandte sie sich an Lard: „Es ist



wieder ruhig in der Stadt. Du kannst das Mädchen nach Hause tragen.“ Sie sah ihm schärfer ins Gesicht und meinte: „Deine Brauen sind verbrannt.“ Sie brach ein Weidenblatt aus ihrem Kranz und reichte es ihm. „Es heilt.“

Lard kniete vor ihr nieder. Als er ihr Gewand küssen wollte, reichte sie ihm die Hand, eine alte, feingeäderte, schmale Hand.

\*

„Zu Dank bin ich dir verpflichtet, Fremder, wer du auch seist! Meine Schatzkammer öffne ich dir, und du sollst dir nehmen, so viel du tragen kannst. Meine Tochter hast du aus den Flammen gerettet!“

Lard neigte dankend ein wenig den Kopf. Er mußte ernstlich überlegen, wie er das wohlgemeinte Angebot ablehnen konnte, ohne den Geber zu beleidigen.

Potitus mochte erstaunt sein über sein Schweigen. „Ich hoffe“, fuhr er deshalb eilig fort, obgleich ihm diese Höflichkeitsform in diesem Falle etwas übertrieben schien, „daß du mir die Ehre erweist, als Gast in meinem bescheidenen Haus zu weilen, sofern dir die einfache Unterkunft gefällt!“

Lard fühlte sich befreit, endlich brauchte er nicht abzulehnen. „Deine Gastfreundschaft nehme ich mit Freuden an, doch zuvor erlaube, daß ich dir sage, wer ich bin. Marcus nennt man mich.“ Weder den Namen des Vaters noch des Geschlechtes fügte er hinzu. Mochte ihn der Römer deshalb ruhig für einen Mann niederer Herkunft ansehen. „Ich komme aus dem Tyrrhener Land und bin ein Kaufmann.“

Der Senator strifft ihn mit einem wohlwollend mitleidigen Blick, der besagen wollte: wie ein Kaufmann siehst du nicht aus; aber ich will so tun, als glaubte ich dir. „Womit handelst du?“ erkundigte er sich, während er den Fremden zu seiner Schatzkammer führte.

„Ich bringe gesponnene Schafwolle aus den Bergen und nehme



auf dem Rückweg Salz aus Fregena mit.“ Er wollte diesen faden-scheinigen Bericht erst weiter ausschmücken, fand es aber nicht mehr nötig, da sie bereits in den Raum eintraten, den Potitus umständlich aufgeschlossen hatte. Er übersah mit einem Blick, daß hier ungeheure Kostbarkeiten aufgehäuft waren. Sein Gastgeber mußte wirklich ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm haben, da er ihm diesen Reichtum vor Augen führte. Lard zweifelte nicht einmal, daß das nur ein Teil seines Besitzes war, und doch machte es ihm keinen großen Eindruck. Aus Höflichkeit äußerte er einen Ruf der Bewunderung.

„Nun wähle!“ forderte ihn der Senator mit einer großzügigen Geste auf.

Lard hatte nicht die Absicht, sich mit solchen Dingen zu beladen; aber es hätte ihm Spaß gemacht, einen der Goldblöcke aufzuheben, die im Hintergrund wie Buchenscheite aufgeschichtet waren, nur um Potitus' langes Gesicht zu sehen. Doch der war wirklich bereit, ihm sehr viel zu schenken. Er wies auf die prunkvollen Gold- und Silbergefäße, die weiter vorn aufgestellt waren, auf die riesigen Mischkrüge mit eingearbeiteten Edelsteinen, die silbernen Schüsseln mit eingravierten Bildern aus Griechenland, die reingoldenen Becher. Lard bewunderte die bemalten griechischen Vasen, fand aber daneben auch einige von den berühmten altetruskischen rotfigurigen Tonschalen und konnte nicht viel einwenden, als der Besitzer auch sie als griechisch erklärte. Er besah sich die vielen kleineren Gegenstände, die auf Tischen und in Regalen lagen und standen, Ringe, Ketten, Schminkdosen mit drehbarem Deckel, Elfenbeinschnitzereien, kleine Götterfigürchen von den Ägäischen Inseln. Schließlich griff er nach einem Bronzespiegel, auf dessen Rückseite ein Haruspex beim Betrachten einer Leber eingeritzt war, mit mächtigen Flügeln, zum Zeichen seines hohen Berufes.

„Gibt es bei den Römern auch Haruspexe?“ fragte Lard verwundert.

„Der Spiegel ist tyrrhenische Arbeit“, gab der Senator zur Ant-



wort. „Natürlich gibt es auch bei uns Auguren; sie stehen in höchstem Ansehen.“ Mit einem leichten Seufzen gab er zu: „Doch die etruskischen wissen mehr. Sie sind Wahrheitskünder, deren Vorhersagen oft wohl dem weltberühmten Orakel von Delphi gleichkommen. Vor einigen Tagen war am südlichen Himmel eine Flamme zu sehen in der Form eines Likatorennbündels. Hätten unsere Auguren das Zeichen besser beachtet, so wäre es gar nicht zu dem Aufstand gekommen. Nun, du bist Tyrrhener, du kennst die Götter!“ Damit wandte er sich wieder seinen Schätzen zu, nahm einen zweihenkligen Goldpokal und hielt ihn seinem Gast hin. „Was meinst du zu dem?“

Lard lobte die kunstvolle Arbeit und legte den Spiegel beiseite; denn er hatte wohl begriffen, daß sich der Hausherr nicht gern davon trennen wollte. Aber auch den Pokal setzte er wieder hin, obgleich er ihm förmlich aufgedrängt wurde.

„Nimm ihn, ich will dir gern noch mehr geben!“

„Nein, nein“, wehrte Lard ab, „du beschämst mich! Was soll ich mit solchen Kostbarkeiten! Doch um zu zeigen, daß ich eine Gabe von dir zu schätzen weiß, würde ich einen dieser Ringe von dir annehmen.“

Er hielt sie in der flachen Hand. Der eine hatte als Schmuck einen Onyx, in den ein Seepferdchen eingeschnitten war, der andere einen rötlichen Karneol mit winzigen Figürchen.

„Sie stellen den Zug der Sieben gegen Theben dar“, erklärte Potitus. „Gern sollst du beide haben; aber ich wünschte wirklich, du würdest dir etwas Wertvolleres aussuchen!“

Lard schob den Ring mit dem Seepferdchen auf seinen Daumen. „Er ist gut als Siegelring zu gebrauchen“, entfuhr es ihm, ohne zu bedenken, daß ein kleiner Händler wohl kaum etwas zu siegeln hatte. „Ich meine, er muß von einer hochstehenden Person getragen worden sein“, verbesserte er sich.

Dem Senator war sein Versehen gar nicht aufgefallen. Er suchte eifrig alle möglichen Wertgegenstände heraus, und bot sie ihm an. Schließlich meinte er: „Wenn du sie durchaus nicht nehmen willst, so werde ich sie den Göttern opfern.“



Freudig stimmte sein Gast ihm bei: „Das ist gewiß die bessere Verwendung!“

„In einer Beziehung hast du recht. Für große Geschenke kann man auch mehr von ihnen erbitten.“

Der Hausherr war noch nicht fertig mit dem, was er zu zeigen hatte. Er schloß die Rüstkammer auf, der Lard mehr Aufmerksamkeit widmete als vorher den Schätzen. Sicher mußte Potitus stattlich anzusehen sein, wenn er den kupfer- und silberblitzenden Helm, den Brustpanzer und den sonnengleich strahlenden Schild trug. Er war ein Jahr lang Kriegstribun gewesen, und er begann von seiner Schlacht gegen die Herniker zu erzählen.

„Eine List, mußt du wissen, ist oft wichtiger als der mutigste Zweikampf der Anführer. Ich befahl einem Teil meiner Krieger, die vor Anagnia standen, zu fliehen. Damit lockte ich die Besatzung aus der Stadt heraus. Ohne die im Hinterhalt Lauernden zu erspähen, nahmen Herniker die Verfolgung auf. Da drehten sich plötzlich die Flüchtenden um, die anderen fielen den Feinden in den Rücken, und ehe sich's die Überraschten versahen, waren sie eingeschlossen, die meisten nahmen wir gefangen und gewannen dadurch eine Menge kräftiger Sklaven.“

Es freute ihn, daß der vermeintliche Händler so viel Verständnis für seinen Bericht zeigte. Was er für ein höfliches Zuhören hielt, war allerdings viel mehr. Lard war die Erzählung ein Beispiel römischer Taktik.

\*

Potitus begrüßte seine Gäste, die er zu einem Festmahl geladen hatte, das er zu Ehren des Retters seiner Tochter gab. Sie waren Patrizier wie er. Einige gehörten dem Senat an. Es war ein außergewöhnliches Zugeständnis, das sie ihrem Freund zuliebe machten, wenn sie sich neben einem Fremden ungewisser Herkunft an einen Tisch begaben. Potitus hatte ihnen erklärt, da sein Gastfreund ein Tyrrhener wäre, wolle er vermeiden, etwa den Zorn seiner Götter herauszufordern, und nichts an Dankbarkeit ver-



säumen. Die Geladenen waren höflich zu dem Mann, der nur Marcus genannt wurde. Sie waren angenehm enttäuscht, als sie ihn sahen. Sicher trugen die neuen Kleider, die er erhalten hatte, dazu bei.

Lard hatte ein Bad nehmen dürfen, sehr zu seiner Freude. Nur die Bedienung dazu hatte ihm gefehlt. Er war nicht gewöhnt, sich selbst zu salben. Auf Geheiß seines Wirtes war ein Haarkünstler erschienen, der ihm mit einem heißen Eisen sein kurzes Haar wenigstens über der Stirn in Rollen drehen wollte; doch davon mochte er nichts wissen. Er ließ es sich nur vom Wirbel nach allen Seiten glattbürsten. Die sauberen und besseren Gewänder verschafften ihm ein langentbehrtes Wohlbehagen.

Während er sich unter den Kränzen, die hier nicht von schönen Mädchen dargereicht wurden, sondern auf Tischchen bereitlagen, ein Efeugewinde auswählte, trat einer der Gäste, Sulpitius, neben ihn und blinzelte ihn freundlich aus seinen Schweinsäuglein an.

„Warum nimmst du nicht die Rosen? Die passen besser zu dir als der dunkle Efeu.“

„Ich habe ihn nun schon auf dem Kopf, aber erlaube, daß ich dich mit den Rosen kröne.“ Er drückte ihm den Kranz auf die Stirn.

„Steht er mir gut?“

Lard sah, daß der Patrizier ein edles Profil hatte, denn Stirn und Nase bildeten eine Linie. Dieses Ebenmaß wurde nur gestört durch eine zu kurze Oberlippe und ein sehr ausgeprägtes Doppelkinn. Trotzdem nickte er lächelnd: „Du bist ein schöner Mann.“ Die Schmeichelei tat Sulpitius sichtlich wohl, und vertraulich meinte er: „Wenn du auch ein Rasener bist, das stört uns wenig, nur aus Veji darfst du nicht sein!“ Er lachte über seinen Witz.

Auch ein anderer der Anwesenden betrachtete den Etrusker genauer, Cornelius Scipio. Er war groß und breitschultrig, mit einem strengen Gesicht. An dem Fremden fand er nichts Auffallendes und hielt ihn für zu unbedeutend, um ihn weiter zu beachten.

Aber sein mißtrauischer Blick war Lard nicht entgangen. Er



würde sich doppelt in acht nehmen müssen, hier, wo die gepflegtere Umgebung ihn so vertraut anmutete. Der Hausherr wies dem jungen Mann den Ehrenplatz an in der Mitte der um einen Tisch geordneten Lecti, der Ruhelager. Ehe sie sich niederließen, grüßten alle das ehrwürdige Salzfaß, das im Gegensatz zu dem reichen Silbergeschirr nur aus Holz bestand. Es war spiegelblank vom vielen Zufassen und zeigte die schöne Maserung alter Birke. Dem Etrusker erschien merkwürdig, daß die Frauen fehlten; aber bei den Römern durften sie sich nicht an der Geselligkeit der Männer beteiligen. Nicht einmal Tänzerinnen und Flötenspielerinnen erschienen.

„Ihr müßt entschuldigen“, begann Potitus, „wenn ihr heute mit weniger Bedienung vorlieb nehmen müßt. Leider sind auch mir fast die Hälfte meiner Sklaven entlaufen. Unbegreiflich dieses Volk, hat genug zu essen und rennt mit offenen Augen ins Verderben! Zum Glück ist mir der Koch geblieben! Ich habe ihn teuer genug gekauft, aber er versteht seine Sache!“

Knaben füllten die Becher, andere brachten die Vorspeisen: Eier, Salate in Kräutertunke, Seeigel, Sardinien in Öl, Muscheln und Krabben.

„Stellt euch vor, was hätte werden können“, nahm einer der Gäste das Gespräch auf, „wenn die Rebellen die Oberhand gewonnen hätten! Es gibt zweimal mehr Sklaven als Bürgerliche und Plebs in unserer Stadt, und unter ihnen sind Athleten, Sänfenträger und Schmiede, Kerle mit unheimlichen Kräften!“

„Nur gut, daß der Aufruhr entdeckt wurde, noch ehe er sich voll entwickeln konnte. Bei einem Haar wäre ganz Rom in Flammen aufgegangen!“

„Mein Sommerhaus ist mir verbrannt, und beinahe hätte ich mein Kind verloren!“

Die Gäste beeilten sich, den Hausherrn zu trösten. Von allen Seiten waren ihm schon reiche Geschenke gebracht worden, besonders von denen, die von ihm abhingen, von seinen Klienten. Es war schon jetzt mehr, als er zum Wiederaufbau brauchte, wenn es auch ein stattliches Haus gewesen war.



Potitus ergriff die Gelegenheit und forderte die Geladenen auf, dem Retter seiner Tochter zuzutrinken. Lard wehrte ab, und indem er ein paar Tropfen seines Weines verspritzte, sagte er: „Den Göttern gebührt der Dank!“

Der Senator war stolz, daß der Fremdling, der unter seinem Schutz stand, so guten Anstand zeigte.

Das Gespräch über die Sklaven erregte die Gemüter.

„Die beiden, die das verwerfliche Vorhaben gemeldet haben, sollen öffentlich belohnt werden“, erklärte einer der Senatoren.

„Der eine ist der schiefäugige Wirt von einer üblen Hafenerberge. Bei ihm haben sich die Verschworenen immer heimlich getroffen!“

„Für ihn hat es sich gelohnt. Er bekommt ein Stück Land und Kupferasse genug, um sich ein neues Haus zu bauen.“

„Ich fürchte“, meinte Scipio, „er wird sich nicht lange daran freuen können. Vielleicht endet er eher im Tiber als die anderen am Kreuz.“

Lard überließ es, als er sich vorstellte, wie unbedacht er unter die Sklaven geraten, und wie leicht er mit ihnen ergriffen werden konnte. Mit gespielter Gleichgültigkeit stach er mit dem zugespitzten Löffelstiel eine Auster auf und schlürfte sie aus.

„Sie werden nicht alle kreuzigen“, sagte er nebenher, als ginge ihn das wenig an, „was geschieht mit den anderen?“

Das war für Sulpitius ein Wort. „Ihr werdet es vielleicht nicht recht begreifen“, fiel er ein, „ich habe mir die meinigen zurückerbeten. Natürlich werde ich sie lebenslang in Ketten gehen lassen; aber ich sehe nicht ein, warum wir von ihrer Aufsässigkeit und Dummheit doppelten Schaden haben sollen. Wir sind die Besitzer, wir haben sie teuer gekauft — und nun? Fort sind sie, und wir sitzen ohne Bedienung in unsern Häusern!“ Im Eifer faßte er ein Stück Eberlende und biß hastig hinein. Der Bratensaft lief ihm übers Kinn und tropfte herunter. Mit dem Tuch, das ihm gereicht wurde, wischte er sich erst den Schweiß von der Stirn, dann trocknete er Mund und Hände. Und schon tunkte er



wieder ein Stück Fleisch in die Soße. „Vortrefflich!“ murmelte er schmatzend. „Viel Pfeffer und syrische Pflaumen, das schmecke ich sofort! Oh, hätte ich auch erst wieder einen solchen Koch!“ „Essen wir, trinken wir!“ rief einer, der Bacchus schon reichlich gehuldigt hatte. „Heute können wir fröhlich sein. Die Sklaven sind gezähmt, und endlich soll das Janustor geschlossen werden! Wir leben in Frieden und können in Ruhe genießen!“

Cornelius Scipio, der sich bisher ziemlich ruhig verhalten, ging nicht auf den scherzhaften Ton ein. „Du irrst, das Janustor wird nicht geschlossen. Ein Krieg steht bevor.“

Rufe und Reden schwirrten durcheinander. Auch Lard beteiligte sich daran, um nicht aufzufallen. Er wandte sich an seinen Nachbar „Es ist Krieg geplant?“ fragte er.

„Ihr wart bei der Versammlung auf dem Marsfeld?“ fragte Sulpitius erstaunt, wandte sich aber dann an Scipio. „Welcher Kriegsbesessene hat den Fallsüchtigen aufgetrieben und die Abfragung verhindert?“

„Tut nichts, welcher! Er kam zur rechten Zeit“, sagte Scipio. „Die Menge weiß nie, was geschehen muß. Ihr Verstand reicht nur bis zur Krautsuppe am nächsten Tage.“

„Was sagen die Volkstribunen?“ fragte Sulpitius weiter.

„Oh“, höhnte Scipio, „ihnen ist ein Riegel vorgeschoben. Die Konsuln haben einen Diktator ernannt.“

„Wen?“ fragten die Gäste wie aus einem Munde. Auch Lard war voller Spannung.

„Marcus Furius Camillus!“ Einen Augenblick schwiegen alle. Sollte man dafür, sollte man dagegen sein? Camillus, das war Krieg! Nachdenklich meinte Potitus: „Die Konsuln werden wissen, was sie tun. Camillus ist nicht ohne Erfahrung. Er ist schon Kriegstribun mit konsularischer Gewalt gewesen, und was er angefangen hat, hat er zum guten Ende geführt.“

Alles drehte sich plötzlich um den Krieg gegen die Vejenter. Unverhüllt trat der Haß zutage, den die Römer gegen die reichere Nachbarstadt hegten.



Lard widmete seine ganze Aufmerksamkeit der gefüllten Hasenkeule, die er am Knochen festhielt; mit zwei Fingern schälte er das Fleisch ab, um es in kleinen Bissen zum Munde zu führen. Am Essen lag ihm in diesem Augenblick wirklich am wenigsten. Aber er lauschte gespannt. Potitus flüsterte mit Scipio:

„Was plant der Diktator?“

Scipio beugte sich vor. „Er spricht mit niemandem, hat aber aus seinen Gedanken nie ein Hehl gemacht: Rom hat viele Menschen und wenig Brot. Rom muß betteln oder schlagen. Camillus wird schlagen!“

„Genügt ihm nicht Fidenae?“ fragte Potitus. „Der Mord an unsern Gesandten ist gerächt. Fidenaes Feldmark ist römisches Staatsgut.“ — „Fidenae ist das Vorfeld für Veji.“ Scipio legte seine Hand auf den Tisch.

„Sind die Legionen nicht kriegsmüde?“ fragte Sulpitius und schob seinen Kranz aus der Stirn.

„Damit wird Camillus fertig“, sagte Scipio wegwerfend. „Wer nichts in seiner Küche hat — in der Kriegshütte gibt's keine Not!“ Lard tat, als höre er nichts und verstünde er nichts. Er war restlos in sein Kauen vertieft und schnaufte wie einer, der sich allmählich sättigt. Seine Augen blickten die Malerei entlang, die sich über die Wände hinzog. Grob waren die Linien, grell die Farben!

Unvermittelt wandte sich Potitus ihm zu und fragte: „Was denkt mein Gast vom Krieg?“ Lard tat, wie wenn er sich aus tiefer Verlorenheit zurückfinden müßte und gab zur Antwort:

„Vom Krieg, Herr? — Ich bin ein Kaufmann. In einem Krieg kann ich nur verlieren. Mögen die Götter uns davor bewahren!“

— „Nun“, beruhigte ihn der Hausherr, „es wird auch nur so geredet! Auf jeden Fall bist du in meinem Hause sicher geborgen. Laß Speise und Trank dir munden!“ Lard sah ihn an und nickte. Potitus aber beteiligte sich wieder am Gespräch der beiden anderen. Eben fragte Sulpitius: „Scipio, du bist Kriegstribun. Wie ist deine Legion?“ — „Die Legionäre“, antwortete Scipio, „sind zu-



verlässig, die Centurionen sind tüchtig; unsere Handwerker, Katakultwerfer und Ballistenschleuderer sind geschickt, unsere Reiterei ist gut zu Pferde.“ — „Und wenn der Winter kommt?“ — Scipio griff den Satz auf: „... wird Camillus weiter üben! Und“, er wurde noch leiser, man vergaß den Fremden, man vergaß, daß man die Pflichten des Gastgebers und der Gäste verletzte, „ich habe Camillus sagen hören: ‚Wenn es nottut, hebe ich noch eine Legion aus!‘ Er hebt zwei aus, wenn er meint, es tue not! Er holt die Unzufriedenen heraus aus der Stadt. Sie werden gefüttert, sie werden gelöhnt und haben keine müßige Zeit! Dafür sorgen wir!“

Vorsichtig fragte Sulpitius: „Wie lange soll das gehen?“ Scipio antwortete: „Ich wette, Camillus rückt noch diesen Winter seine Lager vor. Er hat bestimmt für sich die Standorte schon festgelegt. Zehn Jahre dauern nun die Plänkeleien, und man sieht kein Ende. Camillus wird Schluß machen!“

Lard hielt sich so unauffällig wie möglich, doch atmete er auf, als Potitus rief: „Wir sind keine Volksversammlung! Genießt, was euch mein bescheidener Tisch bietet! Seht den Wein! Verheißt euch die Amphoren nichts?“ Er winkte einen Knaben und ließ den Wein ungemischt einschenken, um die Stimmung zu beflügeln.

Während Potitus sprach, fingen draußen die Hunde zu bellen an. Potitus war stolz auf seine seltenen Tiere, besonders auf die großen, halbgezähmten Wolfshunde. Da man Wölfe nicht an die Kette legen konnte, galten sie als Symbol für das heilige Tier der Römer. Jetzt aber machten sie Potitus ärgerlich; denn auch als sie zur Ruhe gewiesen wurden, schwiegen sie nicht, sondern jaulten und winselten. Die kunstvollen Aufbauten von Süßigkeiten täuschten die Gäste nicht darüber hinweg.

„Böse Omina häufen sich“, sagte schließlich Scipio, ohne die Hunde zu erwähnen. „Erst das Flammenbündel am Himmel und nun ...“ er verstummte.

Das Nichtausgesprochene machte das Verschwiegene noch gewich-



tiger. Alle stürmten auf ihn ein, zu berichten, was es noch gäbe. „Ich habe Nachricht, daß das Wasser im Albaner See im Steigen begriffen ist, obwohl kein Tropfen Regen gefallen ist.“

„Was geht uns der Albaner See an!“ wandte Sulpitius ein. „Er ist so weit von Rom entfernt wie Veji, nur nach der anderen Seite.“

„Es ist eine Warnung der Götter. Wie sollte sich sonst der Wasserspiegel heben, wenn dem See kein Wasser zufließt?“

„Du hast recht, Scipio! Es geschehen Zeichen, selbst hier bei uns. Ihr kennt die Stelle, von wo an die Abwässer unterirdisch dem Tiber zufließen. Die Leitung ist verstopft, und was sich vor dem Kanal sammelt, bildet einen stinkenden Morast. Die in der Nähe Wohnenden haben beobachtet, wie dort die Furien lauern. Nachts huschen sie als blaue Flämmchen darüber hin.“

Das Heulen der Hunde ging in ein klägliches Wimmern über.

„Haruspexe müßten wir haben, die uns die Zeichen richtig deuten, damit wir den Zorn der Götter versöhnen; es gibt sie aber nur bei den Etruskern. Sie wüßten Bescheid über die Vorschriften beim Opfer, besser als unsere Auguren!“

Lard lag auf seinem Lectus, den Arm aufgestützt, mit der Linken hielt er dem bedienenden Knaben seine Schale hin.

„Du bist Etrusker!“ rief ihm plötzlich Scipio zu in einem Ton, als käme ihm eben erst zum Bewußtsein, wer der Fremde war.

Zum Glück besann sich eben auch Sulpitius auf ihn. Schon ziemlich mitgenommen vom starken Wein, streckte er seinen Finger nach ihm aus:

„Du, dich habe ich schon früher gesehen!“

Lard blieb ruhig. „Das wird kaum möglich sein; ich bin noch nicht lange hier.“

Der andere strich sich über die Stirn. „Dann muß es ein Abbild gewesen sein, das dir gleicht.“

Lard lachte, als sei das ein Scherz. „Niemand schafft das Abbild eines Menschen.“

Er hatte seine Stellung verändert und das Gesicht zur Seite gewandt, denn der durchdringend prüfende Blick des Kriegstribunen



haftete immer noch auf ihm. Plötzlich schwappte der Wein aus seiner Schale. Ein Rumpeln ging unter der Erde hin. Eine Schüssel kam ins Rutschen, eine Kanne fiel um. Dann war das Niedertropfen des Weines der einzige Laut in lähmender Stille.

Schreckerstarrt waren die Gesichter. Der Hausherr faßte sich zuerst und sagte: „Ein Erdbeben — es ist schon vorüber!“

Auf einmal war alles außer Rand und Band! Mit Angstrufen stürmten die Frauen mit den Dienerinnen durch das Atrium.

„Einer der Hausgötter ist vom Sims auf den Herd gesprungen, mitten ins Feuer, und ist verbrannt! Wehe uns!“ schrien sie durcheinander.

Potitus rief: „Habt ihr allen Anstand vergessen?“ Doch saß ihm selbst noch das Grauen in den Gliedern. Die Frauen kümmerten sich nicht um ihn, sie stürzten auf die Straße.

Die Männer standen auf. Von einer umgeworfenen Fruchtschale fielen die Granatäpfel, Datteln und Feigen; Nüsse polterten zu Boden, und köstliche Trauben wurden zertreten.

Lard war sich klar, in welcher Gefahr er schwebte, wenn er wirklich erkannt wurde und wenn man nur Verdacht auf ihn geworfen hätte. Er ging zur Seite und blieb dort unbeachtet, während die Gäste sich hastig verabschiedeten. Ihr Dank kam wenig von Herzen, als ob Potitus schuld wäre an dem Geschehen. Sie wollten, so schnell sie konnten, dem Haus entfliehen, das vom Unglück gezeichnet wurde.

Auf der Straße drängten sich die Menschen in wirrem Durcheinander. Es war nicht groß etwas geschehen. Kein Haus war eingestürzt, niemand hatte Schaden genommen; aber der Aufruhr hätte nicht größer sein können, wenn das Erdbeben die halbe Stadt zerstört hätte. Alle Frauen Roms schienen ihren geschützten Platz am Herd verlassen zu haben. Heftig gestikulierend standen sie in Gruppen. Eine wußte mehr als die andere. Schließlich liefen sie eilig davon.

Lard trat an der Seite seines Gastgebers ins Freie. Der angeketete Türhüter war so aufgeregt, daß er seinen Herrn anflehte, ihn



loszuschließen. Er laufe bestimmt nicht davon! Potitus schob ihn nur mit dem Fuß beiseite, weil er ihm im Wege war. Er hatte anderes im Kopf.

„Es ist schlimm, wenn die Frauen aus dem Haus laufen wie die Dirnen“, sagte er ärgerlich, doch er entschuldigte sie gleich: „Aber sieh, ein ganzer Zug ist es! Zum Tempel der Vesta gehen sie.“

Auch Lucia hatte sich ihnen angeschlossen, obwohl ihr das Gehen noch schwer fiel. Als Lard sie am Morgen nach dem Brand wiedergesehen, hatte er sich ihres stürmischen Dankes kaum erwehren können. Für sie war die Rettung das größte Ereignis ihres einförmigen Lebens. Ihr Vater liebte sie. Die Mutter lehrte sie die Götter ehren. Lucia konnte spinnen und weben, sonst nichts! Lard hatte mit ihr gesprochen, während sie auf einer Liegestatt im Garten ihren kranken Fuß ausruhte. Er war an Etruskerinnen gewöhnt. Gewiß, die Römerin hatte die zierliche Figur wie Egeria, auch das schwarze Haar, sie mochte auch ungefähr das gleiche Alter haben; aber sie wirkte auf ihn wie ein unreifes Kind.

Die beiden Männer schritten dem Tempel am Fuße des Palatin zu. Man sah schon von weitem, wie die hohe, runde Säulenhalle von Frauen umdrängt war. Wer nur laufen konnte, rannte hin. Lucia war auf halbem Wege stehen geblieben. Bei ihrem unbeholfenen Gehen war sie gestolpert und hielt sich stöhnend an einer Hauswand fest. Lard entdeckte sie zuerst und eilte auf sie zu. Es war nicht so schlimm, wie es zunächst schien. Lard stützte sie und geleitete sie behutsam zu ihrem Vater.

\*

Uralt war der Mundus, der geheimnisvolle Schlund, der von der Burg Veji in die Unterwelt führte. Nur an drei Tagen im Jahr wurde der schwere Stein, der den Eingang deckte, beiseite geschoben, um den unteren Gottheiten die Möglichkeit zu geben, emporzufahren ans Licht. Der Schacht ging nicht senkrecht hinab, sondern schräg und mündete in einen breiteren Stollen, der vom



Opferplatz des Unitempels herkam. Er war breiter und hoch genug, daß ein Mensch darin stehen und gehen konnte. In dieser Finsternis tastete sich der älteste der Priester, der Seher Kalchas, mit der Sicherheit eines Schlafwandlers abwärts. Er war in einem der seltsamen Zustände, die ihn zuweilen befielen, in welchem er weder sich noch anderen hätte Rechenschaft ablegen können über sein Tun. Ohne sein Zutun war er in den Stollen geraten. Stufe für Stufe suchte sein Fuß, Fledermäuse flatterten um seinen Kopf, aufgescheuchte Ratten jagten davon, es störte ihn nicht, er achtete gar nicht darauf. Die halbverfallene Treppe endete in einer natürlichen Höhle, wie der Fels sie vielfach aufwies. Man hörte in der Tiefe das Wasser brausen und gurgeln; denn ein paar Schritte hin war eine Öffnung, durch die man in Notfällen Wasser in Eimern heraufziehen konnte. Der Greis stand zögernd, dann wandte er sich nach der anderen Seite, wo ein schmaler Lichtschein hereindrang. Durch einen Spalt gelangte er ins Freie. Es war dort im unteren Teil der steilen Felswand eine Plattform, groß genug, daß ein Mensch darauf stehen konnte. Blicklos glitten seine Augen über die Landschaft. Er sah nicht die besonnten Ebenen, nicht die verblauenden Hügelketten in der Ferne. Noch weniger gewahrte er das Nahe. Nicht weit unter ihm, als stünde er auf einem hohen Bauwerk, saßen Soldaten im Gras. Sie gehörten zu einer römischen Legion, die ihre Spähtrupps bereits so weit vorschob. Die Krieger wagten sich bis dicht unter den Felsen von Veji. Als hätte er nur darauf gewartet, wieder frische Luft einatmen zu können, begann Kalchas laut zu singen.

Die Soldaten lauschten verwundert und suchten, wo die Stimme herkam. Da entdeckten sie den Mann, der mitten im Felsen stand. Erst wollten sie ihren Übermut mit ihm treiben, doch einer warnte: „Seht, das ist ein Haruspex! Wir wollen hören, was er zu sagen hat!“

Der alte Priester erhob seine Stimme, die, ein Leben lang geschult, mächtig erklang. Der Welt entrückt, verkündete er laut, was er vor den Menschen hätte verbergen sollen:





„Fern ist die Stadt und ferner noch der See.  
In Alba Longa weilten einst die Götter  
Bei den Latinern, und der See war heilig.  
Das Volk zog aus nach Rom, die Götter zürnten.  
Sie hielten Rat, Latiaris blieb im Berg.  
In Aufwallung des Unmuts über die,  
Die treulos ihre Götter dort verlassen,  
Ließ er die Wasser steigen, wenn er zürnte.  
Solange sich der Wasserspiegel hebt,  
Wird Römern nicht und nicht Latinern  
Der Sieg zuteil, und Veji wird nicht fallen!“

Er holte tief Atem, um Kraft zu sammeln, dann begann er von neuem:



„Sie wissen nicht, wie sie das Wasser bannen,  
Denn nie zum Meere darf es sich ergießen.  
Nur große Kunst kann es auf Felder leiten,  
Die jetzt vertrocknen in der wüsten Dürre.  
Sie wissen's nicht, und also wird bestehen  
Die Feste Veji — uneinnehmbar sein!  
So haben alle Götter es beschlossen:  
Erst wenn die Wasser abgelassen sind  
Nach Vorschrift und den Regeln alter Weisheit,  
Wird Veji zu erobern sein — und fallen!“

Er verstummte, noch blieb er stehen wie erstarrt.

\*

Nach langer, beschwerlicher und gefahrvoller Wanderung hatte Lard Veji fast erreicht. Als Flößer hatte er sich seinen Weg gesucht. Einige Male war er durch Haufen römischer Krieger aufgehalten worden. „Komm zu uns, da verdienst du leichter Geld“, hatten sie ihm geraten, „dreieinhalb As bekommen wir, das kriegst du nicht im ganzen Jahr!“ Andere hatten ihn abgeschätzt: „Du bist ein kräftiger Kerl, solche können wir brauchen!“ Er hatte froh sein müssen, daß sie ihn nicht zu ihren Vorgesetzten geschleppt hatten. Wieder hatte er sich nur dadurch losmachen können, daß er behauptete, ein Sklave zu sein: Er könne doch seinem Herrn nicht einfach davonlaufen, sie wüßten doch selbst, was für ein elender Tod ihm dann drohe.

Lard hatte das Haus des Potitus noch in der Nacht der großen Aufregung verlassen. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Endlich tauchte Veji vor ihm auf. Steil auf den rötlichen Felsen thronte der Tempel der Uni und daneben die Arx, die feste Burg. Nur die Cremera mußte er noch überwinden. Er stand an einer Bucht, Strömung und Strudel waren gefährlich in der Biegung, deshalb suchte er nach einer Stelle, wo das Wasser ruhiger floß und leichter zu durchschwimmen war. Vorsichtig schlich er sich,



von Schilf und Weidengebüsch gedeckt, weiter aufwärts. Es eilte ihm, sein Ziel zu erreichen. Auf dem ganzen Weg von Rom her hatte er mit ernster Sorge wahrgenommen, wie eine Unmenge von Holz, das kaum erst zu Tal geflößt worden war, den Weg wieder bergauf nahm. Auf schwerfälligen, hochrädigen Karren wurde es in Brettern und Balken zum Bau von Belagerungsanlagen vorgebracht. Plötzlich vernahm er den Gesang des Haruspex. Mit Schrecken hörte er, was der Priester laut herausschrie. Lard flehte zu Uni oben auf ihrer Höhe, sie möchte dem Seher den Mund verschließen oder die horchenden Römer vernichten! Er ging näher hinzu. Was er nun sah, ließ ihn bis ins Innerste erschrecken. Der Spähtrupp der Römer war bis unter die Plattform vorgedrungen und hatte zugehört. Jetzt nahmen vier Soldaten ihre langen Schilde auf, hielten sie quer über den Kopf und ließen drei Kameraden aufsteigen. Auf ihre Schilde stiegen zwei Soldaten und auf deren Schilde ein letzter, so daß sie eine lebendige Pyramide bildeten. Der oberste erreichte den Propheten und rief ihn an. Kalchas zuckte zusammen. Es dauerte eine Weile, bis er hörte und bis er begriff, was der Fremde von ihm wollte. Der Krieger erklärte ihm, sie seien von seiner Weisheit tief betroffen. Er müsse einer der größten Auguren sein, sie möchten ihn gern über ihr eigenes Schicksal befragen. Ohne auf Antwort zu warten, umfaßte er den alten Mann, nahm ihn auf seine Schulter und stieg mit ihm ab. Ungehindert entkamen die Römer mit ihrer Beute.

\*

„Das wagst du mir zu sagen?“ empörte sich Propertius. „Jedem anderen kostet es den Kopf, wenn er vom Untergang Vejis spricht!“

Lard bezog die Drohung nicht auf sich, sondern auf den Haruspex. „Es wäre besser gewesen, du hättest Kalchas den Kopf abschlagen lassen, ehe er Unheil anrichtete!“

„Einen Haruspex töten? Du bist von Sinnen! Ein großes Sühne-



opfer wollen wir Uni bringen, da sie auf solche Weise ihren Zorn gegen uns kundgetan.“

Lard kam es vor, als sei er als ein Fremder in seinem eigenen Lande. Wie er ging und stand, war er vor seinen Vater getreten, um ihm die Größe der Gefahr anzuzeigen, und der dachte zuerst an nichts weiter als an eine Opferhandlung. Lard konnte mit seiner Meinung nicht zurückhalten.

„Das soll nicht versäumt werden, aber zuerst gilt es, dem Gegner sofort seinen Raub wieder abzunehmen. Noch können die Römer den Seher nicht weggebracht haben. Sie sind noch schwach auf dem weit vorgeschobenen Posten. Ein plötzlicher Überfall könnte Kalchas in unsere Hand bringen, ehe er noch mehr Verderbliches kundgibt. Aber Eile tut not!“

„Eile? Das Wort hast du wohl bei den Römern gelernt? Bei den Rasenern geschieht nichts ohne den Rat der Götter! Was du über die Römer erfahren, und was davon von Nutzen sein kann, magst du berichten vor den Ältesten und vor den Heerführern. Geh, und erscheine nie wieder in so unwürdigem Zustand vor deinem König!“

Tanaquil hatte bei dem Gespräch zwischen Vater und Sohn kein Wort eingeworfen. Nachdem sie ihren Sohn freudig umarmt, und ein Bad angeordnet, wie es einem Königssohn gebührt, hatte sie sich wieder an ihren Webrahmen gesetzt und weiter den Faden durch die Kette gezogen, um einen kunstvollen Königsmantel für ihren Gemahl zu vollenden.

Nachdem Lard gegangen war, erhob sie sich und trat vor Propertius.

„Warum schiltst du Lard?“

„Du weißt, daß ich befohlen habe, nie vom Untergang Vejis zu sprechen.“

„Willst du dich mit verbundenen Augen ins Unglück stürzen? Du weist die Ratschläge deines Sohnes von dir — glaubst du, du kannst das Schicksal ändern, indem du es leugnest?“

„Weise Fürsorge hat mich bewogen zu dem Befehl. Fängt einer



an, davon zu reden, glauben es alle. Sie würden sich der Trauer, der Verzweiflung hingeben. Die Verteidigung Vejis würde daran scheitern.“

„Lard aber, der dir den rechten Weg weisen will zur Rettung, stößt du schroff von dir! Lieber ziehst du dir selber die Neider und Rebellen groß!“

„Wie?“ fuhr er auf, „wen meinst du?“

„Das fragst du noch? Aruns, den Frevler, den Verleumder meiner Ehre, läßt du ungestraft! Er reitet einher mit großem Gefolge, als gebühre ihm der Platz an deiner Seite — oder dein Thron!“

Propertius zuckte zusammen. „Du irrst. Er ist mir ergeben, weil ich ihn geschont habe.“

„Du hast ihn bestärkt!“

„Es ist besser, wenn nicht mehr Staub aufgewirbelt wird wegen Lard. Die Götter haben Aruns verziehen. Er sühnt seine Schuld, indem er einen prächtigen Tempel erbauen läßt für den Kriegsgott Mammers, auf dessen Gunst wir mehr denn je angewiesen sind.“

Tanaquil konnte ihre innere Empörung kaum meistern: „Gold wiegt die Schuld nicht auf!“

„Wir haben erfahren, was man mit Gold vermag. Ich weiß, warum ich Hekate verehere.“

„Was beschwörst du die Unterweltlichen herauf! Der Gott der Blitze ist der stärkere! Vergiß nicht vor dir selbst, was du vergessen machen willst — denk an die heiligen Tänze in Tarquinia!“

Propertius war aufgebracht. Mit erregten Schritten ging er hin und her, während er sprach: „Was holst du längst Vergessenes hervor? Die Götter haben mir vergeben. Tinia sandte seinen Adler bei meiner Krönung...“

„Und der Schatten seines Flügels lag auf Lard“, sagte Tanaquil hart.

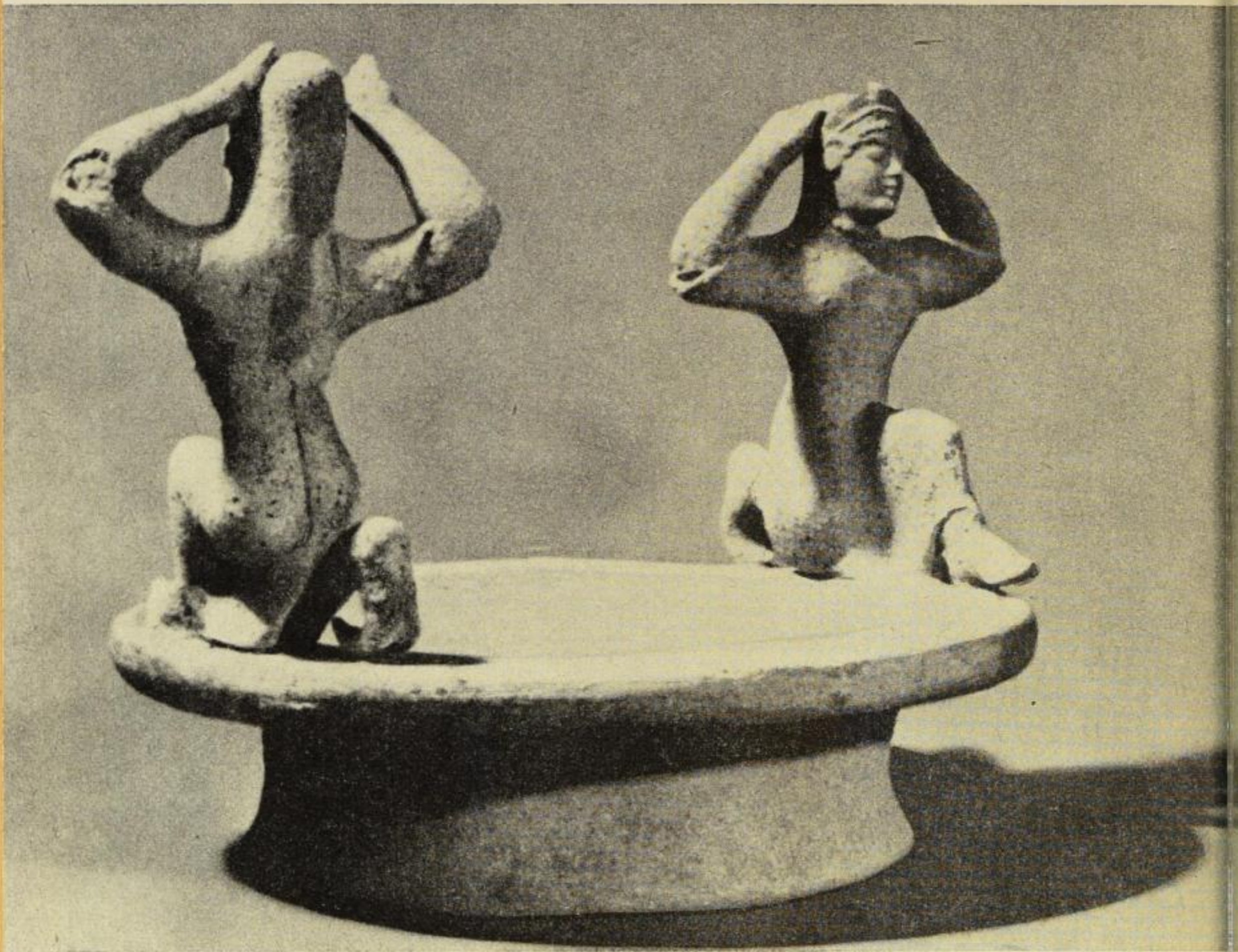
Sie standen einander gegenüber und sahen sich in die Augen. Die Waage stand gleich, nur eins mit dem anderen waren sie eine Macht. Wollte Propertius seine Frau ihrer kühnen Worte wegen strafen, so konnte sie durch laute Anklage ihn vernichten, ebenso wie sie





9 Sich unterhaltende Lukomonen, eine bemalte Wand aus Cerveteri





10 Kohlenbecken mit tanzenden Mädchen



ihn erhoben hatte. Tanaquil aber hatte ihn zum Thron gedrängt. Er legte die Hand auf ihre Schulter. „Was willst du sagen mit diesem Wort?“

„Daß er dir nachfolgen muß. Er ist ein echter Lukumon. Stelle ihn neben dich und laß ihn teilnehmen am Geschick unseres Volkes. Tinia hat ihn auserwählt und zum Zeichen den blauen Blitz gesandt bei seiner Geburt. Wenn einer Veji retten kann, dann ist es Lard!“

Propertius hatte mit finsterer Miene zugehört.

„Wenn einer uns schützen kann, dann ist es Tinia! Nach seinen Weisungen will ich mich richten“, entschied er.

\*

In Lard brannte das Verlangen, Egeria zu sehen. Wie war er hin- und hergeworfen worden zwischen Hoffen und Verzicht! Vor dem Volk war er der Sohn des Königspaares — er wußte es anders! Zwar hatte Rana ihm versichert, daß sie aus angesehenem, hohem Geschlecht stamme, was aber gingen ihn die Kelten an? Wenn die Frau, die ihn geboren hatte, in die Hände seines Vaters geraten war in seinem siegreichen Kampf, dann war sie seine Sklavin, wie jeder Gefangene — und also auch er ein Sklave!

Als er Tanaquil allein sah, ging er zu ihr. Er hatte die Absicht, sie geradeheraus zu fragen, fand aber so leicht nicht die rechten Worte. Tanaquil spürte, daß eine Wand zwischen ihnen war. Sie kam Lard zuvor und fragte: „Weshalb bist du so plötzlich und unvermittelt fortgegangen?“

„Ich wollte die Römer kennenlernen.“

„Und hast du sie kennengelernt?“

„Ich habe viel gesehen.“

„Das wird für uns von Nutzen sein.“

„Vorausgesetzt, daß ich es anwenden kann.“

„Das steht bei dir!“ Ehe er etwas erwidern konnte, fragte sie weiter: „Und sonst war nichts?“



Lard stockte einen Augenblick. Dann sagte er: „Egeria! Die Götter müssen mir gram gewesen sein, daß sie unsere Ehe verhinderten, als wäre ein Blitz zwischen uns gefahren.“

„Wahrscheinlich hast du recht! Egeria war dazu bestimmt, eine Priesterin der Uni zu werden, kein Wunder, wenn sie dem Bund entgegen waren!“

„Ich fürchte, es war der Blitzgott, der keine Lügen duldet“, warf Lard ein.

Tanaquil bog ab. — „Es ist wohl gut, so wie es gekommen ist!“

„Nein, Egeria wird meine Gemahlin. Sage mir lieber, von wem ich sie zu verlangen habe“, beharrte Lard.

„Nun, von Aruns wohl nicht!“ meinte sie obenhin, und weil sie das unangenehme Gespräch abbrechen wollte, fragte sie, ohne auf eine Antwort zu rechnen: „Hattest du noch einen Grund für dein Fortgehen?“

„Ja, den wichtigsten: Ich wollte dir nicht mehr ins Antlitz sehen, weil du dich meine Mutter nennst und es nicht bist!“

Das hatte Tanaquil erwartet, deshalb vermochte sie standzuhalten. Hochaufgerichtet stand sie vor ihm und sah ihn an.

„Propertius ist dein Vater, darin besteht kein Zweifel. Er bestimmt über sein Kind. Der Blitzgott hat auf dich hingewiesen als einen Auserwählten. Sollte Propertius deine Erziehung einer keltischen Magd überlassen? Er fragte die Priester. Sie erkannten mich, seine Gemahlin, an als die Mutter des Knaben, bestätigten es nach Recht und Gesetz und schrieben es nieder auf ihre Tafeln.“ Sie hielt inne. Ein Zug von Wehmut lag auf ihrem Gesicht, als sie weitersprach: „Du wolltest mich der Lüge zeihen — ich habe nicht gelogen!“

„Man kann nur eine Mutter haben“, entgegnete Lard. Noch klangen Trotz und Zweifel durch.

In Tanaquils Herzen kämpfte der Schmerz über seinen Vorwurf gegen die Liebe zu ihm, auf den sie ihre Hoffnung setzte.

„Du solltest fragen, wer du bist, und nicht, wessen Sohn du bist. Es ist an der Zeit zu zeigen, daß du der bist, den Tinia er-



wählte! Entscheide dich, wohin du gehörst — zu den Kelten oder zu den Etruskern!“

„Ich bin Etrusker!“ antwortete Lard ohne jedes Zögern.

Tanaquil trat dicht an ihn heran, legte beide Hände auf seine Schultern und sah ihn freudig an. In ihren Augen glomm der Stolz:

„Auf dir ruht die Zukunft unseres Volkes!“

\*

Wasser rieselt und perlte, es klang wie Lachen und Kichern oder wie geschwätziges Reden. Gedämpft drang das Tosen des Wasserfalles aus der Tiefe. Auf einer Felsplatte, hart am Abgrund, ragte das Heiligtum der Göttin Menrva empor. Es lag nur wenig unterhalb der Hochebene, auf der Veji erbaut war, und nicht innerhalb der Mauern. Hier hatte der heilige Pflug bei der Gründung der Stadt nicht seine Furche ziehen können, die den Verlauf der Stadtmauer bestimmte. Der Tempel war trotzdem geschützt; denn die an ihrem Fuß von dem reißenden Fluß umspülte Steilwand war nicht zu erklettern. Aus dem Hang, der auf der Stadtseite die Fläche begrenzte, sprangen aus engen Spalten Quellen heraus und verteilten sich über den Tempelbezirk. Sie umrieselten den Altarplatz, spülten das Blut der Opfer weg oder flossen in die Reinigungsbecken für die heiligen Waschungen oder ergossen sich in das ausgemauerte, rechteckige Bad auf dem grünen Vorplatz des Tempels.

Egeria verweilte zwischen den bunt bemalten Säulen im Schatten des Giebeldaches und schaute den jungen Tänzerinnen zu, die zum Klang ihrer lydischen Flöten das Viereck des Bades umschritten. Ihre nackten Füße bewegten sich anmutig, als berührten sie den Boden kaum. Leicht flatterten ihre Gewänder, die nur auf einer Schulter und vom Gürtel gehalten waren, im Winde. Das Wasser im Becken spiegelte das Himmelsblau. Es gab nichts als Fröhlichkeit und Frieden in diesem Bereich.



Eine ältere Priesterin trat neben Egeria: „Die heilenden Wasser waschen nicht nur den Leib, sie waschen auch alle Betrübniß hinweg.“

Das junge Mädchen sah sie dankbar an. Zu ihr gewann sie Vertrauen. In den Tempel der Uni wäre Egeria nie so allein gegangen; denn sie wurde die Furcht nicht los, die große Göttin möchte sie festhalten, weil sie ihr versprochen gewesen war. Doch auch Menrva gehörte zur Göttertrias, neben Tinia und Uni, und Egeria hatte ihr geopfert in der Hoffnung, sie würde ihr freundlicher gesinnt sein. Um sie war es licht und schön. Hier waltete nicht so unerbittliche Strenge wie bei der regierenden Göttin. Egeria mußte an den festgeschlossenen Mund der Vestalin denken. Sie hätten sie gewiß nicht so liebevoll geführt wie die Priesterin hier, die sie, unter den der Menrva heiligen Olivenbäumen hindurch, dem Ausgang zu geleitete. Ganz dicht am Abhang gingen sie entlang. Mit Schauern sah das Mädchen in die Tiefe. Ihre Gedanken kreisten um Lard. Wie viele solche Unwegsamkeiten konnten ihn in Gefahr bringen!

„Es ist nicht gut, da hinabzuschauen“, warnte ihre Begleiterin und zog sie herüber, „in den Tiefen treiben die Furien ihr Spiel.“ Noch einmal wandte sich Egeria um, als sie den freischwingenden Torbogen durchschritt. Vom Sims des Tempels leuchteten farbenfroh die Majolikafiguren, die feierlich beschwingt im Tanz schritten. Menrva war eine lichte Göttin.

Als Egeria, noch ganz mit sich beschäftigt, das Atrium des Hauses durchschritt und nach ihrem Zimmer wollte, rief ihre Mutter, deren Gemach sich neben dem ihren ebenfalls am Rande des Atriums befand, sie zu sich. Lavinia saß auf einem Stuhl. Eine vor ihr knieende Sklavin hielt den kostbaren kleinen Handspiegel hoch, während eine andere ihrer Gebieterin das Haar in gleichmäßigen Rollen über die Stirn legte.

„Egeria, liebes Kind, wo warst du so lange?“

Es schien sie wenig zu stören, daß sie nur eine ausweichende



Antwort erhielt, wichtiger war ihr, was sie selbst zu sagen hatte. Scheinbar gleichgültig warf sie hin: „Hast du es schon gehört? Lard ist zurück.“

Ein freudiger Schreck durchfuhr ihre Tochter und raubte ihr fast die Sprache. Sie wagte nicht zu fragen, so sehr sie auf Nachricht von ihm brannte. Endlich sagte sie: „Ist er wirklich wieder in Veji?“ mehr um die Tatsache noch einmal bestätigt zu hören.

„Aruns hat ihn gesehen. Wie der erbärmlichste Sklave, schmutzig, wüst, verwaht hat er sich in die Stadt geschlichen. Zum Glück hat er sich selbst geschämt, zu Aruns aufzublicken.“

„Dann hat er sich getäuscht, das kann Lard nicht gewesen sein!“

„Er ist es gewesen! Er zeigt sich im rechten Gewande — der Sohn der Sklavin!“

„Nein, niemand darf das von ihm behaupten! Die Priester haben seine edle Geburt bestätigt.“

„Er selbst wird es besser wissen, und vor allem der König! Er hat nicht gewagt, Aruns zu bestrafen, wie er gedroht.“

Lavinia hatte sich in die neuen Verhältnisse nach dem Tode des Volnius gut eingefügt. Ihr Streit mit dem Stiefsohn war vergessen. Das plötzliche Verschwinden Lards war ihnen zustatten gekommen. Gemeinsam hatten sie neue Pläne geschmiedet.

Egeria war nur für einen Augenblick betroffen. Schnell faßte sie sich wieder und sagte: „Ist Lard zurück, dann werden wir die Ehe schließen.“

„Dazu wird Aruns seine Einwilligung nicht geben!“ fiel ihr die Mutter ins Wort. „Nie wird er dich einem Mann von unsicherer Herkunft zur Frau geben! Eher wird er dich selbst heiraten. Das wäre auch das beste für dich.“

„Aruns heiraten? Er ist mein Bruder!“

„Und wenn er es wäre, so stünde dem nichts entgegen, doch ist er nur dein Halbbruder. Vielleicht wirst du einmal den Göttern danken, wenn du geachtet an seiner Seite stehst.“

\*



Lard erkannte Egeria zuerst an ihren Ohrgehängen. Hundertmal hatte er sich das Wiedersehen mit Egeria vorgestellt — aber nicht so, nicht in der belebtesten Ladenstraße und in des Goldschmieds Werkstatt. Egeria stand vorgeneigt und war vertieft in die Betrachtung einer Goldperlenkette. Lard rührte sich nicht von der Stelle. Spürte Egeria seine Nähe? Sie ließ die Hand mit der Kette sinken und richtete sich auf, ihre Aufmerksamkeit galt nicht mehr dem Schmuck. Langsam drehte sie sich um. Sie erstarrte, als schäue sie ein Wunder. Lard lächelte. Da blühte auch in ihrem Gesicht ein Lächeln auf. So sahen sie sich an, nur kurze Zeit, dann begrüßten sie sich, wie es zwei Vornehme taten, wenn sie sich in der Stadt beim Einkauf trafen. Er trat an ihre Seite und nahm die Kette auf, die ihren Fingern entglitten war. Gemeinsam betrachteten sie das Wertstück, es waren winzige Kugeln, abwechselnd aus mattem und aus glänzendem Gold mit dünnen Goldscheibchen dazwischen.

„Nur die glänzenden Perlen haben eine Verzierung“, sagte sie leise — es waren nur andere Worte für das Jubeln: „Ich habe dich wieder!“

Er antwortete: „Die Granulierung ist so fein, man kann kaum begreifen, wie der Goldschmied sie auszuführen vermochte“ — und dachte: „Welch göttliche Freude, dich zu finden, neben dir zu sein!“

Die Zartheit, mit der er ihr den Schmuck umlegte, erfüllte sie mit tiefem Glück.

„Wir wollen ein Elfenbeinkästchen dafür kaufen“, meinte er. Es war eine Frage und eine Bitte.

Sie gingen zwischen den Auslagen hin. Sie bewegten sich wie andere und redeten Alltägliches, aber ihnen war, als schwebten sie in einem Traum.

Ohne daß sie es gewahr wurden, waren sie in die Steinmetzgasse gelangt. Als sie schon im Begriff waren, bei dem Elfenbeinschnitzer einzutreten, sagte Egeria: „Das ist der Weg, der zu Vulca führt. Komm, wir wollen sehen, ob er ein neues Bildwerk geschaffen hat.“





Doch auch in dessen Werkstatt gingen sie nicht, sondern blieben an der Mauer stehen, welche die Gasse abgrenzte. Eine Flut blauer Winden ergoß sich darüber, das Azurblau des Himmels leuchtete wider aus den großen, feingeschnittenen Blütenkelchen. Egeria griff mitten hinein und wand ein paar Ranken los, um einen Kranz zu flechten; aber Lard nahm ihre Hand, und so ließ sie es.

Lange standen sie, dicht nebeneinander, Schulter an Schulter geschmiegt, in schweigendem Eins-sein.

Aber wie der Farbenstaub auf einem Schmetterlingsflügel verflog der Hauch des Glücks, als sie wieder zu sprechen anfangen.

„Nun soll uns nichts wieder trennen!“ sagte Lard, obwohl er wußte, wieviel noch zwischen ihnen stand. „Müßte ich nur nicht meine Frage an Aruns richten, wenn ich dich zur Gattin begehre!“

Egeria griff nach den Windenranken. Die schönen Blumen hatten sich zusammengerollt und welkten, und da sie gewohnt war, in allem Mißlichen ein böses Omen zu sehen, ließ sie die Ranken fallen. Sie wollte von etwas anderem reden und begann mit der Frage, die sie schon lange gequält hatte: „Warum bist du so plötzlich fortgezogen? Haben es die Götter gewollt?“

„Nein“, antwortete Lard, „die Götter haben es nicht gewollt, ich habe es aber trotzdem getan.“

„Gegen ihren Willen? Hast du vorher einen Haruspex gefragt?“

„Ich nicht, aber der König. Es ist gut, daß ich mich nicht nach den Ratschlägen der Priester gerichtet habe, denn sie sind falsch wie die Priester selbst!“

Erschrocken verhüllte Egeria ihr Gesicht, als müsse sie sich vor einem Unheil schützen, das nach solchem Frevel über sie hereinbrechen mußte.

Lard war selbst betroffen, daß ihm die Worte entfahren waren. Sanft zog er ihre Hände weg. „Verzeih mir!“ bat er.

„Unter was für Menschen bist du geraten, daß du dich nicht scheust, so Lächerliches auszusprechen!“



Er sah ihre entsetzten Augen und ließ sich doch hinreißen zu berichten, was er hätte verschweigen sollen. „Leider ist es die Wahrheit! Kalchas, der älteste der Haruspexe hat eine Prophezeiung an die Römer verraten, in der er den Untergang Vejis verkündete.“

„Wenn so Unglaubliches geschehen konnte — oh — dann ist der Untergang der Etrusker nicht mehr weit!“ flüsterte sie.

Lard richtete sie auf. „So darfst du nicht denken“, und stolz sagte er, was er bisher sich selbst nicht hatte eingestehen wollen: „Ich werde unser Volk weiterführen in ein neues Säkulum!“

\*

Es war eine stattliche Versammlung, die sich im Innenhof des Königspalastes eingefunden hatte. Die Ältesten vom Rat waren gekommen, die Erzieher der Kriegsschüler, die Hauptleute des Heeres und der große Anhang Lards, die gesamte Jugend; selbst einige der Hohen Priester waren anwesend. Auch Aruns war da, umgeben von wenigen Getreuen. Er hielt sich im Hintergrund wie einer, der nur eben geduldet wird.

Propertius saß auf dem elfenbeinernen Stuhl. Sein Sohn stand neben ihm, erhöht auf den Stufen, die den Säulengang abgrenzten, und sprach. Sogar sein Vater mußte sich sagen, daß eine Macht in seiner Rede war, von der er noch nie gewußt. Lard berichtete, was er auf seiner Romfahrt beobachtet und gehört hatte. Das, was er auf dem Forum vernommen, brachte er besonders eindringlich vor.

„Sie fürchten uns. Sie wissen, daß sie Veji nie im Sturm nehmen können; aber sie setzen alles daran, ihr Heer zu verstärken. Sie wollen unseren Untergang!“

Empörung wurde laut, die Jüngeren begehrten Kampf. Ihr Verlangen wuchs, als Lard weiter berichtete.

„Die Römer schieben ihre Truppen gegen Veji vor, bauen feste Lager, in denen die Zelte genau ausgerichtet in Reihen stehen.



Sie sind im Viereck fest umschlossen, durch Wall und Graben. Sie stellen Sturmböcke bereit, flechten tragbare Schutzdächer, um sich vor unseren Pfeilen zu schützen. Sie errichten auch eine Wehr längsseits unserer Grenze. Aber ich habe selber gehört, wie einer rief: „Der Zwölf-Städte-Bund der Etrusker wird Veji zu Hilfe eilen und uns in der Flanke treffen!“ Daran würde Rom scheitern! Vejenter, so soll es sein! Ein geschlossenes, tyrrhenisches Heer würde unsere Feinde vernichten, ehe sie Veji erreichen!“

Stürmische Zurufe erschollen, doch sie verstummten, als Lard wieder begann. Kein Wort von ihm wollte man verlieren.

„Noch sind sie kaum bereit. Noch zögerten sie, waren uneinig, stritten sich. Das Volk wählte sich Bürgertribunen, die gegen die Regierenden schalten. Es schrie dazwischen, wenn der Senat beriet, lehnte Beschlüsse der Väter ab, wenn sie ihm nicht zum Nutzen waren. Es zankte sich im voraus um die Beute von künftigen Kriegen; denn da die Kämpfer bezahlt werden sollen, wollte der Staat die Beute allein für sich. Aber jetzt regiert ein Diktator. Ihr kennt ihn: Camillus! Uneinigkeit ist die Schwäche der Römer. Wir müssen sie nutzen, ehe Camillus sie überwunden hat!“

Einer der Ältesten lobte: „Du hast gut gesprochen, Lard. Was die Römer fürchten, das müssen wir tun.“ Er wandte sich an den König. „Wäre es nicht gut, den Zwölfstädtebund zu unserer Hilfe heranzurufen?“

Des Königs Stirn zeigte Falten. „Wir haben nicht nötig zu bitten. Die Rasener sollten von sich aus erkennen, wie wichtig es für Etrurien ist, Veji zu erhalten. Veji ist das Bollwerk gegen Rom.“ Zuruf bestätigte seine Worte.

„Wir haben in unseren Mauern Vorräte, die vom Sommer zum Winter und vom Winter zum Sommer reichen, selbst für den Fall, daß die Römer versuchen sollten, uns einzuschließen.“

„Wir wollen kämpfen“, riefen die Jüngeren, „ihre Lager überfallen, die Römer zusammenschlagen, ehe sie an den Fuß unserer Felsen kommen!“



Lard gab dem im stillen recht, aber er ließ jetzt den Versammelten das Wort. Sie zollten laut Beifall. Einer der Hauptleute erklärte: „Wir sind bereit, die Feinde aus dem Lande zu jagen.“ Nur ein Mitglied des Senats sprach dagegen. „Krieg zu führen ist Zeit im Frühjahr nach der Waffenweihe. Jetzt gilt es, eine dringendere Pflicht zu erfüllen. Diesen Herbst ruft der Bund die Vertreter der zwölf Städte nach Volsinii zum Heiligtum der Schicksalsgöttin Nortia, um den Jahresnagel einzuschlagen. Unsere Abordnung muß groß sein wie ein Heereszug und unseres Königs würdig.“ Er machte eine Pause, Zustimmung heischend, doch alles blieb stumm. Nur Propertius nickte, wie in Gedanken. Das machte dem Sprecher Mut fortzufahren. „Der gefürchtete Ciminische Wald muß durchquert werden. Der Mond wird zwei- oder dreimal kommen und vergehen, ehe die Gesandtschaft zurückkehrt. Inzwischen kommt der Winter heran, und im Winter werden keine Kriege geführt!“

Ein aufgeregtes Stimmengewirr, aus dem Mißbilligung klang, folgte seinen Worten. Trotzdem schlug ein anderer der Väter vor: „Laßt uns die Vögel befragen!“

Alle Augen richteten sich auf den König. Wohl wußte Propertius, wie wichtig die Vertretung von Veji auf der Jahrestagung war, und doch hatte er bisher keine Vorbereitungen dafür getroffen. Er wagte nicht, dort selbst zu erscheinen. Wenn auch lange Zeit verstrichen war seit seinem unseligen Eingriff in den heiligen Ritus, so bestand doch Gefahr, daß man ihm jetzt, da er König geworden, die alte Schuld wieder vorwarf, ihn vielleicht nicht einmal zuließ zum geheimen Opferkult, und damit träfe ihn eine nicht wiedergutzumachende Schmach. Dem durfte er sich nicht aussetzen. Andererseits war es für Veji, eine der mächtigsten Städte, undenkbar, dem alten Brauche nicht zu folgen; denn das hieße für Veji, sich selbst auszuschließen aus dem Bund. Unter diesen Bedenken war er schon halb entschlossen gewesen, gedrängt durch Lards entschiedene Haltung und das stürmische Verlangen der Kampffreudigen, seine Einwilligung zu einem Ausfall, vielleicht



sogar zu einer Schlacht gegen die Römer zu geben. Damit wären alle Kräfte durch Krieg und Verteidigung gebunden gewesen. In diesem Zwiespalt kam ihm der Rat des Alten gerade recht. Langsam hob er die Hand. Es herrschte eine Stille, in der man die Grillen zirpen hörte.

„Noch immer haben wir vor so einschneidenden Maßnahmen den Priestern befohlen, uns den Willen der Götter zu deuten. Ein Haruspex soll die Götter befragen, ob wir zuerst gegen Rom ziehen oder vorher an den Feierlichkeiten des Bundes teilnehmen sollen.“ Niemand wagte zu widersprechen, aber den meisten fiel es schwer, ihren Unwillen zu unterdrücken. Lards Gesicht verfinsterte sich. Wozu die Priester fragen, wenn die Entscheidung so klar auf der Hand lag!

In der Mitte wurde ein Platz freigemacht für den Priester, der die Befragung der Vögel vornehmen sollte. Würdevoll kam er heran, stellte sich in die Mitte und zog mit seinem langen Krummstab vier gerade Linien. Jeder der auf diese Weise entstandenen vier Teile bedeutete eine Himmelsgegend und war einem der hohen Götter geweiht, der darin über zwölf weitere Untergötter herrschte. Er prüfte den Wind und drehte sich so, daß er ihm entgegenwehte. Seinen hohen, spitzen Filzhut nahm er in die Rechte, den Stab in die Linke und hielt den Kopf nach rückwärts gebeugt, um den blendend blauen Himmel weit zu überschauen. Es dauerte eine Weile, ehe sich ein Vogel zeigte, endlich flog ein Schwarm Tauben vom Unitempel her und kreiste über ihm. Ihre Flügel blinkten hell auf bei der Wendung. Plötzlich erschien hoch oben, nur einem scharfen Auge erkennbar, ein Falke. Im Nu schwirrten die Tauben in geradem Flug zurück. Der Falke kreiste, stieß aber nicht auf eine Beute nieder, sondern strich nach den nördlichen Wäldern zu ab.

Der Haruspex setzte seinen Hut wieder auf und verneigte sich in der Geste des Gebets nach derselben Richtung hin.

„Deutlich haben die Götter gesprochen“, verkündete er. „Sie weisen nach dem heiligen Hain des Voltumna, dem Schutzgott der



Rasener, wo sie sich versammeln werden. Deshalb sollt auch ihr dorthin ziehen, die Götter zu ehren. Damit werdet ihr sie günstig stimmen für eure späteren Unternehmungen.“

Wieder machte sich die allgemeine Erregung heftig Luft. Befriedigt war keiner von der Priesterrede.

Lard nagte in verhaltenem Zorn an seiner Unterlippe. Sein Blick fiel auf Aruns, der langsam auf ihn zukam. Unwillkürlich ballte er die Fäuste. Es war nicht gut, wenn sie jetzt, mitten in der Versammlung, aufeinanderstießen. Er wollte sich umwenden, um einen Zusammenprall vor aller Augen zu vermeiden; aber da war Aruns schon heran. Er schien Lards Unwillen nicht zu bemerken. Seine Miene war freundlich wie in früheren Zeiten. Seine Haltung hatte nichts Herausforderndes.

„Lard“, sagte er, „laß uns wieder Freunde sein! Es tut mir leid, daß ich dich gekränkt habe.“ Er zuckte bedauernd die Achseln.

„Es war ein Irrtum.“

Zögernd blickte Lard ihm ins Gesicht. Aus seinen Augen unter den dichten Brauen glaubte er Aufrichtigkeit zu lesen. Die Mundwinkel hoben sich zu einem fragenden, beinahe bittenden Lächeln, das Lard an die einstige Knabenfreundschaft erinnerte.

Aruns stand vor ihm, geduldig wartend. Der letzte Anstoß, den Haß zu unterdrücken, war, daß Lard selber wußte, die Anschuldigung war kein Irrtum gewesen. Und wenn Aruns es so hinstellte, dann tat er es ihm zuliebe.

Aruns hielt ihm die Hand hin, Lard ergriff sie zum Zeichen der Versöhnung.

Lard atmete auf. Wenn er auch an der Ehrlichkeit von Aruns noch Zweifel hegte, durch den Handschlag war in aller Öffentlichkeit verkündet, es war kein Riß mehr zwischen den Familien. Auch Aruns hatte seinen Gewinn. Er rückte als Freund des Königssohnes wieder an die alte Stelle. Das Vergangene konnte vergessen werden. Die angekündigte Strafe, die ihn nie getroffen, war hinfällig geworden. Dazu waren ihm die Priester wohlgesinnt wegen des Tempelbaues. Der erste Schritt war getan.



Nachdem sich die Versammlung wieder zusammengefunden, wurde über die Gesandtschaft nach Volsinii beraten. Es bestand eigentlich kein Zweifel, daß der König selbst reiten würde, nur war zu überlegen, ob er prunkvoll als König auftreten sollte, oder nur mit den Zeichen der höchsten Priesterwürde.

„Ich kann nicht fort von hier“, erklärte Propertius mit Bestimmtheit. „Wählt einen anderen an meiner Stelle.“

Es wurden verschiedene Einwände erhoben; aber er blieb fest. „Wenn unsere Feinde von der Abwesenheit des Königs erführen, würden sie annehmen, ganz Veji sei nach Volsinii gezogen, Feste zu feiern. Das könnte sie übermütig werden lassen.“

Der Grund leuchtete ein. Als Propertius seinen Sohn als seinen Vertreter vorschlug, fand er einmütigen Beifall. Aruns war mit unter den Abgeordneten.

\*

Bei ihrem uralten Heiligtum waren der Göttin Nortia Früchte der letzten Ernte dargebracht worden, Bündel von Ähren, Berge von Obst. Dicke Gewinde von herbstlichem Laub, Zweigen von Waldbeeren und bunten Blumen waren an den zwölf hölzernen Säulen des Rundtempels festgebunden. Das Holz knarrte im Wind, einzelne Blätter segelten davon. Letzter Morgennebel hob sich aus den Wipfeln der unendlichen Waldungen. An einer Stelle war ein Durchbruch gehauen, der plötzlich endete. Lard bahnte sich seinen Weg bis an den Rand des Waldes. Der Sturm zerrte an seinem Umhang, als er danach frei und hoch über dem See stand. Die fernen jenseitigen Ufer zerflossen im Ungewissen. Die Kähne der Fischer erschienen klein, man konnte kaum die groß aufgemalten weißen Augen am Bug erkennen. Wildenten flogen auf, ein Netz wurde eingezogen. Er sah einen riesigen Fisch entschlüpfen und klatschend ins Wasser schwappen. Ein Junge tauchte, als wolle er ihn wieder holen, ein anderer sprang vom Felsrand kopfüber in den See. Weiter draußen wurde ein Schleppnetz eingezogen. Es konnten gar nicht Fische genug

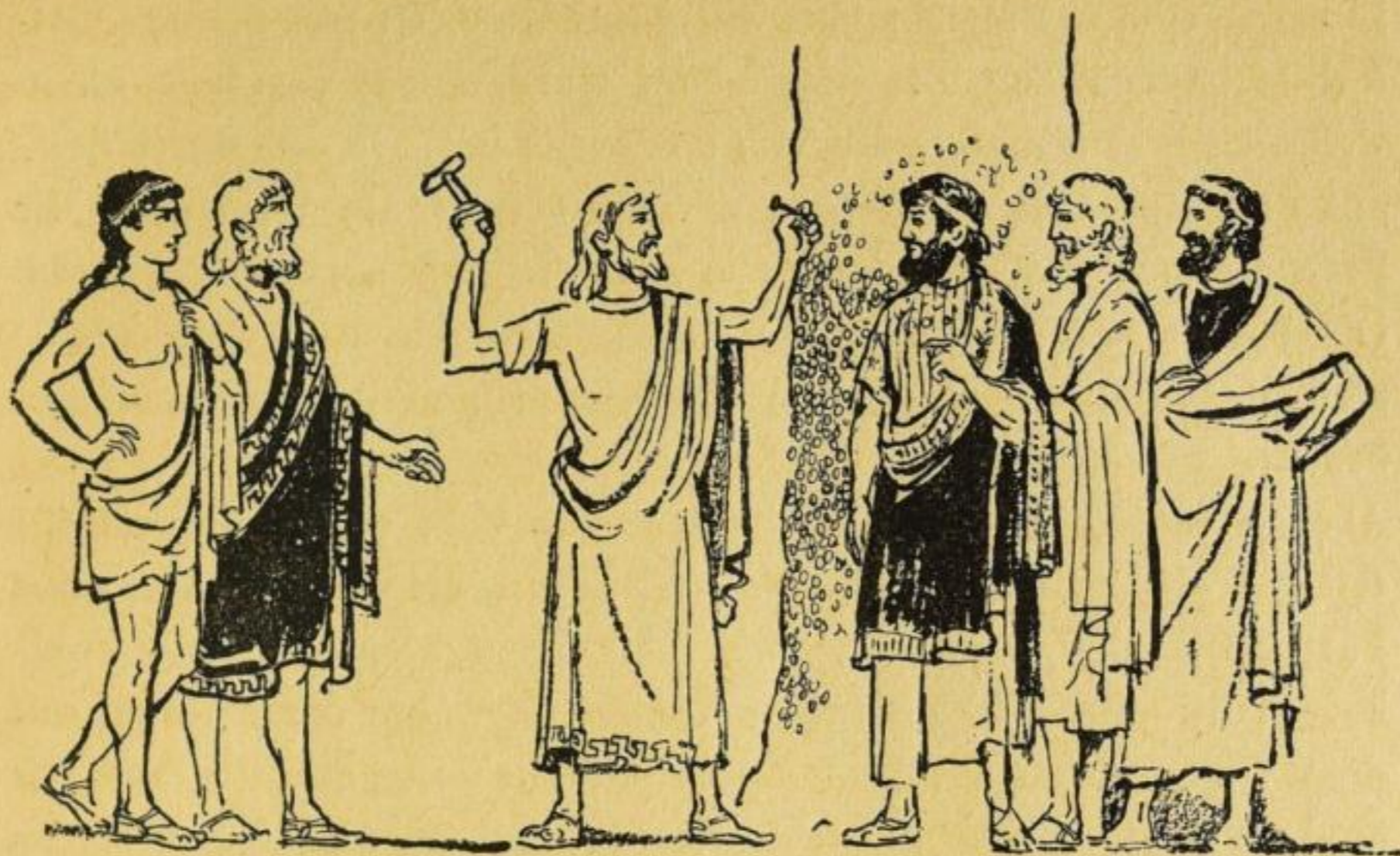


gefangen werden zur Beköstigung der unübersehbaren Volksmenge, die aus ganz Etrurien herbeigeeilt war, um an dem außergewöhnlichen Ereignis teilzunehmen.

Lard nahm kaum etwas auf von dem, was er sah. Ein unbehagliches Gefühl bedrückte ihn. Ihm war, als hielten sich die anderen Städtevertreter von ihm zurück, als redeten sie hinter seinem Rücken über ihn. Erst nach einer Beratung unter sich hatten sie ihn aufgefordert, an der heiligen Handlung teilzunehmen. Er war der jüngste unter ihnen und war schneller den unwegsamen Hang heraufgestiegen. Jetzt hörte er die Stimmen und kehrte zum Tempel zurück.

Um den Opferplatz vor dem Heiligtum waren zwölf Steine als Sitze für die Abgeordneten der Städte aufgestellt. In dreifüßigen hohen Bronzekandelabern brannten blaue Flammen, kaum sichtbar in der Helle. Der Duft, der von ihnen ausging, verdrängte den Blutgeruch der frisch geopferten Kälber, Schafe und Lämmer. Das Fleisch war zu Tal geschafft worden. Die priesterlichen Helfer hatten den heiligen Platz verlassen. Nur die Flöten- und Kitharaspieler umtanzten noch das Rund. In der Mitte ragten auf erhöhten Podesten zwei kegelförmige, mächtige Steine auf, die oben kuppelartig abgerundet waren. Sie standen für die Gottheiten Voltumna und Nortia. Der oberste Priester des Bundes nahte sich ihnen voll Ehrfurcht, setzte dem Stein des Gottes einen Efeukranz auf und schlang ihm eine Rebe um, an der die saftigsten Trauben hingen. Den Stein der Göttin schmückte er mit Brombeerranken; die süßen Früchte sollten auf die guten, die Dornen auf die schmerzlichen Gaben der Schicksalsgöttin hinweisen. Ein anderer hoher Priester brachte zwei schwarze Tonschalen, in denen Speise für die Götter bereitgestellt war, und setzte sie auf die Stufen vor den heiligen Steinen. Halb sprechend, halb singend, stimmte der Älteste sein Lob auf die Götter an und lud sie zum Mahle. Darauf verhüllten alle ihr Gesicht, küßten die Erde und verharrten mit der Stirn auf dem Boden. Nach dieser Götterbewirtung betrat man den Jahrestempel.





Der Tempel der Nortia war anspruchslos, eng und düster. Die Mittelsäule im Innern bildete ein gewaltiger Eichenstamm, den kaum zwei Männer umspannen konnten. Seine Oberfläche blinkte metallisch von den unzähligen Kuppen der Nägel, die seit Jahrhunderten hier eingeschlagen worden waren. Mit wuchtigen Hammerschlägen trieb der oberste Priester wieder einen langen Eisen Nagel in das harte Holz. Es war nur noch wenig Raum, man konnte ahnen, wieviel Zeit dem etruskischen Volk noch gegeben sein würde. Mit dem letzten Nagel, den man anbringen konnte, sollte sein Untergang besiegelt sein.

Gegenüber von diesem Berg ragte Volsinii auf, wehrhaft auf Felsen, wie die meisten etruskischen Städte; steile Tuffsteinwände stiegen schroff aus einer tiefen Aue empor. Die Stadt zog sich hin bis zum Schilfrand des Bolsenasees. Dort war eine ganze Zeltstadt aufgebaut. Menschen in farbenfrohen Gewändern schoben sich durch die gassenartigen Durchgänge. Händler boten neben Honigkuchen und gebackenen Fischen Waren ihrer Heimatstädte an.



Ein Töpfer aus Vulci machte ein gutes Geschäft mit kleinen Götterbildern aus Ton, die umgehängt wurden, um das Böse abzuwehren. Lärm brandete auf von der Arena her. Sie war durch Seile auf dem Rasen abgesteckt. In der Mitte teilte ein Seil sie für die Pferderennen und Wettläufe, so daß die Seiten getrennt waren. Die Menge raufte und balgte sich um die besten Plätze, wurde aber durch die aufgestellten Wachen schnell zur Ordnung gebracht.

Abseits von dem Gedränge, in dem das Volk das Götterfest auf seine Weise feierte, lagen die stattlichen Zelte der Städte, mit Purpurstoff bespannt, umgeben von vielen kleineren, wie Feldherren mit ihren Hauptleuten. Auf jedem wehte der Wimpel mit dem Wahrzeichen des Stadtstaates. Nur in einen einzigen war der goldene Eichenkranz gestickt, das Symbol der Königswürde, in den von Veji.

Der Bereich, in dem die hohen Würdenträger tagten, lag für sich abgetrennt. In erster Linie wurden Fragen besprochen, die die Religion betrafen. Politik und Wirtschaft standen an zweiter Stelle. Unter genauer Befolgung fester Riten wurde Rutilius von Arretium zum neuen Oberhaupt des Bundes gewählt. Tulmnus, sein Vorgänger, der Älteste auch den Jahren nach, wand ihm selbst die purpurne Wollbinde um die Stirn. Doch bevor er sein Amt niederlegte, lag ihm noch ob, die Voraussagen für die Städte, wie sie im Laufe der letzten Zeitspanne erforscht worden waren, zu verkünden. Nur wenige waren so günstig, wie die von dem er reichen Populonia und dem handelsregen Caere. Für das nördliche Fiesole zeigten sich feindliche Aspekte. Am schlimmsten aber waren sie für Veji.

„Drei Blitze schleuderte Tinia, zuerst nur einen blaßroten als Warnung. Doch nach Beratung mit seinen anderen Göttern folgte der zweite. Der dritte aber, den er nur auf Geheiß der verhüllten Gottheiten senden darf, fuhr wie eine blutige Flamme hernieder, und er kam von Sonnenuntergang!“

In die erschreckte Stille hinein sagte Rutilius: „Es ist nicht zu





11 Festlich gekleidete Frau





12 Bemalter Tonsarkophag aus Cerveteri



verwundern. Keine andere Stadt lud so den Zorn der Götter auf sich! In ganz Etrurien ist das Königtum abgeschafft, Veji aber wählte sich, ohne uns zu fragen, einen König!“

Lard biß sich auf die Lippen, wie es seine Art war, wenn er seinen Unwillen gewaltsam unterdrücken mußte. Als er Miene machte zu sprechen, winkte der Priester ab.

„Wir haben dich als Abgesandten deiner Stadt gelten lassen“, sagte er, „Lard von Veji.“ Er nannte ihn nicht ‚Sohn der Propertius und der Tanaquil‘, wie es üblich war. „Es ist nicht allein die Wahl eines Königs, die den Bund beleidigt hat, mehr noch ist es die Person des Propertius, die dem Bund mißfällt.“

Lard sprang auf, aber der neben ihm Sitzende faßte ihn am Arm und zog ihn wieder nieder.

„Wir sind nicht in einer Kriegsversammlung, junger Heißsporn! Wenn du das Vergehen deines Vaters nicht kennst, umso besser für dich! Lerne schweigen und füge dich!“ Es war der alte Tullus, der so sprach. „Ich war dabei, damals in Tarquinia, als ein neues Oberhaupt für den Bund zu wählen war. Mitten aus den rituellen Feiern rief Propertius seine Tänzer und Flötenbläser zurück und machte die nach geheiligten Vorschriften darzubringenden Opfer unmöglich. Seine Eigenmächtigkeit war eine Gotteslästerung!“

Lard fand einen Fürsprecher in seinem Nebenmann. „Wäre es das gewesen, hätte Tinias Blitz ihn vernichtet. In dem, was er tat, war er in seinem Recht. Ihm gehörten die Sklaven, also durfte er über sie verfügen.“

„Das entschuldigt nicht sein Tun! Er hat die heilige Handlung willentlich und wissentlich gestört!“

„Seine Schuld lag in seiner Unbeherrschtheit“, fiel Rutilius ein. „Er war wütend, weil er nicht zum Oberhaupt gewählt worden war. Sein Eingriff bewies aber, daß ihm die Reife und Abgeklärtheit für das hohe Amt fehlte.“

Wieder war es der Abgesandte neben Lard, der für seine Sache eintrat. „Propertius ist nicht erschienen. Wir brauchen nicht über



ihn zu richten. Der Vertreter Vejis ist uns willkommen in Lard. Wenn ihr Vergangenes heraufbeschwört, so will auch ich es tun! Es blieb niemandem in Tarquinia unbekannt, daß bei der Geburt des Knaben Lard Tinia in seinem hellsten Blitz herniederfuhr und ihn umflamnte. Die goldene Strähne in seinem Haar deutet noch heute darauf hin. Er ist als ein Erwählter gezeichnet.“

Dieser Rede wurde beigestimmt. Propertius war für den Bund abgetan. Lard wurde aufgefordert zu berichten. Er schilderte die Römergefahr in beredten Worten. Er bat nicht um Hilfe, doch wurde jedem der Ernst der Lage deutlich. Die Notwendigkeit einer starken Abwehr gegen die anstürmenden Römer mußte einleuchten; aber zu einer Unterstützung Vejis konnte und wollte man sich nicht entschließen.

Einer der Stadtstaatenbeherrscher gab zu bedenken: Veji ist das vorgeschobene Bollwerk des ganzen tyrrhenischen Landes! Fällt diese Stadt, werden auch wir bald dem Feinde preisgegeben sein!“

„Wir können unsere Streitkräfte nicht wegen der Hilfe für eine einzelne Stadt zersplittern. So bald wird eine Feste nicht genommen. Veji wird sich selber helfen. Wir haben uns ganz anderer Feinde zu erwehren! An verschiedenen Stellen sind die Kelten bis zum Padus vorgedrungen. Wenn der Bund ein Heer aufrufen wollte, so wäre es zuerst dort einzusetzen. Die Kelten brechen in unser Land ein wie die Wölfe, die Römer sind Lämmer dagegen!“ Lard durchfuhr es: Das waren die Kelten! Aus ihnen stammte seine Mutter! Schnell wischte er die Gedanken weg. Von ihr hatte er sich losgesagt.

Mit der Hilfe des Bundes, auf die Veji rechnete, wurde es also nichts. Lard mußte schließlich zufrieden sein, daß man ihm bewilligte, unter den Tyrrhenern zu werben. Wer freiwillig in sein Heer eintreten wolle, dem sollte es unbenommen sein.

Lard ermaß, wie wichtig eine solche Verstärkung für seine Stadt sein konnte. Er zog Aruns ins Vertrauen. Die Männer mußten geworben und sollten sofort ausgebildet werden, zunächst im Ge-



brauch der Waffen, in der Fähigkeit, Speer oder Messer schnell von einer Hand in die andere zu wechseln, genau zu zielen. Wendigkeit und Geschicklichkeit zu Pferde mußten geübt werden. Alles sollte aussehen, als sei es nur Spiel. Diese Art war sehr geeignet, Jünglinge und Männer anzulocken. Jeder Anführer und jeder Unterführer sollte von sich aus weiter werben und ausbilden. Aruns war der Vorschlag recht. Er sollte die Oberaufsicht führen und konnte schalten wie ein Befehlshaber.

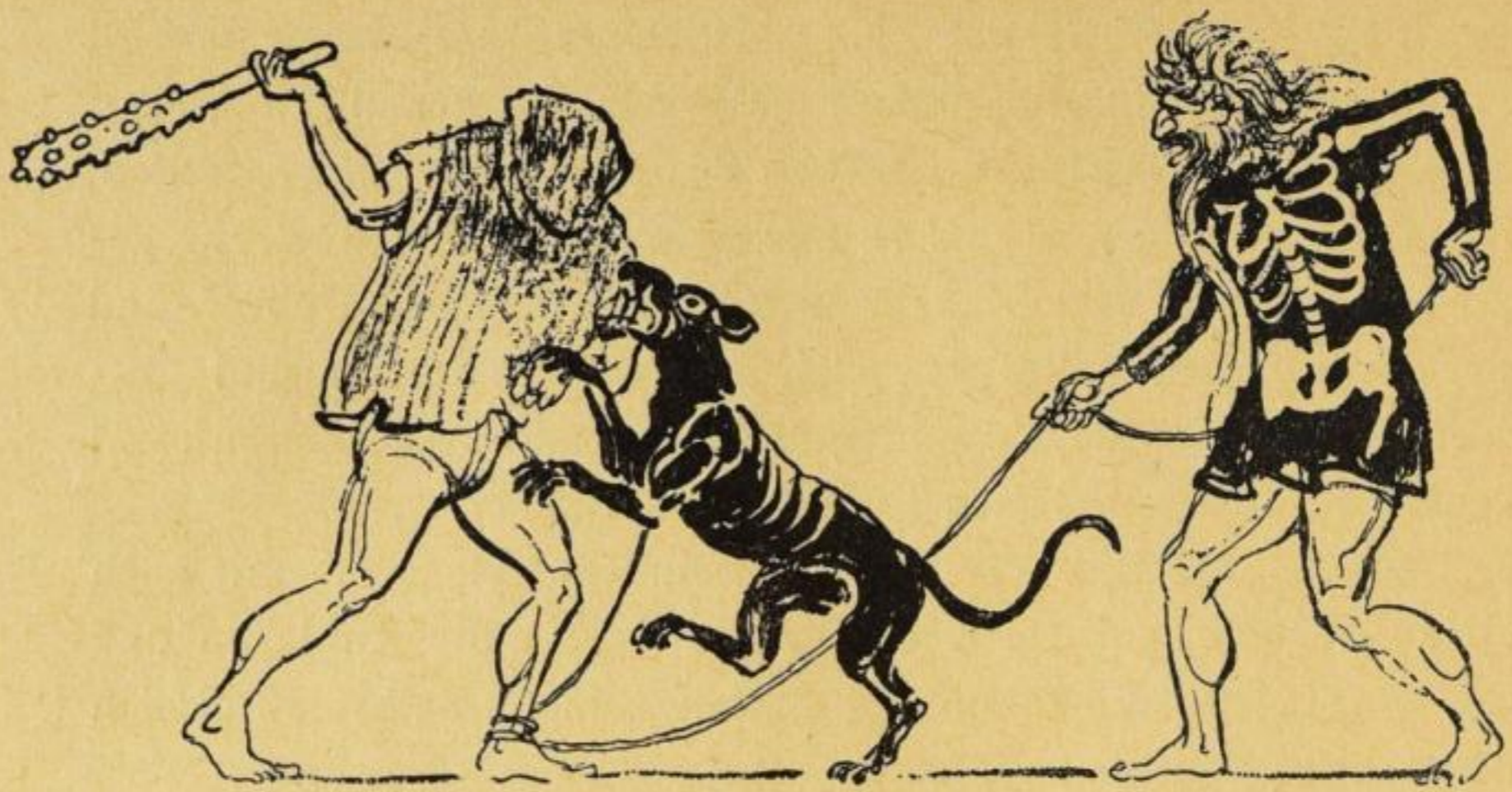
Der Gedanke, auf diese Weise ein geschultes Kriegsvolk mit nach Veji zu bringen, gab Lard wieder Mut; denn die Anklagen und Vorwürfe in der Versammlung hatten seinem Selbstbewußtsein einen schweren Schlag versetzt.

\*

Vom Anfang bis zum Schluß aller Feierlichkeiten währten die Kampf- und Opferspiele in der Arena. Lard saß neben den anderen Abgesandten auf bevorzugtem Platz dicht an der Absperrung. Er war mit seinen Gedanken schon halb auf dem Heimweg und stolz auf die stattliche Kriegerschar, die sich seinem Gefolge anschließen würde. Trompetenstöße ließen ihn aufsehen. Es begann der letzte und grausamste Kampf.

Phersu betrat die Arena, der furchtbare Gott der Unterwelt. Die gedrungene und stämmige Gestalt erschien in kurzen roten Hosen und enganliegendem schwarzem Hemd, auf dem mit weißen Strichen ein Gerippe angedeutet war. Das Haar war flammend rot, der Bart schmal und lang bis zum Gürtel. An langer, roter Leine zerrte ein Bluthund, dessen rotunterlaufene Augen allein schon Entsetzen erregen konnten. Die Leine saß am Ende eines derben Knüppels. Noch hielt der Phersu den Hund kurz. Auf der anderen Seite der Arena wurde ein Mann hereingeführt, nackt bis auf einen Lendenschurz. Über den Kopf war ihm ein dichter Sack gebunden, damit er nichts sehen konnte. In der Hand trug er eine schwere Holzkeule, mit der er sich wehren sollte. Er war ein Gefangener.





Sein Leben war nichts wert. Gelang es ihm aber, den Unterweltlichen zu vertreiben, war das ein gutes Omen für den Bund, und er erhielt Leben und Freiheit geschenkt. Er hatte kaum die Mitte der Arena erreicht, da fuhr der Hund wütend auf ihn los. Der Mann schlug mit der Keule um sich, um das anspringende Tier abzuwehren, doch es entkam ihm, weil es ihn umkreiste. Dadurch wurde der Mann mit der Leine umwunden, die ihn zu Fall bringen sollte. Er fühlte den Strick um seine Beine, da drehte er sich entgegengesetzt. Seine Keule traf den Hund, der jämmerlich aufjaulte.

Die Spannung der atemlos harrenden Zuschauer löste sich in rasendem Beifall. Lard, selbst gepackt und hingerissen von diesem Spiel auf Leben und Tod, setzte es sich zum Orakel. — Veji würde bestehen, wenn es dem Blindgemachten gelang, den Sieg zu erringen.

Der Hund war nicht tot. Ehe der Mann ein zweites Mal zuschlagen konnte, verbiß sich das verwundete Tier in sein Bein. Jetzt konnte der Bedrängte zuschlagen, mitten auf den Schädel des Bluthundes traf seine Keule. Doch mit einem letzten Aufbäumen



zerrte das Tier so stark an der Leine, daß sie dem Mann die Beine zusammenschnürte. Er stürzte über den verblutenden Hund. Unvorsichtigerweise ließ er die Keule fallen, um sich von der Umstrickung zu befreien. Ein Stöhnen des Entsetzens ging durch die Menge, aber schon war es zu spät! Phersu schlich sich heran und ergriff die Keule. Er trieb noch eine Weile ein grausames Spiel mit dem Verlorenen, um das Volk zu belustigen. Jeder wußte, noch blieb dem mit dem Sack Vermummten die Möglichkeit, den Phersu über die Grenzen der Arena hinauszutreiben, oder ihm die Waffe wieder zu entwenden und ihn damit zu erschlagen. Doch der Böse hatte ihn fest an der Leine, schwang sie ihm wieder und wieder über den Kopf, um den Hals. Endlich zog er ihn dicht an sich heran, packte die Keule und ließ sie mit Wucht auf den Kopf des Gegners niedersausen.

„Ich hätte es wissen sollen, daß die Unterweltlichen stets den Sieg davontragen“, sagte sich Lard und hätte gern sein Orakel verleugnet.

\*

Der Sturm brauste in den Wäldern. In Goldglanz und Kupferschein flammte das herbstliche Laub, wenn nach schweren Regengüssen die Sonne darüberstrich. Wo ein Weg gewesen, war er verschlammt, in den Schluchten gurgelten Sturzbäche. Durch die gefürchteten Ciminischen Berge führte keine Straße mehr. Nur sehr langsam kam der lange Zug, der sich von Volsinii nach Veji bewegte, vorwärts. Zu Lards eigener nicht geringer Begleitmannschaft kam die Menge der Angeworbenen und Angehörige der neuen Krieger, dazu Schafe und Rinder als Verpflegung auf dem wochenlangen Marsch. Lard hatte Kundschafter vorausgeschickt, um die besten Überquerungen oder Umgehungen der tiefeingeschnittenen Flußläufe zu ermitteln. Er war voll Ungeduld. Was konnte in Veji inzwischen alles geschehen! Viel zu lange war er fort, und was würde ihn bei seiner Rückkehr erwarten? Er würde nicht umgehen können, seinem Vater von der ablehnenden Hal-



tung der Zwölf-Städte-Vertreter dem König von Veji gegenüber zu berichten. Ihn, Lard, hatten sie anerkannt, aber nicht Proper-tius. Doch was half ihm das? Er blieb ein Schatten neben dem Herrscher. Er durfte nicht befehlen. Mit Erbitterung dachte er daran, wie immer nur die Priester den Ausschlag gaben, auch wenn es aller Vernunft Hohn sprach. Noch kurz vor seiner Ab-reise wies Lard auf den Felsspalt hin, aus dem er den Haruspex hatte heraustreten sehen. Daß es für die Feinde keine Schwierig-keit war, an diese Stelle heranzukommen, davon hatte er sich selbst überzeugen müssen. Sicher führte ein Gang aus der Stadt dorthin. Wie sonst hätte der Alte dort auftauchen können? Dann konnte man durch den Gang auch in die Stadt eindringen! Lard verlangte, den Gang zuzumauern; aber weder der König, noch die Priester wollten etwas davon wissen. Voller Vorwurf hielten sie Lard vor: „Willst du, daß wir den Unterirdischen den Weg zum Licht vermauern?“ Waren die Römer nicht klüger? Wie hatte Scipio gesagt? Die Priester sollen verkünden, was wir bestimmen! Es waren frevelhafte Gedanken, die in Lard aufkamen. Auch vor Tanaquils unerschütterlichem Glauben an die Macht der etrus-kischen Götter hätte er damit nicht bestehen können. Sie sah in ihm den Retter, ebenso wie die Väter des Bundes, die ihn einen Auserwählten genannt hatten. Wie durfte er zweifeln? Nur wenn er den Göttern blindlings folgte, konnte er einstmals als Lukumon sein Volk in ein neues Säkulum führen. Wie weit verstiegen sich seine Gedanken! Aufseufzend raffte er sich zusammen. Während er sein Pferd fest am Zügel hatte, mußte er achtgeben, daß es nicht strauchelte. Vom Vortrupp war zwar ein Pfad getrampelt, der durch die Nachfolgenden immer breiter wurde; doch das felsige Gestein und die abschüssigen Hänge waren Hindernisse, die jeder selber überwinden mußte.

Plötzlich drängte sich Aruns an seine Seite. „Wir sind falsch, hier kommen wir zu hoch in die Berge“, warnte er.

„In der Höhe hoffe ich die meisten Taleinschnitte umgehen zu können, weiter unten machen uns die reißenden Wildbäche und



Flüsse das Vorwärtskommen auf den Wegen unmöglich. Wenn es so weitergeht mit den Regengüssen, werden die Täler bald überschwemmt sein!“

„Darin magst du recht haben, aber vergiß nicht, die Ciminischen Berge sind von jeher gefürchtet. Irgendwo im tiefsten Wald ist der heilige See, an dem sich die Götter begegnen. Sie strafen jeden, der sie belauschen will. Von dort kommt keiner zurück.“ Es war ängstliche Besorgnis in seiner Stimme.

Lard lag es auf der Zunge zu sagen, das kann ich nicht glauben, doch hütete er sich, es auszusprechen. Er selbst wollte endlich seiner Bedenken Herr werden und sich der Führung der Götter anvertrauen, um nicht ihren Unwillen auf sich und sein Volk herabzuziehen. Als sollte Aruns recht behalten, kamen auf einmal einige der vorausgeschickten Männer zurück.

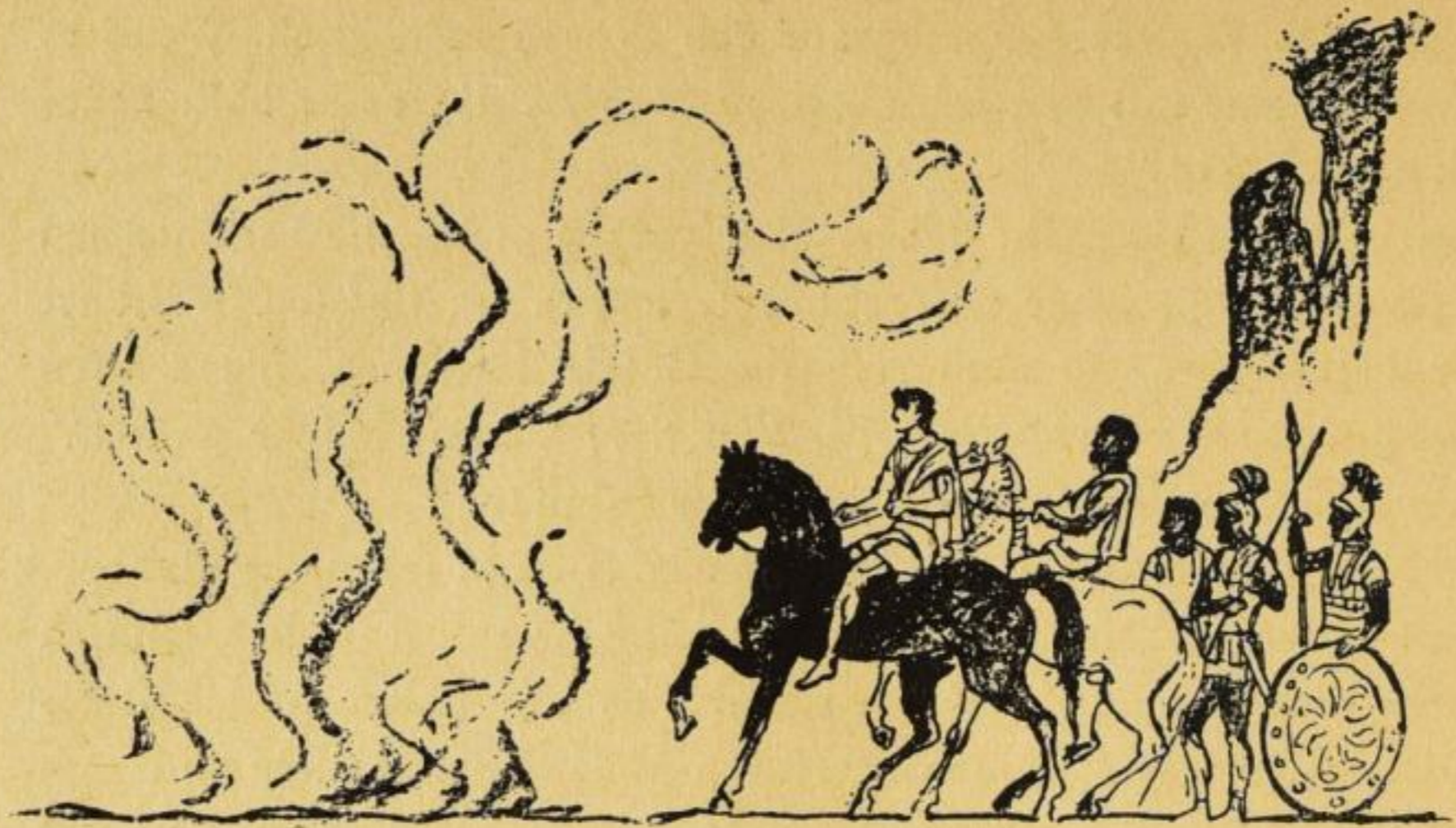
„Es geht hier nicht mehr weiter“, meldete der eine, und ein anderer ergänzte leise, als fürchte er sich, es zu sagen: „Die Götter verbieten uns, weiter vorzudringen.“

„Was soll das heißen?“ fuhr Lard sie an.

Die Männer ließen sich nicht abweisen. „Herr, wir können nicht vorbei! Versuche nicht, dich dorthin zu wenden“, flehten sie. „Der heiße, giftige Atem der Unterwelt erfüllt die Luft — wir müssen zurück!“

„Zurück?“ In Lard wallte der Ärger auf. „Vorwärts sage ich!“ rief er zornig und drohte mit nicht mißzuverstehender Gebärde. Aruns zweifelte nicht an dem, was die Leute gemeldet. Am liebsten wäre er eilig umgekehrt; aber Lard zwang auch ihn mitzukommen, ebenso wie die Nachfolgenden. Bald spürte man den beißenden Geruch, er verflüchtete sich für Augenblicke, kam aber durchdringender wieder. Nur ängstlich ging Lards Begleitung mit ihm vor. Plötzlich standen die Männer wie eine Mauer und waren nicht mehr von der Stelle zu bringen. Lard sprang vom Pferd und schob sie zur Seite — nun sah er selbst das Schreckenverbreitende! Ein naher Wasserlauf bildete eine sandige Bucht, hier wurde der üble Geruch wirklich so stark, daß das Atmen schwer fiel. Lard





sucht nach der Ursache, da spürte er, wie der Boden unter seinen Füßen heiß wurde. Er legte prüfend die Hand darauf und zuckte zurück vor der Glut. Auf einmal gewahrte er, daß sich die ebene Sandfläche vor ihm bewegte in leisem Heben und Senken, und glucksend und schwabbernd schoß ein niedriger Schlammstrahl wie eine Quelle hoch, auf- und absteigend und mit jedem Mal giftige Dämpfe ausstoßend. Lard sprang zurück, weil es unter seinen Sohlen brannte, konnte aber den Blick nicht abwenden. Drängten hier die Unterirdischen nach oben? Suchten sie sich in der Urwaldeinsamkeit einen Weg? Vielleicht drohten sie ihm mit diesem Zeichen, weil er beabsichtigt gehabt hatte, ihnen in Veji den Ausgang nach dem Licht zu vermauern? Nach einer Weile riß er sich los und sah sich nach seiner Begleitung um.

Aruns ritt bereits zurück. „Ich will einen anderen Weg suchen lassen“, rief er über die Schulter.

„Nein, warte!“ befahl Lard. „Wir werden versuchen, die gefährliche Stelle zu umgehen!“

Aruns' Miene verfinsterte sich — befehlen wollte ihm Lard? Bisher war jede Abmachung mit freundschaftlichen Worten getroffen



worden. Er wandte zwar sein Pferd, hielt sich aber im Hintergrund. „Nicht mehr lange werde ich warten“, tröstete er sich, „dann befehle ich!“

Selbst die kriegerischen Männer getrauten sich nicht näher; manche von ihnen waren niedergefallen und riefen die guten Götter um Hilfe an. „Wir sollten ein Opfer bringen“, riet ein Unterführer.

Lard schien es nicht zu hören. Er sah zum Himmel auf. Sturmgepeitschte Wolken wälzten sich in grauen Ballen. Blau leuchtete dazwischen. Langgezogene Windstreifen jagten dahin. Kein Vogel war zu erspähen, dessen Flug den Willen der Götter hätte kundtun können, kein Zeichen erschien, das andeutete, ob Vordringen oder Zurückweichen das Bessere sei. Lards kundiger Blick durchdrang die Wildnis ringsum. Vor ihnen reckte sich eine senkrechte Felswand empor. Nach den Seiten auszuweichen war ebenso unmöglich. Auch dort stiegen zwischen aufgetürmten Steinblöcken Rauchschwaden auf.

Lard wandte sich an seine Leute: „Wer von euch will die Felswand erklettern, um Ausschau zu halten?“ fragte er.

Es meldete sich keiner freiwillig. Alle wünschten sich weit weg von der unheimlichen Stelle. Sollte man sich lebendigen Leibes hinabziehen lassen in die Unterwelt?

„So werde ich es tun“, sagte er und legte seine Waffen ab, auch den Helm, nur das kurze Messer behielt er im Gürtel.

Diesmal versuchte Aruns nicht, ihn abzuhalten. Mochte er sich ins Unglück stürzen! Hier waren Männer genug, die sein frevelhaftes Tun sahen, seine Herausforderung der Götter, die so unmißverständlich warnten.

Lard befahl der Begleitung, dort, wo sie war, zwei Tage und Nächte auf ihn zu warten. Wäre er dann nicht zurück, sollte sie sich der Führung Aruns' unterwerfen.

Es war kein leichtes Unterfangen, die Wand zu ersteigen. Äste, an denen sich der Kletterer festhalten wollte, zersplitterten, nur



Ginster und Schlingengezweig hielten. In halber Höhe jedoch hörte der Pflanzenwuchs auf, da blieb nur der nackte Stein. Lard nützte jeden Spalt. Seine Hände faßten in Ritzen. Seine Füße stemmten sich auf Kanten. Ruckweise zog er sich hoch. Neben ihm brauste im tiefeingekerbten Bett das stürzende Wasser nieder. Allmählich wurde der Aufstieg leichter. Endlich war die letzte Felsbarre überwunden. Lard stand oben. Die Helle blendete ihn. Langsam gewöhnte er sich daran und erkannte, daß er sich am Rand eines merkwürdigen Sees befand. Grün lag er in einer grauweißen, steinernen Schale. An den Rändern brodelte es milchigweiß über die Oberfläche. Rings um das kreisrunde Ufer wuchsen weder Baum noch Strauch, es war wie glattgeschliffen. Kein Tier, nicht einmal ein Vogel war zu sehen, kein Laut zu vernehmen. Lard fühlte sich ergriffen, er empfand sich als einen Eindringling in erhabene Gefilde. Er erhob die Hand zum göttlichen Gruß, fiel auf seine Knie und küßte die Erde. Er spürte einen bitteren Geschmack auf seinen Lippen, als er sich wieder aufrichtete; der eigenartig scharfe Geruch fing an, seine Sinne zu umnebeln. Die tanzenden Schwaden auf dem Wasser wandelten sich ihm zu Gestalten, die hin und her schwebten, hoch emporfuhren und sich auflösten im Lichtschleier vor dem mattblauen Himmel. Lard erkannte mit tiefem Erschrecken, daß er den Hauch der Verschleierten gespürt. Hier war der heiligste der Seen, an dem sich die Überweltlichen trafen, in der großen Einsamkeit, die sie schützten durch die warnenden Dämpfe. Würden sie ihn, den ihre Ruhe Störenden, verdammen, ihn hinabstürzen in den wallenden Giftbrodel? Unwillkürlich hielt er sich an einem Felsblock fest. Er hatte geschaut, was keinem Irdischen zu schauen erlaubt war.

Mit Gewalt riß er sich los und wandte sich um. Da war mit einem Schlag der Zauber verschwunden. Er fühlte sich erfrischt, sein Auge war klar. Unerwartet bot sich ihm ein weiter Ausblick. Er stellte fest, woher er gekommen, und erkannte, daß die Schwierigkeiten für den Weitermarsch durchaus nicht unüberwindlich waren. Er sah zur Seite der Schlucht einen Weg, der die Dämpfe



der Unterwelt mied und in Bogen auf die Höhe führte. Nur ein breites Dickicht nach der rechten Seite mußte durchbrochen werden.

Vorsichtig, Tritt für Tritt, kletterte Lard abwärts und erreichte wieder den festen Boden. Zu seiner Verwunderung war kein Mensch mehr an dem Ort, den er vor wenigen Stunden verlassen. Sogar sein Pferd und seine Waffen waren fort. Was hatte das zu bedeuten? Der Pfad nach rückwärts war genügend ausgetreten, so daß er schnell vorwärtskam; aber es wurde Abend, ehe er die Lagerfeuer erspähte.

Wie ein zürnender Gott fuhr er unter die Leute: „Jeden von denen, die meinem Befehl zuwidergehandelt, werde ich auspeitschen lassen bis aufs Blut!“ schrie er.

Nur ein Unterführer wagte das entsetzte Schweigen zu brechen. „Herr, nachdem du fort warst, übernahm Aruns den Oberbefehl — wie er uns sagte, auf dein Geheiß. Ihm mußten wir gehorchen.“ Aruns? — wollte der Zweifel an dessen Ehrlichkeit wieder aufkommen? Lard überwand sich mühsam.

Aruns zeigte sich unbefangen. „Wie hätte ich die Männer die ganze Nacht lang dem verderblichen Atem der Unterweltlichen aussetzen sollen!“ entgegnete er. „Sicher hätte ich sie am Morgen alle vergiftet und tot gefunden. Damit wäre uns wenig gedient gewesen.“ Er suchte die Angelegenheit ins Scherzhafte zu ziehen und meinte lachend: „Tote Männer sind nun einmal zu nichts mehr nütze! Im ersten Tagesschein wären wir selbstverständlich dir zuliebe an den schlimmen Ort zurückgekehrt. Aber ich freue mich, daß du schon jetzt wohlbehalten wiedergekommen bist!“ Er ließ einen Becher füllen. „Trink, du wirst einer Stärkung bedürfen!“

Ohne weitere Fährnisse ging der Heimmarsch nun vonstatten. Schon wurden Pfade kenntlich, die nach Veji führten, in kürzester Frist würde man die Stadt erreicht haben. Hier am wenigsten war ein Überfall zu erwarten. Da drangen aus dem Dickicht plötzlich Bewaffnete hervor. Jeder griff schnell nach seiner Wehr. Doch



die Herannahenden hielten den Speer gesenkt zum Zeichen ihrer Friedfertigkeit. Lard erkannte sie als Falisker. Seine Augen spähten, ob sich etwa Rana unter ihnen befände; aber er bemerkte nichts Verdächtiges. Die Falisker ritten näher heran und fragten Aruns, der unter den ersten war, nach dem Königssohn. Lard hörte es und sprengte vor. Brachten sie vielleicht doch eine Nachricht von seiner Mutter, dann wollte er sie selbst empfangen und nicht abwarten, bis Aruns Fragen stellte.

„Wir sind von unserem Anführer Vetus geschickt worden“, erklärten sie und brachten ohne Umschweife ihr Anliegen vor. „Wir sind beauftragt anzufragen, ob Veji zu einem Bündnis mit uns, den Faliskern, bereit wäre.“

„Ein Bündnis?“ mischte sich Aruns ein und lächelte herablassend, „die Falisker sind ein kleiner Stamm.“

„Wir sind nicht wenige“, widerlegte der faliskische Sprecher, „denn unser Volk hat sich seit dem Frühjahr fast verdoppelt durch den heiligen Lenz der Sabiner. Auch die Capenaten schließen sich uns an.“

„Warum wendet ihr euch nicht an den König?“ fragte Lard und erwartete im stillen, daß Rana sie angewiesen haben könnte, sich an ihn zu wenden. Doch täuschte er sich, nichts sagten sie von ihr. Was sie als Grund vorbrachten, war schwerwiegender und leider berechtigt.

„Es ist bekannt, daß die Vejenter wiederholt das althergebrachte Recht nicht achteten: eine Gesandtschaft Roms ist hochmütig abgewiesen worden, einer anderen hat man sogar mit dem Tode gedroht, falls sie nicht schleunigst Vejenter Gebiet verließ.“

Lard zögerte nicht mit der Antwort; denn unter den bestehenden Umständen durfte sich Veji eine so unerwartete Verstärkung seiner Heeresmacht nicht entgehen lassen.

„Ich gebe euch mein Wort vor allen, die um mich sind, daß eure Unterhändler mit der gebührenden Achtung empfangen werden und uns als Gastfreunde in unseren Mauern willkommen sind.“

\*



Trompeten und Hörner schmetterten und verkündeten das Eintreffen der aus Volsinii Heimgekehrten. Gerade als Lard mit seinem Gefolge zum Stadttor einbiegen wollte, sprengte die faliskische Abordnung heran. Die Männer ritten edle Pferde aus etruskischer Zucht; sie waren auch nicht in der üblichen Fellkleidung. Ihr Anführer trug einen Lederhelm, von dem ein langer, schwarzer Roßschweif wehte. Sein Schild war mit Gold beschlagen und sein Mantel aus feinstem Wollgewebe mit roten Streifen gesäumt. Seine Haltung war sehr selbstbewußt, und in der Art, wie er die Vejenter begrüßte, lag keine Unterwürfigkeit. Lard war erstaunt. Dieser stolze Krieger hatte wenig gemein mit dem Bild, das Rana von dem Anführer der Falisker gezeichnet. Warum hatte sie Vetus vor ihm so unbedeutend und unsicher erscheinen lassen?

Das Bündnis zwischen Vejentern und Faliskern wurde in Anwesenheit des Königs auf Tafeln niedergeschrieben. Der Anführer Vetus hatte nicht mit sich handeln lassen, er verlangte völlige Gleichstellung mit den Etruskern. Im Kriege hatte jeder der Verbündeten mit allen seinen Kräften dem anderen Hilfe zu leisten.

\*

Kalchas stand vor dem Senat in Rom. Man hatte ihm kein Haar gekrümmt, im Gegenteil, mit allen Ehren, die einem Weisen gebühren, war er in die Römerstadt gebracht worden. Als die Väter den alten, sichtlich gebrechlichen Greis vor sich sahen, maßten sie dem, was er gesagt haben sollte, wenig Bedeutung bei. Wichtig war es für sie aber immerhin, einen echten etruskischen Haruspex in ihren Händen zu haben. Es waren sehr merkwürdige Zeichen geschehen, die ihre eigenen Auguren nicht zu deuten vermochten. Einer der Senatoren forderte den Priester auf: „Wiederhole vor uns deine Prophezeiungen, die du, mitten im Felsen stehend, gesprochen!“

Kalchas sträubte sich und wand sich und erklärte schließlich unter verlegenem Kopfschütteln: „Das kann ich nicht.“



Wieder drang der Senator in ihn: „Hast du es damals gekonnt, so kannst du es auch jetzt.“

Der Priester jammerte: „Oh, daß ich gezwungen war auszusagen! Wie müssen die Götter an jenem Tag auf das vejenter Volk erzürnt gewesen sein, daß sie mir diese Prophezeiung eingaben! Die Worte, die meinen Mund verlassen, kann und darf ich nicht widerrufen.“

„Warum hast du dann deine Weissagung verkündet, wenn es dich jetzt reut?“

„Was mir die unsterblichen Götter befehlen, darf ich nicht ungesagt lassen. Durch Schweigen würde ich ihre Ungnade ebenso auf mich ziehen wie durch meine Rede, als ich es zum Schaden von meiner Vaterstadt aussprach.“

„Wäre es dann nicht besser gewesen, du hättest es für dich behalten?“

„Wenn mich göttliche Begeisterung erfüllt, muß ich weissagen.“ In tiefer Betrübniß hielt Kalchas das Haupt gesenkt.

Tröstend und wie eine Geste der Gastfreundschaft schlug ein anderer der Väter vor: „Wir wollen deinen Göttern ein Opfer bringen.“ Er machte eine Pause, um die Wirkung seiner Worte abzuwarten, dann setzte er hinzu: „Danach wird es dir nicht schwerfallen, uns zu sagen, wie die Wasser des Albanersee abgelaßen werden sollen.“

Kalchas schwieg eine Weile, man merkte, wie er mit sich kämpfte. Die Senatoren verhielten sich ganz still, in der Hoffnung, er würde verborgene Weisheit kundtun. Endlich streckte sich die zusammengesunkene Gestalt des Greises, seine Augen waren halb geschlossen, seine Hände hielt er flach ausgestreckt von sich, wie ein Blinder, der seinen Weg ertastet. Auf einmal begann er mit singender Stimme:

„Das Wasser floß zu Tal in alten Rohren,  
Genau nach Vorschrift, wie sie einst gelegt  
Und wie die alten Lehren es uns weisen.  
Nach Sonnenaufgang leiten sie das Wasser



Und teilen sich in viele kleine Bäche,  
Die rieseln auf die Felder, sie zu tränken.  
Nun grabt! Wo ihr sie findet, setzt sie wieder  
In guten Stand, und laßt die Wasser fließen.  
Dann wächst euch zu wertvolles Brotgetreide,  
Und Bohnen, und auch Gurken werden reifen,  
Und üppig Trauben tragen wird der Wein.  
Nur darf kein Tropfen von dem Wasser rinnen  
Zum Meere hin aus dem Albanersee!  
Sind so bestellt die neuentstandnen Felder,  
Dann dürft ihr in den Krieg ziehn gegen Veji;  
Es fällt, denn seine Zeit ist abgelaufen —  
Der Tubaton des Säkulums verklang!“

Er fiel in sich zusammen, zwei Diener fingen ihn auf und geleiteten ihn zu einem Lager. Bleich und verfallen war sein Gesicht, die Augen lagen tief in den Höhlen; man hätte meinen können, er sei gestorben. Die Sklaven bestrichen seine Schläfen mit kaltem Wasser, benetzten seine Lippen. Als er sich wieder regte, wurde ihm ein starker, ungemischter, mit kräftigen Kräutern durchsetzter Wein geboten. Er trank in großen Schlucken und fühlte sich gekräftigt. Langsam stand er auf und trat vor die Senatoren, als wolle er weiterreden, aber er wandte sich nicht an sie. Mit einem Blick nach oben erhob er seine Hände.

„Euch fleh ich an, ihr großen Namenlosen!  
Verzeiht mir gnädig meine schwere Schuld!“

Er ließ die Arme sinken und flüsterte nur noch:

„Ich habe euch verkündet, was verboten,  
Und heiliges Geheimnis preisgegeben,  
Obwohl ich weiß, daß ich nun sterben muß.“

Er taumelte, suchte nach einem Halt, plötzlich stürzte er zu Boden und stand nicht mehr auf.

Die Grabungen nach den einstigen Wasserleitungen an den Hängen des Albanersees wurden sofort nach den Weisungen des etrus-



kischen Haruspex begonnen. Doch das war nicht das einzige, was die Obrigkeit Roms unternahm. Schon in dem heißen und ungesunden Sommer, als Mißwachs und ausbrechende Seuchen das Gleichmaß des Lebens in Rom empfindlich zu stören begannen, hatte der Senat eine Gesandtschaft nach Delphi in Griechenland geschickt, um das berühmte Orakel zu befragen, was der Grund sei für dieses Strafgericht. Noch war eine Antwort von dort nicht eingetroffen, und es wurde beschlossen, die Sibyllinischen Bücher zu befragen, was nur bei ganz außergewöhnlichen Ereignissen geschah. Irgend etwas mußte geschehen, denn das Volk war von Angst ergriffen über den Fluch der Götter. Grauenvoller wurden die schlimmen Vorzeichen, von denen berichtet wurde. Ein Rabe schleppte seine Jungen aus dem Nest mitten auf die belebteste Straße Roms, zerhackte sie mit seinem Schnabel und fraß sie auf. Manche wollten den sechsbeinigen Hund gesehen haben, dessen Augen glühten und aus dessen Maul eine rote Flamme herausfuhr. Verhüllte Männer schoben Pestkarren durch die engen Gassen und luden die auf, die tot oder sterbend am Wege lagen und fragten nicht, ob sie von der Pest befallen oder verhungert waren. Schiffe legten an der verseuchten Stadt nicht mehr an. Es fehlte an Hirse und Gerste. Nicht einmal dürftiger Spelt war mehr aufzutreiben. Um die Fische, die gefangen wurden, schlugen sich die Halbverhungerten. Das wenige, was als Notvorräte aufgestapelt war, fraßen die Ratten, die scharenweise, sogar bei Tageshelle, durch die schmutzigen Rinnsale huschten.

„Wir müssen das Volk hinausführen aus den Mauern! Krieg ist das einzige Mittel“, entschied Marcus Furius Camillus.

„Krieg, jetzt, wo es auf den Winter zugeht? Das ist unmöglich!“ widerriet Potitius.

Ein anderer mischte sich ein und meinte: „Die Soldaten haben nicht so viel dagegen wie ihre Frauen. Sie beklagen sich vernehmlich, daß sie ihre Männer so schon die meiste Zeit entbehren müssen; sie schimpfen am meisten über den Sold!“

„Und wie haben sie alle erst gejubelt, als es hieß, die Kriegs-



dienste sollten bezahlt werden“, fiel Cornelius Scipio ein. Das ganze Jahr über stöhnen die Soldaten über die unerträgliche Hitze, und wenn es kälter wird, tun sie, als müßten sie erfrieren. Wenn es ihnen einfällt, im Winter auf die Jagd zu ziehen, dann fragen sie nicht nach dem Wetter, und weder Schnee noch Eis im Gebirge hält sie davon ab. Abhärtung wird keinem schaden!“

„Was sollen wir lange fragen“, entschied Camillus. „Das Volk muß erkennen, daß unsere Befehle aus dem Willen der Götter entspringen. Und ist es nicht unser gutes Recht, daß sie uns beistehen, wenn wir sie brauchen? Wir haben Jupiter, trotz der Hungersnot, einen feisten Stier geopfert, wir haben im Marstempel die erbeuteten Rüstungen aus den Volskerkriegen niedergelegt, wir haben alle Obliegenheiten bei den heiligen Handlungen aufs genaueste befolgt. An nichts haben wir es fehlen lassen. Die Religion fügt sich dem Wohl des Staates. Böse Omina zeigten den heftigsten Zorn der Götter über uns an, weil wir, obwohl sie es schon lange befohlen, Veji noch immer nicht genommen haben. Der Fluch der Götter wird noch furchtbarer über Rom hereinbrechen, wenn wir den Krieg gegen Veji zögernd rüsten.“

Schon wurden die Tage kürzer. Mit Besorgnis sahen viele in Rom den Tagen entgegen, die kommen mußten. Die Legionen waren für den Winter entlassen. Niemand wußte, was geschehen sollte. Da ordnete Camillus an, die beiden Junioren-Legionen wieder auszuheben. Die Bürger von siebzehn bis siebenundvierzig Jahren wurden auf das Kapitol befohlen, geprüft und eingeteilt. Jede Legion bekam ihre sechs Tribunen, und dabei hielt sich der Diktator klug an die Wahl der letzten Volksversammlung. Aber jeder gab er einen Legaten bei, der ein Mann nach seinem Herzen war. Auch den Quästor, der die Beschaffung des Materials und Geräts und die Versorgung der Truppe zu leiten hatte, bestimmte er selber, sowie den Obersten der Reiterei, der ihn zu vertreten hatte, und alle Hauptleute, die Truppenoffiziere, durchweg kriegsgewohnte, bewährte Männer aus dem Mannschaftsstand.



Vier Wochen übten die Legionen auf freien Plätzen und auf abgeernteten Feldern, erst in kleinsten und kleinen Einheiten, Zenturien zu etwa fünfzig Schwerbewaffneten und zwanzig Leichtbewaffneten, auch schon zwei Zenturien als Manipel gemeinsam unter dem ältesten Hauptmann. Höher hinauf ließ Camillus nicht gehen. Es genügte, daß die Mannschaften sich aneinander gewöhnten. Meist kannten sie sich noch von den Feldzügen der vorhergegangenen Jahre. Inzwischen aber stellte der Feldherr für jede Legion unter einem Zeugmeister auch eine Abteilung zusammen aus Handwerkern, vor allem aus Zimmerleuten und Schmieden für Geschößwerfer und Belagerungsmaschinen. Und stillschweigend wurden Magazine angelegt und gefüllt, Fahrzeuge und Kutscher herangezogen, und nicht vergessen wurden Tuba- und Hornbläser. Als die beiden Legionen fertig ausgerüstet waren, verlegte sie Camillus aus der Stadt heraus und ließ sie einige Meilen vor den Mauern feste Lager errichten. Die Legionäre gewöhnten sich wieder an das Lagerleben, und in der Stadt waren fast zehntausend Esser weniger.

Achtungsvoll blieben die Bürger stehen und hoben die Hand zum Gruß, wenn der Diktator im roten Feldherrnmantel durch die Straße schritt, inmitten seiner vierundzwanzig Liktores. Man erwartete das Aufgebot der Senioren, der dritten und der vierten Legion. Camillus verzichtete auf die Einberufung. Die älteren Bürger sollten, wie er bekanntgab, bei ihren Familien und in ihrem Gewerbe bleiben. Statt dessen warb er zum Eintritt in eine außerordentliche Legion, und gewandte Parteigänger wußten die Vorteile des Dienstes in dieser Legion in den lebhaftesten Farben zu schildern. Der Feldherr selber werde diese Truppe führen. Das bedeute Kampf, aber auch Sieg, Ehre und Beute.

Ein paar Tage standen Freiwillige in Scharen vor den Musterungstischen auf dem Kapitol, ausgediente Männer vor allem, die längst ihre sechzehn Feldzüge hinter sich hatten. Aus ihnen wurden die besten herausgesucht. Dann kamen dienstpflichtige Senioren, die keinen Wert darauf legten, zurückzubleiben, wenn die Beute



lockte, Handwerker, die Arbeit suchten, und auch an Jungen fehlte es nicht, die das Abenteuer lockte.

Zu seinem Reiterobersten und Stellvertreter bestimmte er Scipio. Mit ihm gemeinsam wählte er sich, bei der außerordentlichen Legion ohne Bindung an die Volksversammlung, die sechs Tribunen, den Verwaltungsoffizier und den Feldzeugmeister. Bei dem überraschend großen Zulauf war die Legion in einem Tage ausgehoben, hatte der Verwaltungsoffizier bewanderte Helfer und der Zeugmeister an Handwerkern, was er brauchte. Auch die Spielleute und Trompeter fehlten nicht. Nur die Reiterei wurde erst am folgenden Tage aufgestellt, und noch am Abend dieses Tages war die Legion im vorbereiteten Lager auf dem Marsfeld beisammen. Hier trafen noch zwanzig Schaf- und Ziegenhirten ein, deren Verwendung selbst den meisten Hauptleuten erst klar wurde, als sie anfangen, um die Wette mit ihren Schleudern Tonkugeln nach grob zugehauenen Baumstümpfen zu schießen.

In den Lagern begann ein strammer Dienst. Der Vormittag wurde ausgefüllt mit Einzelfechten, Speerwerfen und Übungen in kleinen Einheiten. Am Nachmittag wurde geübt an Angriffs- und Belagerungsmaschinen. Die Handwerker legten eine Ehre darein, unter den Legionen die größere Zahl an Katapulten und Ballisten zu bauen, und die Zenturien suchten sich zu übertreffen an Schußweite und Schußsicherheit. War der Dienst vorüber, dann kochte jedes Zelt sich seinen Brei aus selbstgestampftem Weizen. Er schmeckte den Männern, die zum Teil schon lange nichts als Dinkel gehabt hatten. Außerdem war er wohlgesalzen, und aller paar Tage gab es Fleisch, zuweilen frisch, meist aber gepökelt. An Gewürzen, Sellerie, Dill, Anis, Petersilie, Kümmel, Thymian, fehlte es nicht. Kuh-, Schaf- und Ziegenkäse war vor allem des Morgens beliebt. Zu trinken gab es Schafmilch oder Ziegenmilch. Anstrengung und Ruhe wurden wohl gegeneinander abgewogen. So brauchte sich keiner um den anderen Tag zu sorgen, alles war in froher Laune, und wenn gegen Abend der Zenturio durch seine Zeltreihe ging, da wurde überall erzählt oder gesungen, und man-



ches Mal blieb er stehen und hörte vergnügt zu, wenn ein gewaltiger Jäger oder ein unbesiegbarer Krieger die Neuen in die letzten Geheimnisse der Waffen einweihte. Kaum zu sehen aber war die Reiterei. Nur bei Übungsmärschen sah man sie eigentlich, wenn die Legion feldmäßig ausrückte, jeder Mann mit vollem Gepäck, Schanzzeug und Verpflegung, alles Gerät, die Kriegsmaschinen, der Proviant verladen, die Fahrzeuge der Kolonne eingereiht, dann waren Reiter an der Spitze und am Schluß des Zuges. Und doch waren die Reiter alle Tage unterwegs. In Trupps bis zur Stärke einer Schwadron von dreißig Pferden ritten sie die Grenze gegen Etrurien ab. Sie gaben sich den Anschein, das Gebiet zu sichern, schlugen zuweilen auch am Tiber ein Nachtlager auf, um die Etrusker an das Erscheinen von Truppen zu gewöhnen und ihre Wachsamkeit einzuschläfern. In Wirklichkeit erkundeten sie, wo Beobachtungsposten der Etrusker sich zeigten, prüften Tiefe und Stromgewalt des Flusses und gaben darüber täglich Meldungen an den Feldherrn.

Der Herbst kam heran, trocken wie der Sommer. Mancher Tropfen Schweiß war geflossen. Auch die beiden regulären Legionen hatte der Feldherr einige Male besichtigt. Da ließ er die beiden befehlenden Tribunen der drei Legionen, die Reiterobersten und die Ersten Hauptleute der ersten Manipeln in sein Zelt kommen. Sie standen um einen Tisch aus blankgescheuertem Holz, darauf war mit Kreide eine Übersicht des Geländes gezeichnet. Camillus zeigte mit einem Stabe und erläuterte: Rom, die Grenze, das Lager der ersten, der zweiten, der außerordentlichen Legion, den Tiber, die große Tiberschleife mit der Furt, die Cremera von der Mündung in den Tiber aufwärts bis zu der Stelle, an der unmittelbar unter dem Felsen von Veji die Schlucht der nördlich Veji umfließenden Cremera mit der Schlucht des südlich an Veji vorbeiströmenden Zustromes sich vereinigt, und den Zugang zur Stadt auf gleicher Ebene von Abend her zwischen beiden Flüssen. Dann sagte er: „Wir rücken vor und schließen Veji ein. Zwischen den Flüssen ist das Eingangstor. Hier greife ich an. Ich befehle:



Übermorgen in der ersten Frühwache überschreitet die Reiterei und sichert die Furt der Tiberschleife. Darauf folgt die erste Manipel und übernimmt die Sicherung für den Übergang der Legion. Zwei Schwadronen der Reiter mit dem Reiterobersten überschreiten die Cremera und stecken im Morgen von Veji das Lager für die Legion ab. Die Legion folgt nach kurzer Rast, sobald die zweite Legion eigene Sicherung auf dem rechten Tiberufer hat. Die zweite Legion richtet ihr Lager im Mittag von Veji ein. Die außerordentliche Legion marschiert über das Lager der zweiten hinaus und bezieht ein festes Lager im Westen von Veji zwischen den Flüssen.“ Camillus hatte die Stellen auf seiner Skizze eingezeichnet. „Die erste Legion riegelt die Stadt auf dem linken Ufer der Cremera ab, die zweite auf dem rechten der Cremera und ihres Zuflusses, die außerordentliche zwischen den Flüssen. Es werden Winterquartiere gebaut. Jeder Verkehr wird unterbunden. Solange der Übergang dauert, bin ich im Eichenwäldchen am linken Tiberufer bei der Furt, vom Abend an im Lager der außerordentlichen Legion. Zur dritten Wache des folgenden Tages erwarte ich Meldung, wie die Lager eingerichtet und die Sperrposten verteilt worden sind. — Ich bitte alle Vorkehrungen zu treffen, daß Aufmarsch und Einschließung reibungslos vonstatten gehen. Wir sehen uns wieder an der Tiberfurt.“ Die Offiziere waren entlassen und begaben sich zu ihren Truppen.

\*

Der Übergang über den Tiber war beendet. Camillus war mit dem Vortrupp der außerordentlichen Legion voraufgeritten und hatte das Festlegen des Anmarschweges und Abstecken des Lagers überwacht. Immer gedeckt durch Hügelrücken oder Wald war der Platz bestimmt worden, von dem man aus einer Baumkrone das Tor Vejis im Auge behalten, aber selber nicht gesehen werden konnte. Ungestört war die Legion nachgerückt. Camillus stand vor einem Rätsel. Auch die beiden anderen Legionen hatten unge-



hindert ihre Stellungen bezogen. Wo sich Landbevölkerung zeigte, da hatte sie wohl überrascht aufgesehen; aber als sich niemand um sie kümmerte, molken die Frauen ihre Schafe und Ziegen weiter, und die Männer trieben die Herden dann die grünen Hänge in die Höhe, dorthin, wo in den kühlen Nachtwinden der Tau das Gras erfrischte.

\*

Eine Gesandtschaft war im Auftrag des römischen Senats nach Griechenland gezogen, das Delphische Orakel zu befragen. Sie kehrte zurück. Zu aller Erstaunen glich die Antwort der Pythia fast auf das Wort der Prophezeiung des Haruspex.

Ein Sprecher las die auf Wachstafeln festgehaltene Verkündung vor:

„Römer, das Albanerwasser  
darf der See nicht länger fassen!  
Nicht zum Meere dürft ihr's leiten,  
sondern auf die trocknen Felder,  
daß es die Gefilde netze!  
Leitet es in vielen Teilen  
durch die Bäche und die Rohre,  
die mit Kunst einst angelegten!  
Dann ersteiget kühn die Mauern  
eurer Feinde, der Verhaßten,  
und ihr werdet sie vernichten.  
Also ist es ausgesprochen,  
was enthüllt' der Götter Weisheit.“

Es kam noch ein Nachsatz, der die Forderung des Orakels nannte, der aber den sicheren Sieg nur bestätigte:

„Wenn der Sieg vollkommen ist,  
greift in eure reiche Beute,  
meinem Tempel Dank zu spenden  
mit dem herrlichsten der Schätze!“



Wäre Kalchas am Leben geblieben, hätten ihn die Römer als großen Propheten geehrt. Ein heller Schein seines Ruhmes fiel auch noch auf die römischen Auguren, die gleich ihm Orakeldeuter waren; nie jedoch erreichten sie den überwiegenden Einfluß der etruskischen Haruspexe. Sie blieben gefügig in der Hand der politischen Machthaber.

\*

Propertius hatte ein großes Opferfest befohlen. Er glaubte die Kampfhandlungen Roms für dieses Jahr beendet. Nicht eher als nach der Waffenweihe im Lenz konnten sie wieder beginnen. Der Winter schickte seine Vorboten. Der Himmel war eine einzige graue Masse, die niederdrückend auf die Menschen wirkte.

Auf dem Altar des höchsten Gottes wurden Mohnköpfe verbrannt, sie galten als Häupter der Feinde, die man auf diese Weise symbolisch vernichtete. Die Opferfeuer flackerten niedrig und qualmten, der Rauch stieg bissig in die Augen. Die dumpfen Töne der Hörner verklangen, nur die Klappern rasselten noch in den Händen der letzten Tänzer, dann fielen die Flöten und Harfen ein als Auftakt zu festlicher Freude. Die ganze Stadt war arglos und züversichtlich wie ihr König. Tinia schützte sein Volk.

Auch Lard glaubte, daß für den Winter die Waffen ruhen würden. Er ging neben Egeria und faßte ihre Hand.

„Bald können wir unsere Eheschließung feiern!“

„Hast du mit Aruns gesprochen?“ fragte Egeria. „Rede bald mit ihm“, bat sie.

Aruns war keineswegs so schnell bereit einzuwilligen, wie Lard angenommen. Er gebrauchte Ausflüchte. „Damit eilt es nicht! Wenn die Tage noch kürzer werden, werden die Feste länger“, meinte er scherzend. „Bedenke, daß viele Vorbereitungen getroffen werden müssen. Warum willst du alles so überstürzen?“

Lard wollte aufbegehren: „Was soll das Hinausschieben? Haben wir nicht lange genug gewartet!“



Aruns wiegte seinen Oberkörper wie in ernsthaftem Bedenken. „Nun...“, begann er, redete aber nicht weiter. Sein breiter Mund lächelte gelassen. „Zürne mir nicht, ich bitte dich, Lard, und zweifle nicht an meiner Freundschaft, weil ich zögere — es ist nicht meine Schuld.“ Er hob die Schultern in ehrlicher Betrübniß. „Was meinst du damit — wer hat etwas dagegen?“ „Ich gewiß nicht! Wie sollte ich meine Stiefschwester nicht meinem besten Freunde gönnen!“ Lard war nicht so schnell zu beschwichtigen. „Wer sonst? Ich werde ihn mundtot machen!“ „Das wird dir leider nicht möglich sein. Die Götter sind es, die zuvor ihre Einwilligung geben müssen.“ In Lard sammelte sich der Ärger. „Meinst du, daß ich vergessen könnte, vorher den Göttern zu opfern?“ fragte er lauernd. „Wie könnte ich zweifeln! Nach aller Vorschrift geopfert hast du aber auch das letzte Mal, und der erhabene Tinia zürnte doch!“ Ehe Lard etwas einwerfen konnte, fuhr er fort: „Und jetzt weiß ich, warum! Egeria ist von ihrer Mutter der heiligen Quellnymphe geweiht worden, nach der sie den Namen hat, und sollte unter den Vestalinnen der Uni erzogen werden.“ Lard überwand rasch seinen Schreck. „Dann wäre sie im Kindesalter zu ihnen gebracht worden!“ „Egeria hat schon damals ihrem Vater gegenüber ihren Willen durchzusetzen verstanden. Volnius war schwach, wenn sie etwas wünschte. Die Folgen sind dir bekannt. Siehst du, daß es Fürsorge ist, die aus mir spricht?“ Lard begriff, es würde ihm nichts anderes übrig bleiben, als dem Rat zu folgen. Das bedeutete wieder ein Warten. Aber er wollte Uni ein auserlesenes Opfer bringen. Noch stärkere Hilfe erwartete er von Tinia, der von je sein Beschützer gewesen. Aber hatte er sich nicht schwer gegen sie beide versündigt durch seine Zweifel und durch Verwünschung eines ihrer heiligen Diener?

\*



Unbehagen kam auf in Veji. Seltsame Gerüchte liefen durch die Straßen, erst leise, dann immer lauter, zuletzt ließen sie sich nicht mehr verschweigen.

Der reiche Tarchonicus war in Begleitung einiger Sklaven, wie es seiner Würde zukam, die Cremera hinabgeritten. Er wollte einen Vetter besuchen, dessen Vater vor dreißig Jahren glücklich entkommen war, als die Römer Fidenae dem Erdboden gleichmachten und weiter oberhalb in einem Seitental der Cremera ein einträgliches Gut übernommen hatte. Veji war gut versorgt, er im besonderen auch; aber doch wollte er mit ihm über ein paar Fuhren Weizen abschließen. Ehe die neue Ernte hereinkam, ließen sie sich sicher mit Gewinn absetzen. Außerdem rechnete er auf ein paar Körbe Äpfel, vielleicht Dörrpflaumen, und Wein würde der Vetter wohl in diesem kochend heißen Herbst auch mehr keltern, als er selber brauchte. So ritt er, nichts Böses ahnend, seines Weges, als er vor einer Biegung barsch angerufen wurde. Urplötzlich stand mitten im Wege ein Posten römischer Legionäre. Zum Glück war kein Berittener dabei. So konnten die Überraschten schleunigst umkehren und sich in Sicherheit bringen. Sonst wären sie wohl ihre guten Pferde losgeworden, ja hätten vielleicht Veji gar nicht wiedergesehen.

Wenn bei Einbruch der Dunkelheit der Wind sanft über die Schlucht blies, dann trug er ferne Trompetenklänge zu den Priesterinnen der Menrva in ihrem Garten herüber.

Der Patrizier Mommius und der Patrizier Plurius gingen mit Sklaven über die Cremera, um zu jagen. Gleich auf der Blöße vorm ersten Waldrande graste ein Rehbock. Vorsichtig zogen sie sich auseinander. Sie wollten ihn einkreisen. Da brach urplötzlich das Tier zusammen. Sie gingen heran und sahen, in seinem Blattstak ein römischer Pfeil. Vom Schützen war keine Spur zu finden. Offenbar war es ein Legionär, der sie bemerkt und sich vor der Überzahl in Sicherheit gebracht hatte.

\*



Camillus fluchte auf die Unachtsamkeit seiner Leute, als er erfuhr, daß schon zum zweitenmal ein Posten von seinem Kontrollgang nicht zurückgekehrt war. Hier schien etwas nicht zu stimmen! Aus den Toren Vejis konnte keine Gefahr kommen, die waren Tag und Nacht unter Beobachtung. Woher also?

Der Feind mußte unmittelbar in den Wäldern stecken, mit dem Gelände vertraut sein und spurlos verschwinden, wenn er die Posten überfallen hatte.

Der Diktator ordnete an, daß stets zu viert Dienst getan werden sollte. Es dauerte nur zwei Tage, und man wußte, wer der Feind war. Bei einem Überfall im Walde gelang es, einen Falisker zu töten. Sie schienen mit den Vejentern im Bunde zu stehen. Camillus ordnete an, Posten auch mit dem Gesicht nach der Außenseite des Ringes aufzustellen, um so vor Überraschungen sicher zu sein. An einem kalten Herbstmorgen kam es sogar zu einem Geplänkel. Es gab Tote auf beiden Seiten. Hier war nicht viel mit bewährter Kriegskunst zu machen. Der Feind stellte sich nicht. Er erschien blitzschnell, schlug zu und verschwand wieder in den Wäldern und in den Schluchten. Camillus befahl zwei Manipeln, den Schlupfwinkel der Falisker zu suchen. Sie kehrten unverrichteter Dinge nach drei Tagen zurück. Sie hatten keinen Feind gesehen, aber immer das Gefühl gehabt, daß sie beobachtet wurden.

So war nicht weiterzukommen! Camillus gebot doppelte Wachsamkeit, aber immer wieder hatten die Römer Verluste.

\*

Das Forum von Veji wurde zum Markt für Neuigkeiten. Jeden Vormittag trafen sich hier die Bürger. Jeder lauschte. Jeder wollte etwas zu erzählen wissen. Jeder übertrieb. Die Unruhe wurde allgemein. Sie machte vor dem Königshause nicht halt. Propertius hielt einen Kriegsrat mit seinen engeren Vertrauten. Die Meinungen waren geteilt. Mamertius, ein junger Patrizier, der viel gereist und auch ein paarmal in Geschäften in Rom ge-



wesen war, sagte: „Ich kenne Rom, und ich kenne die Römer. Wir haben zu leben. Unsere Kornkammern sind gefüllt. Unsere Ölkrüge laufen über. In Rom geht der Hunger durch die Straßen. Darum kommen die Kohorten über den Tiber. Sie suchen zu essen. Wenn sie unsre Mauern lange genug gesehen haben und der Frost ihnen in die Zehen beißt, kehren sie allein wieder um.“ — „Was sagt der Haruspex?“ fragte Propertius. Der Haruspex erhob sich voller Würde, sah der Reihe nach alle an, deutete dem König eine Huldigung an und sagte: „Uns Haruspizes liegt das Wohl Etruriens am Herzen. Veji ist der Schmuck Etruriens. Wir werden nicht müde, die Götter zu fragen, und so sprachen die Götter aus den Opfertieren und dem Flug der Vögel am Himmel: ‚Wenn die Scharen der Krieger vom Abend hergetragen werden, dann droht Gefahr!‘ Rom aber fristet sein Dasein gen Mittag von Veji.“ Einige nickten Zustimmung, andere sahen erstaunt drein. Propertius’ Antlitz war undurchsichtig. Nach längerer Zeit fragte Lard, ob ihm der König das Wort gestatte. Als Propertius ihm ein zustimmendes Zeichen mit der Hand gab, begann er: „Erhabener König! Ich bin einer der Jüngsten in diesem Kreise. Deute es nicht als Fürwitz oder Vermessenheit, wenn ich nicht schweige. Ich beuge mich vor dem Rat der Götter in Ehrfurcht. Aber die heilige Lehre verlangt nicht, unsere Augen zu schließen. Sie verlangt, das Wort der Götter recht zu verstehen. Erlaube, daß ich mit Reitern und Leichtbewaffneten die Gebiete vor unsern Mauern durchstreife und dir berichte.“ Der Vorschlag fand Zustimmung. Selbst der Priester konnte nicht anders, als bejahend den Daumen zu heben, und der König sprach: „Es sei!“

\*

Lard hatte bald aus Freunden und freiwilligen Leichtbewaffneten einen brauchbaren Spähtrupp. Drei Reiter und drei zu Fuß durchsuchten sie das Vorgelände der Stadt. Keine Schlucht, kein Gebüsch blieb, das sie nicht durchstöberten, und nach zwei Tagen schon hatten sie das Ergebnis. Veji war so dicht umstellt, daß



keine Maus unbemerkt hinaus- oder hereinkommen konnte. Die Zugangswege hielten verstärkte Wachen besetzt. Er traf einen Trupp Falisker, die ihm seine Erkundung bestätigten und berichteten, wie sie ständig die Römer beunruhigten. Sie versprachen, den römischen Truppen so viel wie möglich zu schaden. Lard berichtete dem König und hatte eine große Genugtuung. Propertius ordnete an, kriegsgewohnte Leute einzuberufen, die Mauer rings zu besetzen und die Wachthäuser am Haupttor voll zu belegen. Noch ließ es Lard keine Ruhe. Er setzte es durch, daß ringsum auf der Mauer Steine und Speere bereitgelegt wurden zum Werfen und Schießen, Werg- und Pechkränze, die Angreifer mit Feuer zu überschütten, Kalkstaub, die Gegner zu blenden, und besonders reichlich am Westtor. Hier fehlte die natürliche Schlucht, die auf den anderen drei Seiten die Stadt sicherte. Deshalb war hier die Mauer höher als sonst ringsherum und wohl vierzehn Fuß dick. Zwei Türme und seitliche Befestigungswerke zwischen dem äußeren und dem inneren sicherten das doppelte Tor, und vor der Mauer lief durch den Höhenrücken zwischen den Flüssen da, wo sie sich am nächsten kamen, ein Graben, der vierzig Fuß breit und zwanzig Fuß tief war. Eine einzige Brücke führte über ihn hinweg. Einige Tage begnügte sich Lard damit, den Ring der Umschließung durch Streifen unter Beobachtung zu halten. Es gelang einer einzigen Streife einmal den Ring zu durchbrechen. Sie stellte fest, daß die Römer das ganze Tal der Cremera besetzt hatten und anscheinend laufende Verbindung mit Rom unterhielten. Das war nicht viel; aber soviel wurde Lard daraus klar: diesmal handelte es sich nicht um einen gelegentlichen Feldzug wie in den Jahren, die vorangegangen waren, diesmal sah sich Veji einem umfassenden Kriegsunternehmen gegenüber, dessen Durchführung in der Hand des Diktators Camillus lag. Er vervierfachte seinen Spähtrupp und richtete stehende Posten ein, die Ablösungen und Änderungen der römischen Postenlinie zu beobachten. Vielleicht ließ sich daraus die Absicht des Feindes erkennen.

\*



Camillus nahm sich Zeit und ließ sich auch durch die Falisker nicht beunruhigen. Er ordnete an, innerhalb der viereckig angelegten Lagergräben und Lagerwälle aus den im Verlauf des Sommers bei Fidenae gestapelten Holzvorräten die Zelte durch Holzbauten zu ersetzen, Felle zu besorgen und aus dem Lande genügend Stroh in die Lager zu schaffen, um die verbleibenden Zelte winterfest zu machen. Die Lager sollten einwandfreie Unterkünfte und Stützpunkte für das Unternehmen sein. Der Feldherr überzeugte sich laufend vom Fortgang der Arbeit.

Die militärischen Übungen verschoben sich auf den Festungskrieg. Ungezählte Male wurden Balken, Bretter, Baumstämme, Reisigbündel hin- und hergeschleppt, Sturmleitern an Holzwände gelegt und erstiegen, auf Rädern ruhende Türme über das Gelände gerollt, Schutzdächer vorgetragen. Besondere Liebe schenkte Camillus den Schleuderern seiner außerordentlichen Legion. Sie trafen die Köpfe ihrer Holzpuppen auf vierzig Schritt Entfernung. Da lieferte er ihnen Blei zum Gießen von Geschossen und verzierte Lederbeutel mit Schulterriemen, in denen sie ihren Vorrat mit sich führen konnten.

Die Tagstunden wurden kürzer. Camillus schritt durch die Zeltgassen seiner Legion, unauffällig, ohne Liktores, ohne den roten Mantel, das Abzeichen seiner Würde. Eben schlugen die Trommler den Zapfenstreich. In den meisten Zelten war schon völlige Ruhe. Bei der sechsten Zenturie ging es noch lebhaft zu. Sie war heute an der Reihe gewesen mit ihrem Übungsmarsch. Allen Gepäcks ledig, mit leerem Magen war sie im Morgengrauen ausgerückt wie alle anderen. Spät rückten sie wieder ein ohne Verluste, aber dafür mit Vorräten beladen, wie keine andere Einheit vor ihnen. Die Wagenachsen brachen fast. Es war Camillus schon gemeldet worden, und er hatte der Zenturie zwei Amphoren des eingebrachten Weines als Belohnung zugesprochen. Camillus suchte den Hauptmann, gab sich zu erkennen und bestellte ihn zu sich ins Zelt.

Als die Wache dem Zenturio Decius den Eingang zum Zelt des



Feldherrn freigab, fand er dort Camillus und Scipio, seinen Reiteroberst. Sie standen im Gespräch vor einem Tisch, auf dem Camillus wieder eine Karte entworfen hatte, nur daß sie Einzelheiten aufwies, an die in Rom noch gar nicht zu denken war. Decius blieb am Eingang stehen und grüßte. Camillus dankte und ließ sich auf dem Sessel nieder, der hinter dem Tisch stand. Scipio holte einen zweiten für sich heran und rückte noch einen Hocker an den Tisch für den Zenturio, und Camillus forderte ihn auf: „Du hast Erfolg gehabt.“ — „Du sagst es, Feldherr.“ — „Gab es Schwierigkeiten?“ — „Nicht im mindesten, mein Feldherr!“ — „Waren die Bauern geizig?“ — „Sie haben alles freiwillig gegeben.“ — „Ist das ein gutes Zeichen? Berichte!“

Und der Zenturio berichtete: „Bei jedem Bauernhaus, das nicht bloß eine Hütte ist, nehme ich zwei Mann mit und gehe selbst hinein. Der Feldwebel ist gut in der Zenturie, aber wenn ich zu solchem Dienst gehe, lasse ich ihn bei den Mannschaften, draußen macht er zuviel Wind. Ist nun der Hof sauber, dann gibt's auch was zu holen. Erst kommt die Bäuerin. ‚Wir haben nichts.‘ — ‚Ich sehe es. Ich will nur den Bauern sprechen. Hole ihn!‘ — ‚Er ist in den Bergen.‘ — ‚Dann gehe ich in den Stall.‘ — ‚Ich will sehen. Vielleicht ist er wieder zurück.‘ Und dann kommt der Bauer. ‚Wieviel Modius Weizen verkaufst du mir?‘ — ‚Ich habe alles abgeliefert. Ich habe nichts mehr.‘ Dann trete ich zur Seite und sehe hinunter in das Tal auf meine Legionäre. ‚Wenn du mir's nicht gibst — muß ich mir's nehmen!‘ Und ich bekomme.“

Scipio lachte. Der Hauptmann berichtete weiter: „Ich kam zu Schafhirten. Kein Tier im Stall. ‚Die Vejenter haben sie längst geholt.‘ Ich sage: ‚Du verkaufst mir zwanzig Hammel. Ich bezahle sie mit römischem Geld.‘ Er lamentiert. Ich sage: ‚Soll ich mitgehen in den Wald da oben?‘ Und schon ist er bereit: ‚Ihr macht Eure Füße schmutzig, oder die Falisker mit ihrer Priesterin erschlagen uns allesamt im Walde, Herr. Ich hole fünfzehn Hammel.‘ — ‚Zwanzig!‘ — ‚Zwanzig!‘“

Wieder lachte Scipio. „Woher“, fragte er, „wußtest du, daß er



Schafe hatte?“ Der Hauptmann lächelte ein wenig und sagte: „O Herr, ich war einmal Hirte. Ich sehe, wo Schafe getrieben wurden!“

„Was ist das für eine Priesterin?“ fragte der Feldherr. „Sie scheint überall zu sein, wo es etwas gegen uns auszuhecken gilt. Die Bauern haben Angst vor ihr. Sie hat schon einigen bitter vergolten, daß sie uns Weizen und Hammel verkauft haben! Aber wenn wir mit einer Zenturie kommen, da hilft ihnen kein Gott und keine Priesterin. Sie müssen hergeben, was sie haben!“

Camillus sah den Hauptmann lange an, schüttelte den Kopf und sagte zu Scipio: „Die Falisker schaden uns mehr, als ich zuerst dachte!“ Dann fragte er den Hauptmann: „Was meinen die Bauern von uns?“

„Sie gewöhnen sich“, antwortete der Hauptmann. „Da war ich bei einer Bäuerin. Sie gab Getreide, Obst und Wein und sagte: ‚Meinen Mann haben sie drin in der Stadt. Ob Veji holen kommt oder Rom — wir müssen liefern. Es ist alles eins! Und mehr als der Fettsack Tarchernicus könnt Ihr uns auch nicht nehmen.‘ Und ein Pächter meinte: ‚Bleibt Ihr, gilt das Geld; geht Ihr, ist es nichts. Ihr wißt nicht was wird, und ich weiß nicht was wird. Es geschieht, wie Tinia will!‘“ — „Und wie denkst du?“ fragte Camillus plötzlich. Der Hauptmann antwortete ebenso schnell: „Was Camillus will, geschieht.“ — „Was Rom verlangt, muß geschehen! Sage das allen!“ Camillus stand auf und entließ den Hauptmann.

\*

Der Winter setzte ein. Die Römer gingen nicht. Zuletzt kam es täglich zu kleinen Scharmützeln zwischen den Vorposten. Man litt nicht Not in der wohlversorgten Festung; aber das Gefühl des Eingesperrtseins lastete auf allen. Man war satt, doch reizbar. Mißmutig versahen die eingezogenen Bürger ihren Dienst. Es wurde viel geschimpft, am meisten, wenn Lard die Stellungen abgegangen war, und nichts gut genug gefunden hatte. Eines Tages



meldete eine Streife im Vorgelände des Westtores, daß jenseits des Grabens Römer in großer Zahl aufgetaucht seien. Sofort begab sich Lard nach der Stelle, an der ein Posten zurückgeblieben war. Auch er stellte verdächtige Bewegungen fest. Die Römer schleppten Reisigbündel. Lard besetzte die ganze Länge des Grabens, ordnete für die Besatzung des Tages höchste Alarmbereitschaft an und begab sich zum König. Er berichtete, was er gesehen und was er angeordnet hatte. „Mein König“, schloß er, „es ist entschieden, die Römer werden stürmen.“

Es durchfuhr Propertius wie mit blutrot flammenden Blitzen des Tinia: Feinde aus dem Abend! „Hier ist mein Ring“, sagte er nach einem kurzen Bedenken. „Laß die rote Fahne hissen über dem Rathaus und auf der Burg. Alles zu den Waffen!“

Lard eilte davon. Propertius rief die Priester. Der Oberpriester wollte ein Orakel einleiten. Propertius winkte ab: „Laß! Die Götter haben gesprochen. Die Feinde kommen vom Abend.“

Alle Waffenfähigen eilten zum Forum. Die Lage mußte ernst sein. Der König war selbst dort und wachte über der Musterung und der Einteilung. Einzeln rückten die Abteilungen an ihre zugeteilten Plätze. Die Mauer erhielt eine lückenlose Besatzung mit Ablösungen. Eine starke Abteilung rückte über den schmalen Felsattel, der sie mit der Stadt verband, zur Burg. Die besten Männer erhielt Lard zur Verteidigung des Tores. Aruns wurde ihm zugeteilt.

Ein paar Tage verliefen verhältnismäßig ruhig. Hier und da zeigten sich römische Trupps in den Schluchten. Sie kamen bis an die schroffen Hänge des aufsteigenden Felsens. Offenbar wollten sie das Gelände erproben. Mit Steinen, die man hinabrollen ließ, wurden sie leicht vertrieben unter dem lauten Hohn der Helden auf der Mauer.

Vor dem großen Tor herrschte Ruhe. In den dunklen Nächten ließ Lard alle Bäume und Sträucher im Vorgelände niederlegen. Nun lag es frei und übersichtlich vor den Wachen auf den Türmen. Da sahen sie eines Tages im frühesten Morgengrauen, daß

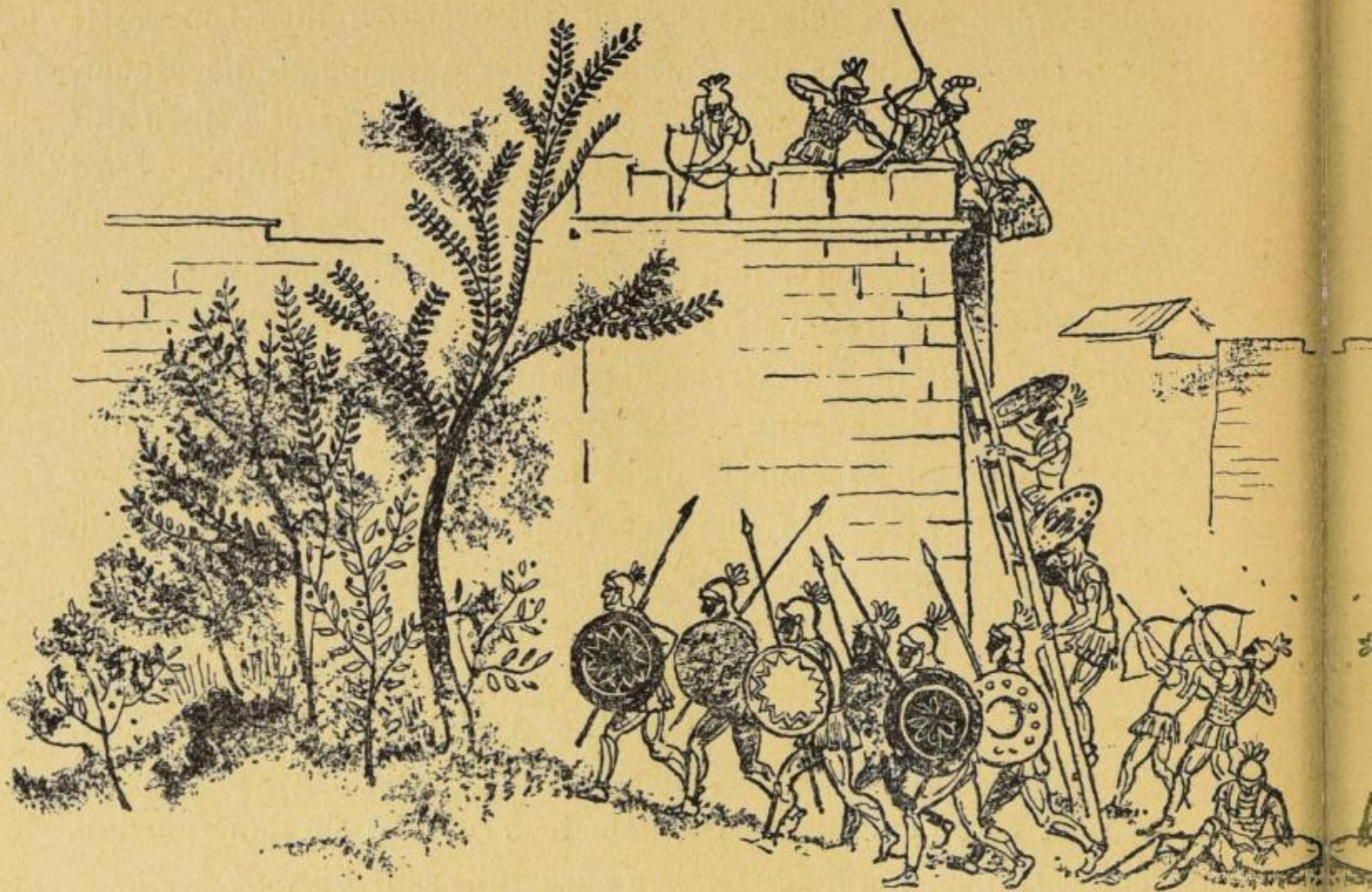


sich unförmige Gestalten näherten. Sie weckten ihre Unteroffiziere. Die Hauptleute des Torabschnittes kamen auf die Mauer, und bald wußte man, was vor sich ging. Die Römer kamen mit Reisigbündeln und wollten den Graben damit ausfüllen. Lard stellte Bogenschützen auf die Mauer. Ihre Geschosse reichten nicht bis zu den Römern. Da ließ er die Schützen vor der Mauer ausschwärmen. Nun trafen sie. Man sah, daß Männer bei den Römern ausfielen. Jenseits des Grabens erschienen die Schleuderer der Legion. Ihre Bleikugeln trafen die Männer Lards sicher und wirkten tödlich. Es dauerte nicht lange, und die Bogenschützen mußten sich wieder in die Sicherheit der Mauer zurückziehen. Lard ließ die Katapulte spielen, die auf der Mauer bereitstanden. Sie schleuderten Speere mit gewaltiger Wucht. Die ersten gingen fehl. Dann aber sausten sie mitten unter die Trupps, die ihre Bündel in den Graben warfen. Die Arbeit stockte kurze Zeit. Dann kamen neue Männer. Man ging den gefährlichen Punkten aus dem Wege, und als die Dunkelheit der Arbeit ein Ende machte, war abzusehen, wann der Graben ausgefüllt sein würde.

Die Nacht verlief voller Spannung. Nur die härtesten Gemüter vermochten zu schlafen.

Am frühen Morgen zog der König in voller Würde zum Forum. Dort betete er zu den Göttern, ordnete ein Opfer an und ging dann persönlich den ganzen Mauerring ab. Überall waren die Gegner unruhig. Vor dem Westtor aber ging die Arbeit vom Vortage weiter, und wenn es gelang, dem Gegner einige Verluste beizubringen, so war doch schließlich der Graben an zwei Stellen bis obenhin gefüllt. Nun legten die Römer Bohlen darüber. Von ferne tauchten zwei Wandeltürme auf. Wie drohende Ungeheuer schoben sie sich näher, langsam, unaufhaltsam. Jetzt kamen sie über den Graben. Sie schwankten, gelangten aber wieder auf festen Boden. Nun waren sie diesseits des Grabens. Zu beiden Seiten jedes Turmes und der Mannschaften, die ihn zogen und schoben, schlossen sich Abteilungen von Speerträgern an und an diese dann je vier Schleuderer als Scharfschützen. Auf jedem Turm standen





einige Schleuderer und etwa ein halbes Dutzend Schwerbewaffnete, in gleicher Höhe mit der Mauerkrone.

Langsam wackelten die Türme näher. Wenig hinderten sie die Pfeile der Bogenschützen. Die vorderen Reihen der Römer hielten ihre langen viereckigen Schilde dicht nebeneinander, die nachfolgenden hielten sie über den Kopf. Die Schleuderer auf den Türmen aber schossen nach jedem Schützen, der sich auf der Mauer zeigte, und bald wagte kaum noch einer den Bogen zu heben.

„Die Türme müssen weg!“ rief Lard dem Aruns zu. „Ich werde sie verbrennen.“ Aruns warnte: „Willst du den Schutz Tinias verlassen? Wenn Tinia will, wird er die Türme mit seinem Blitz zerschmettern. Frage die Götter!“ Lard zuckte die Achseln und brummte: „Dann wird es zu spät.“ Er verließ die Mauer und ging





zu den Männern, die in Bereitschaft lagen. In kurzer Zeit hatte er zwei Trupps von zwanzig Mann Freiwilligen. Jedesmal zehn wurden mit brennenden Fackeln ausgerüstet, zehn dienten zur Bedeckung. Als die Trupps am Tor bereitstanden, ließ er zweihundert Schritt seitlich auf der Mauer einen dichten Haufen von Kriegern zusammenströmen, ein lautes Geschrei erheben, um die Aufmerksamkeit der Gegner nach hier zu lenken. Dann wurden die Torflügel geöffnet, und die beiden Trupps stürmten auf die beiden Türme zu. Vor den lodernden Fackeln wichen die begleitenden Mannschaften zurück, und ehe sie ernsthaft zum Kampf kamen, hatten die ausgetrockneten Balken Feuer gefangen und ebenso das trockene Reisig im Graben. Den Römern blieb nichts übrig, als die Türme zu verlassen und sich in Sicherheit zu bringen. Jubel scholl den Kriegern Lards entgegen, als sie zum Tor



zurückeilten, verfolgt von Speerwürfen und Schleuderkugeln. Einige der Tapferen noch sanken verwundet zusammen, und als sie fast dem Bereich der feindlichen Geschosse entkommen waren, da fiel auch Lard nieder, wie vom Blitz gefällt. Lautes Wehgeschrei erscholl auf der Mauer. Man hielt ihn für tot, konnte ihn aber nicht hereinholen, ohne das Tor zu gefährden.

Aruns berichtete dem König von dem Unternehmen Lards und von seinem Erfolg. „Wo warst du?“ fragte Propertius. Mit vielen Worten legte Aruns dar, wie er die Vorbereitungen auf der Mauer getroffen habe, um die Rückkehr des Stoßtrupps zu sichern.

„Und wo ist Lard?“ fragte der König. Ein Zucken lief über sein Gesicht. Aruns schwieg. „Vielleicht ist noch Leben in ihm!“ sagte Propertius leise vor sich hin. „Das kann Tinia nicht wollen!“

Dann aber richtete er sich auf: „Und wenn er tot ist, sollen ihn die Geier fressen? Oder die Römer seinen Leichnam schänden? Du wirst ihn heute nacht in die Stadt bringen!“

\*

Schweigend sah Camillus zu, wie die erfolglose Einheit in das Lager zurückmarschierte. Schweigend nahm er den Bericht entgegen. Dann ließ er antreten und sprach: „Römer! Vor dem Feuer seid ihr gewichen. Das Feuer hat unsere Türme verbrannt. Wir haben Holz, wir bauen neue. Wir bauen mehr Maschinen. Veji fällt. Und dir, Juno, erhabene Göttin der Stadt“, er hob die Hand gegen Veji, „gelobe ich, zu Rom ein würdigeres Haus zu errichten, als du hier jemals haben könntest!“

Ein brausender Zuruf der Mannschaft lohnte diesen Schwur. Zuversichtlich gingen die Legionäre in ihre Zelte.

Am andern Tag gebot Camillus den Kriegsrat zu sich. Er traf seine Anordnungen, verstärkt die eingeschlossene Stadt zu beunruhigen. Nur der Tempel über dem springenden Wasser außer der Mauer, der sollte verschont bleiben. „Hauptangriffspunkt bleibt das Tor. Reisigbündel in größter Zahl müssen zur Hand



sein, um schnell den Graben zu füllen. Wasser zum Schutz ist nicht nötig. Es wird frieren. Darum müssen alle Vorbereitungen getroffen werden, schnell in die Stadt zu gelangen. Die Mauer ist zu stark und zu fest. Die Sturmböcke sind ausschließlich auf das Tor zu richten. Aus dem feindlichen Graben wird ein Stollen unter der Mauer hindurchgetrieben!“ So weit war Camillus, als sich ein Feldzeugmeister meldete. „Unsere Männer haben einen Priester nach Rom gebracht, der in der Cremeraschlucht plötzlich aus dem Vejifelsen heraustrat. Wo man aus der Stadt herausgekommen ist, gelangt man auch hinein. Ist von den Männern, die den Priester aufgriffen, keiner mehr in den Legionen? Weiß keiner mehr das Loch zu finden?“

Sofort setzte Camillus seine Rede fort: „Man soll Umfrage halten und nach ihm suchen!“

\*

Egeria ritt neben Aruns durch die Stadt. Ein tiefer Ernst lag wie eine Maske auf ihrem schönen Gesicht. Sie kam sich selbst kraftlos, ermattet, zerschlagen vor, sie ließ alles gehen, wie es ging. Aruns hatte gewünscht, daß sie ihn begleite. Von den zwei sich in der Mitte kreuzenden Hauptstraßen wandten sie sich der nach Osten zu. Bis nahe an die Stadtmauer ritten sie heran.

„Von hier aus wird Mammers den Feinden drohen, falls sie sich von dieser Seite heranwagen“, erklärte Aruns und half Egeria vom Pferd.

Im weiten Umkreis war der Boden zerwühlt vom Heranschleifen der Steine und Baumstämme und zerfurcht von den breiten Rädern der Lastwagen. Einige Sklaven waren dabei, gewaltige, glattgeschliffene Steinplatten haargenau aneinanderzufügen. Von anderen wurden Bäume zurechtgehauen für die Säulen und die Balken. Vom Platz der Steinmetzen und Bildhauer her ertönte klingendes Hämmern.

Der Baumeister eilte auf Aruns zu. „Der Grund ist nahezu fertig“, meldete er nicht ohne Stolz und führt die beiden zum Tempel.



„Weiter ist der Bau noch nicht?“ war alles, was Aruns sagte. Der Mann rechtfertigte sich, indem er die Schwierigkeiten aufzählte, die ihm die Belagerung brachte.

„Warum sind die Säulen noch nicht aufgerichtet?“ herrschte Aruns ihn an.

Der Baumeister ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Weil die Stämme noch nicht trocken sind“, antwortete er.

„Habe ich nicht befohlen, daß altes Holz verwendet werden sollte?“

„Das ist geschehen, soweit es vorhanden war, aber Bäume, die über hundert Jahre im Urwald wuchsen, verlieren in einem Jahr noch nicht ihren letzten Saft. Sie atmen noch lange.“

„Sie werden damit aufhören, sobald sie bearbeitet und angestrichen sind. Ich verlange, daß sie aufgerichtet werden, nun der Grund fertig ist.“

Der Meister sagte nichts mehr; aber er zeigte Egeria zwei Balkenstücke mit schwalbenschwanzähnlichen Einschnitten und sagte: „Sie müssen so zusammengefügt werden, daß ein zweifingerbreiter Zwischenraum bleibt, sonst reibt sich das Holz, wird warm und fault; denn Holz arbeitet immer.“

Aruns fuhr dazwischen: „Wenn du Belehrungen erteilen willst, dann beweiße zunächst, daß du die geheiligten Regeln für den Tempelbau beherrscht!“

Der Baumeister war nicht in Verlegenheit zu bringen, obgleich die Angaben zu machen Sache der Priester war. „Die Längsseite wird in sechs Teile geteilt. Fünf ergeben die Breite. Von der Gesamtlänge wird eine Hälfte das Heiligtum enthalten, auf der vorderen entsteht die Säulenhalle, zwei Säulen zwischen den Eckpfeilern, vier bilden die Vorderseite.“

Aruns schaltete ein: „Ich verlange, daß nicht um ein Haar von der alten Vorschrift abgegangen wird.“

„Als ob es anders sein könnte“, dachte der Meister, ließ sich aber nichts anmerken, sondern fuhr fort, mehr zu Egeria gewandt: „Die Höhe wieder muß drei Teilen der Breite entsprechen. Die



Säulen müssen unten die Stärke von sieben Teilen haben und oben den vierten Teil des unteren Durchmessers.“

Egeria hörte aufmerksam zu. Aruns wollte ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen und sagte:

„Komm mit, ich will dir das Kunstwerk zeigen, das ich vor dem Tempel aufstellen lassen werde!“

Von einem verhüllten Bildwerk wurde die Decke weggezogen. Egeria schrak zurück, als sie das Ungeheuer erblickte, das ihr die Zähne entgegenbleckte. Die glänzende Bronze nahm ihm nichts von seiner Fürchterlichkeit. Es war ein angriffswütiger Löwe. Aus seinem Rücken wuchs ein Ziegenkopf, der sich verzweifelt wehrte gegen den Biß der Schlange, die den Schwanz des Löwen bildete. Aruns lachte, als sie sich mit Grauen abwandte und davonlief. Erst bei den Bildhauern machte sie halt und sah ihnen zu, wie sie feine Mädchengesichter für die Stirnziegel meißelten. Doch selbst hier drängte sich das Häßliche vor wie ein drohendes Unheil. An einem Stein lehnte ein Gorgonenhaupt mit herausgestreckter Zunge.

Egeria wollte fort, am liebsten, ehe es Aruns bemerkte, aber er war sofort an ihrer Seite.

„Wir reiten zusammen“, sagte er. Statt aller Antwort machte sie Anstalten, ihm davonzusprengen. Er hielt ihre Zügel fest. „Sobald die Säulen aufgerichtet sind, werden wir das Fest unserer Eheschließung feiern“, flüsterte er ihr zu.

„Und Lard?“ fragte Egeria.

„Du weißt ja, wir haben ihn nicht gefunden! Und wenn Propertius und Tanaquil vor Gram vergehen, die Römer müssen ihn geholt haben!“

\*

Den selben Abend kniete Egeria vor dem erhabenen Standbild der Uni. In das Allerheiligste des Tempels war sie geflüchtet. Überlebensgroß war die Tonfigur. In ihrer matten Tönung wirkte



sie warm und lebendig. Auf den Armen trug sie ein Kind, auf dessen Knie ihre Hand behutsam ruhte.

„Große Göttin, ewige Mutter, nimm mich in deinen Schutz“, flehte Egeria, „nie mehr will ich von dir weichen! Dir hatte mich meine Mutter versprochen.“ —

Sie wußte nicht, wie lange sie so lag. Allmählich kam Ruhe über sie. Ihr war, als würde sie tröstend umfassen. — Tief neigte sie sich und küßte den geweihten Boden.

„Dir, erhabene Göttin, will ich dienen, aus eigenem freien Willen. Beschütze mich in deinen heiligen Mauern, in denen der Friede wohnt.“

Leise kamen die weißgekleideten, silberbeschuhten Vestalinnen heran, schlossen einen Kreis um sie und nahmen sie bei sich auf.

\*

Lard schlug die Augen auf. Zuerst sah er nur das Licht, das von zwei in Bronzehaltern steckenden Kienspänen ausging. Ihn fror. Es war so kalt, daß er den Hauch vor seinem Munde sah. Nicht einmal die Felle, in die er gepackt war, wärmten ihn. Er konnte sich nicht besinnen, was geschehen war, und ahnte nicht, wo er sich befand. Die Lider sanken ihm wieder zu. Er vermochte sich nicht zu rühren. Bei der geringsten Bewegung durchstach ihn ein scharfer Schmerz.

Wieder öffnete Lard die Augen. Im flackernden Schein der Fackeln erblickte er Bilder. Wo hatte er sie schon gesehen? Dort der Streitwagen mit den Rossen und dem Geflügelten, der einen Jüngling behütete. Mit einem Mal wußte er es, und er erschrak. Er lag in seinem Grabgewölbe! War er tot? Stand Charu schon bereit mit seinem Hammer? Er wollte schreien und brachte keinen Ton heraus. Angst trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Da sah er die Göttin auf sich zukommen. Sie trug eine Schale in ihren Händen, kniete neben ihm nieder und schob den Arm unter seinen Kopf. „Trink!“ sagte sie.



Er schluckte den braunen Saft, der ihn warm durchrieselte.

„Wer bist du?“ fragte er mühsam.

„Deine Mutter“, sagte sie leise.

„Wie kam ich hierher?“ flüsterte er.

„Ich habe über dich gewacht! In der Nacht habe ich dich geholt! Hier bist du in Sicherheit!“ Sie zog ihn an sich heran und bettete seinen Kopf in ihren Schoß. Es war ungewiß, ob er sie verstanden hatte.

Lard fühlte sich geborgen. Willenlos überließ er sich einem sanften Schlummer.

\*

Räna pflegte Lard in ihrer Höhle unterhalb der Stadt mit der unermüdlichen Hingabe einer Mutter. Bei aller Sorge um sein Leben war sie zufrieden darüber, daß sie bei ihrem Sohn war und ihn ganz für sich hatte. So sehr sie seine Genesung wünschte, so sehr bangte sie vor seinem endgültigen Erwachen aus dem Dämmerzustand, in dem ihn seine Kopfverletzung hielt. Die Wunde heilte, die Narbe begann sich zu schließen. Mit Mühe und List hielt sie ihn noch auf dem Krankenlager.

Lard schlug die Augen auf. Da sah er liebevoll über sich das Gesicht Ränas.

Sie spürte seine Unruhe. „Schließ die Augen und schlaf wieder“, sagte sie und strich ihm sanft über die Stirn.

Aber er wollte nicht schlafen. Er fing an, nachzudenken. Er strebte empor, obgleich sie ihn niederzudrücken suchte.

„Ich muß fort!“ Das war der erste Satz, den er sprach.

„Fort?“ wiederholte Räna.

Er richtete sich gerade auf und wies ihre Unterstützung zurück.

„Du bist noch nicht gesund!“

„Sobald ich mich auf den Füßen halten kann, muß ich fort!“ beharrte er.

„Vorläufig mußt du dich gedulden“, redete sie ihm zu und half dem leicht Schwankenden wieder auf sein Lager.



Er stöhnte, mehr vor Enttäuschung als vor Schmerzen.

Wenige Tage noch ließ er sich pflegen, dann überwand er die Schwäche. Er war wieder Herr seiner Glieder. Rāna sah, daß es für ihn kein Halten mehr gab.

„Wohin willst du?“ Es war keine Frage, es war eine Feststellung.  
„Das fragst du? Nach Veji!“

„Nach Veji!“ Fast nichtachtend wiederholte sie es. „Veji wird nicht mehr lange bestehen. Noch ehe die Römer es nehmen, werden die Kelten kommen.“

„Die Kelten?“ fuhr er auf. „Weder den Kelten noch den Römern wird es gelingen, die Mauern von Veji zu stürmen!“

„Ich weiß es besser! Die Kelten sind näher, als du denkst. Nur die Berge und der Ciminische Wald liegen zwischen ihnen und uns!“

„Und wenn“, erwiderte er, „dann werden sie im undurchdringlichen Wald untergehen. In diesem Gebirge wohnen die Götter.“

„Eure Götter haben ihre Macht verloren. Du hast es selbst erfahren!“

„Du lästerst, weil du sie nicht kennst! Tinia, der Gewaltige, steht mir bei. Er hat es stets getan.“

„Er hilft dir nicht, wenn ich dir nicht helfe.“

Er unterbrach sie unwillig. „So werde ich mir meinen Weg selbst suchen. Du wirst mich nicht gefangen halten.“

„Du bist nicht mein Gefangener, du bist mein Sohn!“

„Warum quälst du mich, wenn du meine Mutter bist? Wo bin ich?“

„Auf dem Felsen über dir türmt sich Veji!“

Freudig überrascht rief er: „So will ich dir danken, und heute noch will ich hinauf!“

„Warte noch“, bat sie, „ich habe dir etwas zu sagen. Die Vejenter halten dich für tot!“

„Um so nötiger ist es, daß ich wieder erscheine!“

„Du wirst Enttäuschungen erleben. Niemand sieht gern einen Toten wiederkehren! Bleibe hier! Du bist mein Sohn und gehörst zu den Kelten...“



„Was redest du! Hast du mich nur deshalb gesund gepflegt, um mich zum Verräter zu machen? Laß mich!“

„Nur bis morgen warte noch!“

„Nicht einen Tag, nicht eine Stunde!“

„Panzer und Schwert habe ich für dich gerettet.“ Sie sah ein, daß sie gegen den Willen ihres Sohnes nicht ankam. Nie würde es ihr gelingen, ihn für sich zu gewinnen. Die Tage, da sie einen Sohn gehabt hatte, waren unwiederbringlich vorbei. „Gut“, sagte sie, „so will ich dir gegen mein Wissen noch einmal helfen. Ich kenne einen Steig in die Stadt. Ich führe dich. Komm!“

Lard trat aus dem Dämmern der Höhle heraus. Jetzt erkannte er, daß er sich an der Südwand des Vejifelsens befand. Im dunklen Abendschatten stieg Rāna vor ihm einen kaum sichtbaren Pfad in einer Spalte empor zwischen kahlem Gestein und dürrem Gestrüpp. Ehe Lard es sich versah, standen sie auf ebenem Boden, nicht weit vom Tempel der Menrva. „Von hier kennst du den Weg zur Stadt“, sagte Rāna, „ich gehe zurück.“

Lard hob ihr voll sein Antlitz zu und sprach leise: „Ich danke dir — — Mutter!“ Ihre Augen leuchteten auf, dann wandte sie sich und verschwand bald unter dem Felsrand. Der junge Krieger sah ihr nach. Dann dachte er an das Schwert, das er trug, und in wohlbemessenem Abstand, um die Weihe der Stätte zu wahren, ging er auf die Stadtmauer zu. Der Posten auf der Mauer legte mit dem Speer aus, als er ihn kommen sah. Lard rief ihn an und gab sich zu erkennen. Der Posten warf den Speer nieder, hob in Abwehr die Arme und streckte dem Unbehelmteten die Zunge heraus. Da beruhigte ihn Lard: „Sei ohne Furcht, Vorenus! Ich bin kein Geist. Ich komme nicht aus der Unterwelt, ich komme vom Tempel der Menrva her. Die Götter haben mich beschützt. Ruf deine Nachbarn, und helft mir zur Mauer hinauf!“ Im Nu standen vier Mann auf dem Mauerkranz. Mißtrauisch beugten sie sich über den Rand und musterten die fremde Erscheinung, die dort am Fuß der Mauer im Dämmern stand. Sie sprachen untereinander. Dann, nach einigem Zögern, ließen sie ein Seil herunter.



Als sie das Gewicht des Mannes spürten, gewannen sie Zutrauen und zogen ihn empor. Oben griffen sie ihm ins Gesicht und nach der Hand. Sie fühlten, daß sie es mit einem Menschen von Fleisch und Blut zu tun hatten, und grüßten ihn, wie es seiner Würde zukam.

Lard wehrte allem ab und verlangte nur einen Helm. „Damit ich voll gerüstet vor den König trete!“ sagte er. In gleichen Abständen waren Waffenlager an der Mauer verteilt. Ein Posten führte ihn zum nächsten und weckte den Unteroffizier, der es verwaltete. Lard wählte einen Helm mit dem Busch eines Führers.

Inzwischen brach der Abend herein. Die Straßen waren leer. Verloren hallten Tritte zwischen den Wänden, eine Wache, die Lard entgegenkam. Als die Männer den nächtlichen Einzelgänger erblickten, warfen sie sich entsetzt nieder mit dem Gesicht zur Erde. Sie hielten ihn für einen Boten Mantus und wollten ihm nicht ins Antlitz sehen, wenn er vorüberginge.

Es kostete Lard Mühe, die Wache vor dem Hause des Königs zu gewinnen, ihm Glauben zu schenken. Lange sträubte man sich, ihn einzulassen. „Komm wieder, wenn die helle Sonne scheint“, rief ihm der Führer des Kommandos durch das Fenster in der Türe zu, als er vor den gekreuzten Speeren der Wächter stand. „Wenn du kannst!“ setzte er halblaut hinzu. Schließlich aber ließ man ihn ein.

Ein Sklave warf sich vor ihm zu Boden, ein anderer lief vor ihm davon. Er mußte zur Herrin gelaufen sein; denn Tanaquil stürzte ihm entgegen: „Lard, du! Bist du den Römern entflohen?“ Sie breitete die Arme und drückte ihn an sich. Tränen liefen über ihr Gesicht. „Daß Tinia dich beschützt hat!“ Nun kam Propertius. Auch er umarmte den Sohn. Und sie gingen zu dritt zu einer Ruhebank. „Erzähle!“ forderte der Vater auf.

Lard berichtete, wie er sich in der Höhle wiedergefunden hätte und ihn eine Frau gesund gepflegt und schließlich ihm den Weg in die Stadt gezeigt hätte. Propertius fragte: „Wer ist es?“ — „Räna.“ — Propertius sprang auf: „Räna lebt, und ich wußte es

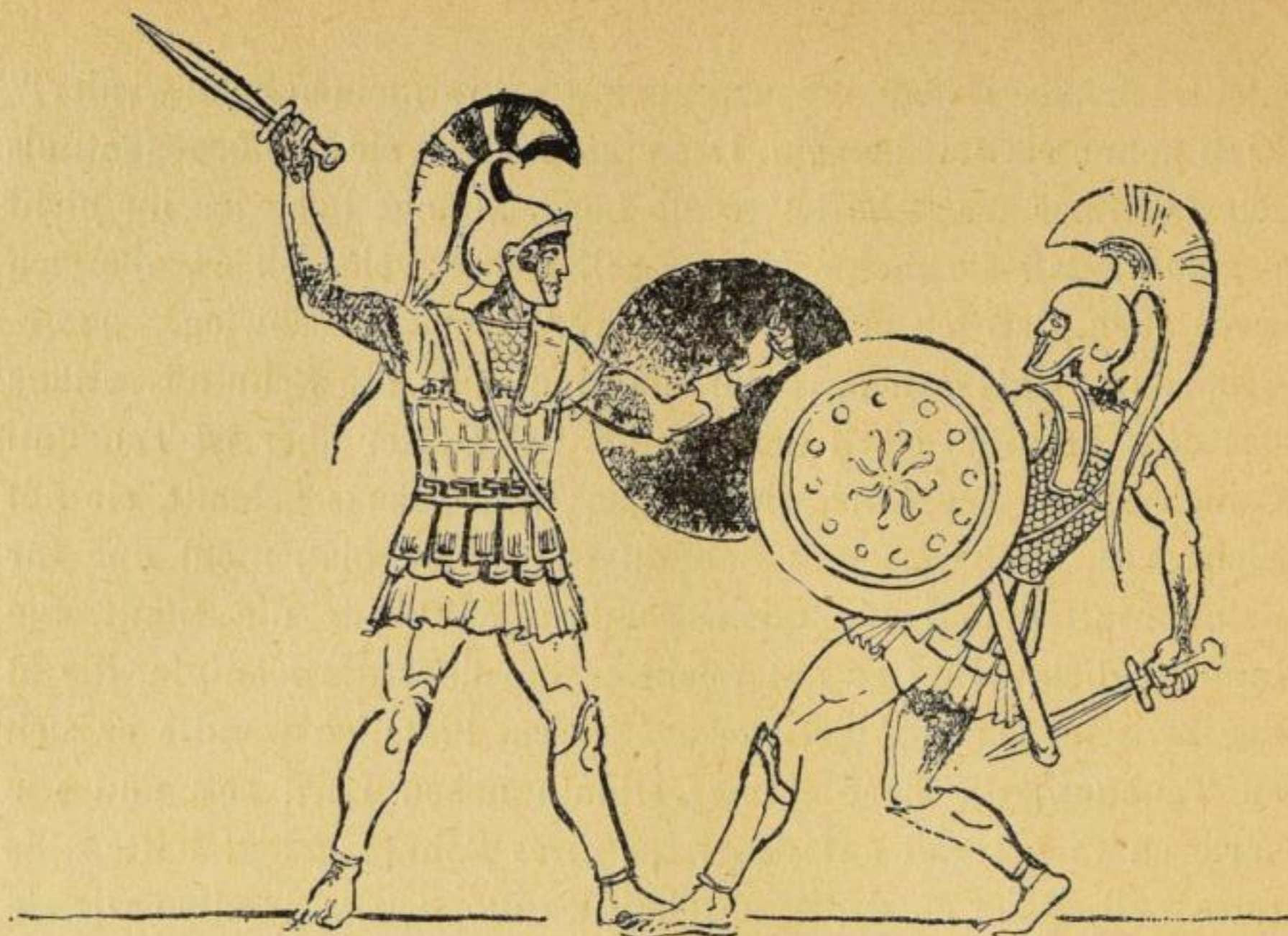


nicht. Ich habe sie verstoßen, und sie gibt mir meinen Sohn wieder!“  
„Ich kenne sie seit langem. Das erste Mal ist sie mir begegnet, als ich den Eber erlegt hatte“, sagte Lard. „Lange habe ich ihr nicht geglaubt, daß sie meine Mutter sei. Heute weiß ich es, aber ich weiß auch, daß ich nach Veji gehöre.“ Tanaquil schwieg.

Propertius legte seinem Sohn die Hand auf die Schulter. „Räna hat dich geboren. Nach dem Willen der Götter aber ist Tanaquil deine Mutter. Die Götter haben die Wege Ränas gelenkt, sie hat dich gerettet. Es ist gut, daß du wieder da bist, nicht nur für deine Mutter und für mich, sondern auch für die Stadt. Sie braucht dich.“ Und er unterrichtete ihn über die Kämpfe, die in der Zwischenzeit geführt worden waren. Plötzlich wandte er sich an Tanaquil, die noch immer stumm neben Lard saß und wie verloren ihre Hand auf den Arm ihres Sohnes gelegt hatte. „Es wäre Zeit, Räna zu danken. Sobald es möglich ist, wollen wir sie in die Stadt holen. Es gilt, Böses gutzumachen.“ Tanaquil nickte. „Auch ich habe viel an ihr gutzumachen, ich war es... und sie ist es, die der Stadt den besten der Lukumonen gerettet hat...“ Doch Propertius unterbrach sie: „Laß“, sagte er, „wir haben beide teil an der Schuld. Lard ist uns wiedergegeben. Die Götter zürnen nicht mehr. Bist du wieder gesund?“ wandte er sich an seinen Sohn. Lard streckte die Arme aus, um zu zeigen, daß er die alte Kraft wieder spüre. „Wo ist Egeria“, fragte er. Nach erschrockenem Schweigen erzählte Tanaquil, daß sie Vestalin geworden sei, als Aruns sie zwingen wollte, seine Frau zu werden. Lards Gesicht lief rot an. Seine Mutter wollte ihn besänftigen und mahnte: „Eben bist du von den Toten wiedergekehrt! Überlaß die Rache den Göttern!“ Doch Lard schüttelte den Kopf. Propertius schwieg.

Am nächsten Morgen ging Lard mit einer Schar Bewaffneter durch die Stadt. Plötzlich stand er in einer Gasse nahe der Stadtmauer Aruns gegenüber. Schon hatte dieser die Hand am Schwertgriff, und auch Lard zog blank. „Du hast genug gelogen und hast mich betrogen! Wo ist Egeria?“





„Sollte ich Egeria dem Sohn einer Sklavin geben?“ keuchte Aruns. „Komm heran, du keltischer Hund!“ Lard wollte aufbrausen, aber dann sammelte er sich zu eisiger Ruhe und trat dem Gegner gegenüber. Die ersten Hiebe fingen sie mit den Schilden auf, dann wurde das Fechten lebhaft. Aruns wurde unruhig. Einen Augenblick wurde sein Hals frei, und schon saß ein tödlicher Hieb. Aruns brach zusammen. Sinnend stand Lard vor dem Toten. Genugtuung war in seiner Brust. Er hatte Egeria gerächt, den Schimpf abgewaschen. Das Gesicht des Toten wurde alt, kaum war noch etwas von dem zu entdecken, was ihn einst an den Jugendfreund gebunden hatte. Herrisch schob der Tote das Kinn vor. Lard erkannte, daß er immer voll Neid und Mißgunst gewesen war. Ein unversöhnlicher Feind war er, der ihm heimtückisch nach dem Leben getrachtet hatte. Lard empfand keine Reue. Er rief seine Leute und wies sie an, den Toten über die Mauer zu werfen. Die Leiche stürzte in das Dunkel der Schlucht.

\*



„Noch ein Stück höher“, rief Scipio. Zwei Soldaten hoben die massige Figur des Reiterobersten zur Felsöffnung empor, in der einst Kalchas erschienen war. Scipio gelang es, sich in die Öffnung hineinzuschieben und festen Fuß zu fassen. Der Oberst wickelte das Seil von seiner Schulter und ließ es nach unten fallen. An ihm kletterten drei Soldaten nach. In ihren Gürteln steckten Fackeln. Sie gingen in den Gang hinein, so weit das Tageslicht schien. Dann schlug Scipio Feuer und zündete die Fackeln an. Sie drangen den Gang weiter vor. Stufen führten aufwärts, von Geröll bedeckt, von Wasser glitschig. Einmal gerieten die Römer in einen Irrgang. Gerade noch konnten sie sich festhalten, bevor sie in einen Schacht stürzten, aus dessen Tiefe sie Wasser rauschen hörten. Ein anderer Gang führte sie weiter nach oben. Die Luft wurde stickig, und die Fackeln drohten zu verlöschen. Schließlich endete der Gang. Ein runder, gefugter Stein schloß ihn ab. Der Oberst bot Schweigen. Sie standen lange und horchten, in ihren Ohren rauschte noch das Blut, und sie versuchten, das harte Pochen ihrer Herzen zu beruhigen. Endlich wußte Scipio, es waren nicht die Schläge seines Herzens, es waren Schritte, die über ihnen dumpf klopften. Und nun hörte er auch Stimmen.

Er hatte genug erfahren. Mit der Hand wies er zurück. Die Römer tasteten sich den Gang abwärts, und nach einer Stunde waren sie wieder am Ausgang. Die Nacht war inzwischen hereingebrochen. Die volle Scheibe des Mondes stand am Himmel. Gespenstisch rauschte das Wasser in der Schlucht, und die Äste eines kahlen Baumes griffen nach den Sternen.

\*

Propertius hatte ein Opfer befohlen. Die Gefahr für die Stadt war groß geworden. Wieder war es den Römern gelungen, den breiten Graben mit Reisig zu füllen. Diesmal nützte es nichts, zu versuchen, das Reisig in Brand zu stecken. Eine dünne Decke



glitzernden Schnees hatte die Landschaft überzogen, und die Sonne vermochte nicht, sie zum Schmelzen zu bringen. Das Reisig im Graben triefte vor Nässe. Bald würden die Belagerungstürme wiederkommen. In sicherer Entfernung standen sie schon bereit. Nicht zwei waren es, wie beim ersten Mal, vier, sechs, acht, hatte Lard gezählt, als er am Westtor stand und hinüber nach dem Wald sah. Morgen würden sie anrollen, morgen würde die Entscheidung fallen, ob es den Römern gelang, die Mauer zu brechen und das Tor zu stürmen.

In der kalten Luft des Morgens waren die Priester vor dem Tempel versammelt. Mit geschickten Händen hatte Vulcantius einen feisten Hammel getötet und die Leber herausgelöst. Seine blutige Hand gab sie an den Haruspex weiter. Wie stets stützte er seinen Fuß auf, legte seinen Ellbogen auf das Knie seines gebeugten Beines und betrachtete lange die dampfende Leber. Dann trat er vor den König hin und hob sie hoch empor. Hell schallte seine Stimme über den Platz. „Wer diese Leber in den Händen hält, wird siegen!“

Da hob sich vor ihm die Erde. Aus dem Mundusschacht sprangen römische Soldaten ans Tageslicht. Einer griff nach der Leber und riß sie dem erstarrten Haruspex aus den Händen. Gebrüll raste über den Platz. Unaufhörlich spie der Schacht römische Soldaten aus. Einer der ersten unter ihnen war Camillus. „Wir, wir siegen!“ rief er. Propertius hatte sich schnell gefaßt und zog sein Schwert. Camillus stürzte auf ihn zu. Sie drangen aufeinander ein. Die Schwerter blitzten in der Sonne. Doch dann gellte ein Todesschrei über den Platz. Veji hatte seinen König verloren.

Die römischen Legionäre formierten sich, drangen zum Forum vor, und was sich ihnen entgegenwarf, wurde niedergehauen. Eine Manipel wälzte sich zum Westtor. Hier befehligte Lard. Verzweifelt wehrte er sich gegen die Überzahl. Immer mehr römische Helme füllten den Platz vor dem Tor. Sein Haufe wurde auseinandergerissen und in die Seitengassen abgedrängt. Nun waren die Römer am Tor. Sie hoben die Sperrbalken, und weitauf öffneten



sich ächzend die Tore der Stadt. Jubelnde Rufe erschollen. Nun drangen die römischen Scharen auch von hier aus in die Stadt ein.

Lard schlug wie ein Rasender um sich. An eine Hauswand gelehnt, verteidigte er sich, griff an, stieß zu. Bald wagte keiner mehr, ihm entgegenzutreten. Plötzlich hörte er rufen: „Du bist es! Nanntest du dich nicht Marcus, als du in Rom warst?“ Es war Scipio, der auf ihn eindrang. Noch einmal nahm Lard seine ganze Kraft zusammen. Seine Hiebe saßen. Aber der Reiteroberst war auch zu Fuß wendig, und seine Kräfte waren frischer als die seines Gegners. Doch gelang es Lard, einen Armhieb anzubringen. Kraftlos sank Scipios Schwerthand nieder. Weit holte Lard aus, um dem Gegner den Todesstoß zu versetzen. Da fuhr ihm die Lanze eines Soldaten, der seinem Oberst zu Hilfe eilte, in die Brust.

\*

Ein Leibsklave meldete Tanaquil den Tod seines Herrn. Die Königin sank auf ein Ruhebett und verbarg ihr Haupt. Sie weinte; es war zu Ende. Sie hörte das Getümmel, das die Gassen hinauf- und hinunterraste. Sie vernahm das Prasseln des Feuers und sah die drohenden Rauchwolken, die den Winterhimmel verdunkelten. Leid überschattete ihr Denken. Propertius war kein Lukumon gewesen. Er hatte nicht retten können, was die Namenlosen zum Untergang bestimmt hatten. Und Lard? Aus der bittersten Verzweiflung heraus klammerte sie sich an den Funken Hoffnung, der ihr zu bleiben schien. Inbrünstig dachte sie an ihn. Sie hob den Kopf, starrte zur Tür und fuhr zusammen. Ein Schemen füllte die dämmrige Öffnung. Ein Mann stand dort: Lard. In seiner Brust stak eine Lanze. Seine Augen waren geschlossen, seine Hände hingen kraftlos herab.

Tanaquil schrie auf. Der Schemen schwand vor ihren Augen. Der Sog des Feuersturms auf den Straßen wehte den Türvorhang herein. Es war wie das Winken einer Hand.



Die Königin wußte, daß auch Lard nicht mehr lebte. Sie stand auf, ging zu einer Truhe, hob deren Deckel und nahm eine kleine Dose zur Hand. Sie schüttete sich ein weißes Pulver in den Mund, legte sich auf das Ruhebett und barg das Haupt unter dem dunklen Schleier.

Als römische Soldaten in den Raum stürmten, fanden sie eine Tote. Drei Stunden tobte der Kampf auf den Straßen, bis kein etruskisches Leben mehr in der Stadt war. Was nicht fiel, wurde zusammengetrieben und zu Sklaven gemacht. Auch die Burg wurde genommen. Die stolze Stadt starb in Mord und Brand.

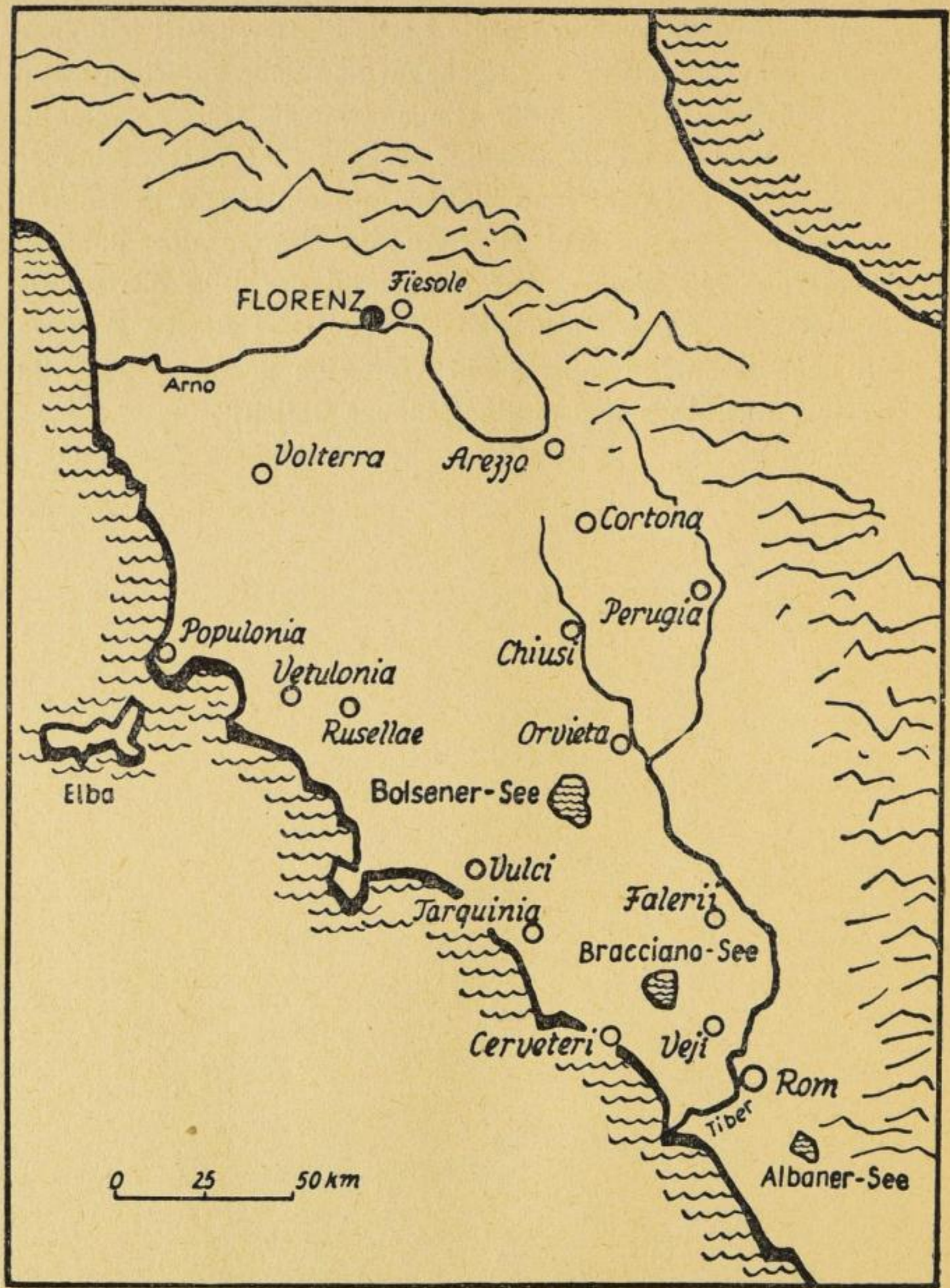
In der Nacht kündete der Feuerschein bis nach Rom den Untergang der großen Rivalin. Kein Blitz fiel hernieder. Die etruskischen Götter schwiegen.





Am nächsten Morgen hielt Rana in ihrer Höhle die fassungslose Egeria in den Armen. Das Wasser des Flusses unter ihnen war rot. „Ich habe dich gerettet“, sagte Lards Mutter, „weil ich einen Menschen brauche, mit dem ich über meinen Sohn sprechen kann. Er hat, wie ihr alle, in blinder Hingabe an die Götter geglaubt. Wenn er an sich und an seine Kraft geglaubt hätte, lebte er noch.“ Sie wies mit der Hand hinüber, wo ein langer Zug durch das sonnenbeschienene Tal zog. An der Spitze der dunklen Schlange fuhr ein Wagen. Auf ihm stand das Bild der Stadtgöttin Uni. „Sie waren stärker, die Römer. Dort führen sie eure Göttin nach Rom. Sie werden ein Weltreich gründen, weil die Götter tun, was kluge und mutige Männer wollen!“





Etrurien



## ZEITTADEL

- v. u. Z. 968 Beginn der etruskischen Säkularrechnung.
- 753 Sagenhafte Gründung der Stadt Rom durch Romulus und Remus. Sagenkönige: Romulus, Numa Pompilius, Tullus Hostilius, Ancus Marcius; von da an etruskischen Stammes: Tarquinius Priscus, Servius Tullius (Servianische Verfassung, Servianische Mauer) Tarquinius Superbus.
- von 537 an Die Etrusker stehen als Bundesgenossen an der Seite der Karthager gegen die vordringenden Hellenen und Latiner.
- 509 Tarquinius Superbus (der Hoffärtige) wird vom Thron gestoßen; Rom wird Republik. Tarquinius geht in die Verbannung zu den Etruskern und reizt diese gegen Rom auf.
- 508 Der etruskische König Porsena aus Clusium erobert für kurze Zeit Rom.
- 477 Das römische Geschlecht der Fabier wird an der Cremera vernichtet bis auf einen einzigen Knaben.
- 426 Die etruskische Stadt Fidenae am Tiber, die sich gegen Rom erhoben und vier römische Gesandte getötet hatte, wird erobert und ihr Acker als römisches Staatsgut eingezogen.
- gegen 400 Die römischen Ausdehnungsbestrebungen richten sich gegen die Etrusker.
- 396 Marcus Furius Camillus, römischer Diktator, erobert Veji. Der Prunksucht angeklagt, geht er freiwillig in die Verbannung.



390 Gallier unter Brennus erobern Rom (Vae victis! Wehe den Besiegten!). Camillus soll ihnen, zurückgeilt, ihre reiche Beute wieder abgenommen haben. Camillus war fünfmal Diktator. Der 365 Gestorbene gilt als zweiter Gründer Roms. Mit Vejis Fall beginnt das Aufgehen Etruriens im römischen Staat.



## BILDNACHWEIS

W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart, nach Vacano, „Die Etrusker“:  
Abb. 1—6, 10—12; SPADEM, Paris, & COSMO-PRESS, Genf,  
nach Bloch, „L'Art Etrusque“: Abb. 7—9.

Der Verlag dankt auch an dieser Stelle für die freundliche Über-  
lassung des Bildmaterials.



Erschienen 1959 im PRISMA-VERLAG Zenner und Gürchott, Leipzig

Lizenz Nummer 359 — 425/4/59

1. — 10. Tausend

Alle Rechte durch den Verlag vorbehalten

Satz und Druck in Bodoni-Antiqua

J. Schmidt KG, Buch- und Offsetdruckerei, Markneukirchen/Sa. — III/23/3











Geschenk von		Preis 6.50
AK-Hinw.		
Fach  1 Bte. 72. 8		
Bio K		Bild K
SWK		
Mag.-Stdnr. 34. 8° 1030 <sub>x</sub>		zu
ABGHKL Sonder-Aufst.	Ausl.-V. —	zu ○

III-9-139 c Id-G 54 59 11 10 359



